





EDMUND FÜR HOLZER

ARRO! ARRO!
So sah ich Tibet



WILHELM LIMPERT-VERLAG · BERLIN

Alle Rechte vorbehalten · Wilhelm Limpert-Verlag, Berlin SW 68 · 1942 · Buchgestaltung und Einbandentwurf von Willi Johannsmeier, Berlin · Schutzumschlagbild von Wilhelm von Szigethy, Berlin (nach einer Farbaufnahme des Verfassers) · Zeichnungen: K. Philipsen, K. Wieschala, Fischer-Rhein, Berlin · Fotos sämtlich vom Verfasser · Druck: Wilhelm Limpert, Dresden A 1 · Verlagsnummer 42096

Hermann Kriebel

zum Gedenken

Arro! Arro!

„Freund, Freund!“, so lautet der Gruß der Tibeter. Der Fremde tut gut daran, ihn nie zu vergessen und ihn stets als erster bei den seltenen Begegnungen in Tibets unwirtlichen Gebieten zu gebrauchen. Er war für mich ein Schlüssel zum Erfolg. Mit ihm möchte ich alle grüßen, die mir bei Vorbereitung und Durchführung meiner Reise so tatkräftig zur Seite standen. Er gilt auch dem Lande und den Menschen Tibets. Ich bin damals ins Ungewisse hinausgeritten, nicht als Forschungsreisender, sondern als Wanderer, den das Fremdartige und das Abenteuer lockte. Oft denke ich zurück, und dann ist mir, als schwinde von hohen Bergen noch einmal leiser Widerhall: Arro! Arro!

Einführung und Einfühlung

*R*eisesehnsucht lebt in uns allen. Nur wenigen ist das Glück beschieden, fremde Lande und fremde Völker zu sehen. Eindrücke aus solchen Wanderungen und Erlebnissen hüten wir zeitlebens als kostbares Gut. Man freut sich, im Freundeskreise längst verklungene Bilder neu erstehen zu lassen. So entstand dieses Buch. An Hand vieler Bilder, die ich während der Reise aufnahm, möchte ich meinen deutschen Landsleuten einen möglichst lebendigen Eindruck aus dem tibetischen Grenzlande vermitteln. Ein glücklicher Zufall bot mir die Möglichkeit, eine der berühmtesten Kultstätten Tibets, Labrang Gompa, zu besuchen.

Schanghai war der Ausgangspunkt meiner Reise. Eine dreimotorige Junkers-Maschine brachte mich in einem 2000-Kilometer-Flug nach Lanchow, von wo mein abenteuerlicher Ritt nach Labrang begann. Die Entfernung Lanchow—Labrang kommt einer Durchquerung der ganzen Schweiz streckenmäßig nahe. Jedoch handelt es sich hier um eine höchst unwirtliche und wegelose Hochgebirgslandschaft, deren Bewohner in dem nicht unbegründeten Rufe stehen, gefährliche Räuber zu sein.

Labrang Gompa, das Ziel meiner Reise, haben nur wenige Europäer erreicht. Viele meiner Aufnahmen sind erstmalig. Einmalig war das Erlebnis der Rückkehr des Panschen Lama nach Tibet.

Mir waren keinerlei wissenschaftliche Aufgaben gestellt; unbeschwert konnte ich das seltsame Geschehen auf mich wirken lassen.

Diese persönlichen Eindrücke möchte ich dem Leser so vermitteln, wie sie mir entgegentraten und wie ich sie empfand. Eine Einführung und Einfühlung in die geheimnisvolle Atmosphäre Zentralasiens hielt ich daher für notwendig. Das erste Kapitel soll in seiner Buntheit diesem Zwecke dienen und den Leser von Anfang an in eine neue Welt voll verwirrender Fremdartigkeit hineinstellen, wie sie auch mich umfing, als in Lanchow meine Träume begannen, Wirklichkeit zu werden.

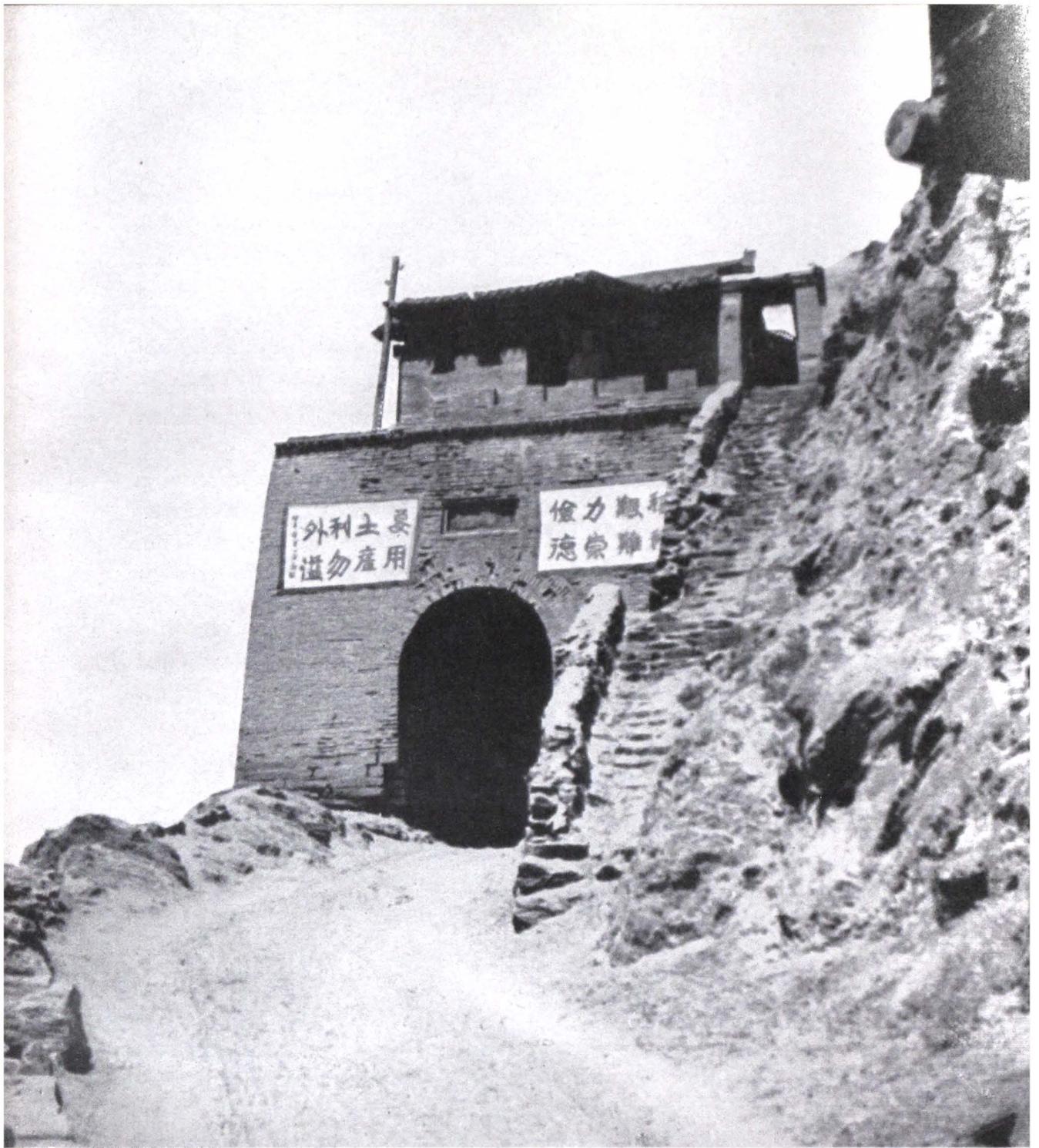
Gelbbraun wälzt der Riese Huang Ho seine gierigen, lößgetränkten Fluten durch senkrecht aufsteigende Schluchten steinharter Staubwälle. Gelbbraun schimmern Tal und Höhen. Hartgebackener Löß formt Wände und Dächer, Mauern und Türme. Ockergelber Staub liegt in der Luft, überdeckt in dicker Schicht Kleidung, Haare, Augenbrauen und Gesichter der Menschen. Löß liegt auf Blatt und Laub. Unter den Füßen von Tier und Mensch dampft er in aufgewühlten Wirbeln; er legt sich auf die Lunge, durchdringt jede Kleidung, knirscht auf den Zähnen. Durch dicht geschlossene Fenster findet er seinen Weg. König Löß ist überall; ihm ist alles untertan.

Karawanen schlürfen die alte Seidenstraße entlang. So war es seit Tausenden von Jahren; so wird es noch Jahrtausende bleiben. König Löß kennt keinen Kompromiß. Er ist stärker als Mensch und Technik. Und doch kann der tückische Riese den Drang der Völker nach dem Austausch kostbarer Güter nicht völlig hindern. Über Lößrücken und durch tiefgewühlte Lößrinnen zogen schon zur Römerzeit starke Karawanen; sie brachten dem herrschenden Rom wie dem schimmernden Hellas, dem gewaltigen Babylon und dem uralten Lande am Nil Berge kostbarer chinesischer Seidenbrokate.

Alle diese Schätze kamen auf ihrem langen Wege von Peking her durch das „Goldene Tor“, das an der alten chinesischen Reichsgrenze bei Lanchow schützend den Karawanenweg überwölbt.

Hier war das Tor der Welt, das sich dem Kaufmann, dem Krieger und dem Staatsmanne öffnete. Durch seine starken Mauern zogen schon viele Große der Erde hindurch — gar manche kehrten nie mehr zurück. Mit Lanchow ließ der in die Welt Wandernde den westlichsten Stützpunkt des Reiches der Mitte und den Schutz der „Großen Mauer“ hinter sich. Vor ihm lag drohend und schicksalschwer endlose Weite wilder Wüste.

Wer einmal durch das Goldene Tor hinausschritt und nach siegreicher Überwindung aller Gefahren wiederkehrte, für den erstahlte dieses schlichte Tor aus Löß und Stein wie helle Sonne. Denn golden war das Tor, wenn es den mutig in die Welt Stürmenden entließ, und strahlend golden, wenn es dem Weitgereisten nach Jahren, ja Jahrzehnten voller Mühsal und Gefahren wieder die Heimat erschloß.



Alle diese Schätze kamen auf ihrem langen Wege von Peking her durch das „Goldene Tor“, das an der alten chinesischen Reichsgrenze bei Lanchow schützend den Karawanenweg überwölbt

Auf einem Lößwall sitzend, träume ich still ins weite Tal. Breit und wuchtig liegt der gelbe Fluß mir zu Füßen. In stürzender Fahrt jagen schwer beladene Fellboote talwärts. Längs des südlichen Ufers breitet sich das trotzig umwallte Lanchow. Hoch über Fluß und Stadt wacht die alte Mandschufeste.

In bunten Bildern zieht die Geschichte von Jahrtausenden an mir vorbei. Hier tritt der Fuß des Wanderers in längst verwehte Spuren des listenreichen Marco Polo, des Welteroberers Tschingis Khan und des gewaltigen Kublai Khan.

Auch für uns Deutsche hat das Goldene Tor eine tiefere Bedeutung. Über diese alte Straße und durch dieses historische Tor kamen zu uns einst aus China die köstlichen Gewebe der Krönungsmäntel unserer deutschen Kaiser. Noch nach einem Jahrtausend überreicher Geschichte zeichnen sich im Lichterglanz der Nürnberger Meistersingerkirche die symbolhaften Wolkenmotive chinesischer Brokate hauchfein auf den ehrwürdigen Gewändern ab. So knüpfte die alte Seidenstraße schon zur Zeit der ersten Reichsgründung feine Fäden zwischen China und Deutschland.

Gelb, Rot und Grün

Geheimnisvoll rauschen die Wellen. — Aus dem Leibe des Kontinents, der ihm einst das Leben gab, wächst dem Huang Ho ewig neue Kraft. Auch ihren Völkern schenkt Mutter Asia aus voller Brust Jugend ohne Ende.

Hier im gewaltigen Stromgebiete des Huang Ho loderten die Flammen des größten Völkerbrandes menschlicher Geschichte. Die Taten großer Mongolen, die einst mit ihren Horden Europa überfluteten, leben noch in jedem Steppenzelt.

Die Erde bebt — wer weiß, ob nicht im Schoße des Riesen schon ein Funke glüht, der zündend neue Feuer über Asien trägt?

Ruhelos sind die Völker geworden; alle suchen sie nach neuer Form und neuer Größe. Aus dem Wirbel asiatischer Rastlosigkeit haben sich drei große Bewegungen herausgeschält, deren vorgetriebene Wellen im alten Sturmzentrum des Kontinents aufeinanderprallen.

Von Japan her stößt der gelbe Pfeil panasiatischer Kräfte über die mandschurische Grenze nach der Mongolei vor. Längs des Gelben

Flusses bis über Ningshia und an die Tore der Provinz Kansu zielt seine Spitze. Man muß streng unterscheiden zwischen pazifischer Expansion und panasiatischer Ideologie, wie sie Japans Vorgehen der Mongolei gegenüber kennzeichnet. Hier herrscht Buddhismus tibetischer Prägung. Gelingt es, die Stämme der Mongolen in den Bannkreis panasiatischer Machtballung einzubeziehen, wird kampflose Durchdringung des lamaistischen Zentralasiens in den nächsten Bereich der Möglichkeit gerückt.

Quer über die Marschrichtung Japans lagert sich die Spitze des roten Pfeiles. Von Norden und Nordwesten her frißt sich die Pan-Sowjet-Idee in das innerste Mark Asiens. Bis Amdo und über den Kokonor hinaus reichen ihre Fühler.

Weniger nach außen hin bemerkbar, aber von unvorstellbarem Fanatismus getragen, dringt der grüne Pfeil des Pan-Islam, von Arabien und Kleinasien kommend, über Persien, Afghanistan und Turkestan nach Kansu vor. Ein mächtiger islamitischer Völkerblock soll Asien beherrschen.

In dem strategischen Dreieck Amdo, Kokonor und Kansu berühren sich Pan-Asien, Pan-Sowjet und Pan-Islam. Weder Gelb, noch Rot, noch Grün kennen ein Zurück; dem Sieger winkt die Herrschaft über einen Kontinent.

Mitten hinein in dieses Gebiet sich reckender vulkanischer Kräfte wird mich meine Reise führen.

Geheimnisvoll rauschen die Wellen ...

Umbruch

Jenseits des Flusses reichen endlose Ketten wildzerfetzter Lößrücken bis an den wolkenlosen Horizont.

Irgendwo im Südwesten, über tausend Kuppen und Berge hinweg, liegt Tibet.

Auch dort schwelt der Brand; Ereignisse größter Bedeutung bereiten sich vor. Seit Jahren ließen Spaltungen und offensichtliche Zersetzungerscheinungen innerhalb der herrschenden lamaistischen Hierarchie die buddhistische Welt aufhorchen. Es ging nicht nur um religiöse Dinge, sondern um sehr nüchterne innen- wie außenpolitische Machtkämpfe. Durch Jahrhunderte war Tibet das abge-

schlossenste Land der Erde. Obwohl es kulturell von den buddhistischen Mutterländern Indien und hauptsächlich China wenigstens in seiner Oberschicht befruchtet wurde, verbot doch das völlige Fehlen von Verkehrswegen eine innigere Berührung mit den Nachbarvölkern.

Erst mit dem vor hundert Jahren in Asien einsetzenden anglo-russischen Interessenstreit fand Tibet als strategisches Glacis größere Beachtung. Im ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts besetzte England die Hauptstadt Lhasa und zwang Tibet handelspolitische Verträge auf. Der Dalai Lama geriet in der Folge immer mehr in englisches Fahrwasser. Jede antibritische Einstellung der Klöster des Landes wurde blutig und grausam unterdrückt. Die Morde an Hunderten von chinafreundlichen Lamas durch Parteigänger der unter britischem Einfluß stehenden Lhasa-Clique brachten natürlich erbitterten Einspruch des obersten Priesters, des Panschen Rimpotsche Lama, der mit Recht fürchtete, das Land könnte zum Vasallen Englands werden. Er unterlag, nicht ohne Einwirkung fremder Einflüsse, und mußte fliehen. Die Republik China bot ihm Asyl an und nahm ihn mit offenen Armen auf.

Es ist Frühsommer 1936: Nach langem Exil kehrt Tibets höchster Priester, der Panschen Lama, in das durch den Tod des Dalai Lama völlig verwaiste Land zurück. Gefährlich ist das Wagnis, das der Verbannte auf sich nimmt. Dieselben Kräfte, die ihn damals zwingen, in der Fremde Schutz zu suchen, stehen auch jetzt feindselig gegen ihren eigenen Kirchenfürsten. Vom Süden her ist ihm das Land verschlossen. Fern von Lhasa, in Tibets nordöstlichster Provinz Amdo, versucht der mutige Großlama Fuß zu fassen.

In jahrelanger Arbeit hatte China die Rückkehr des Priesterkönigs über Kansu vorbereitet. Während die chinesische Regierung entschlossen war, den Eintritt des Großlama durch Truppenkontingente zu unterstützen, vertraute dieser selbst völlig seiner kirchenfürstlichen Autorität. Die großen Lamaserien Amdos, deren Einfluß wenig hinter dem von Lhasa zurücksteht, traten sofort auf seine Seite. Geschickte Regie der buddhistischen Klöster Amdos, allen voran Labrang, bereitete für die Rückkehr ihres Hohenpriesters riesige Wallfahrten von Gläubigen vor, deren psychologische Wirkung auf Innertibet außerordentlich vielversprechend schien. Dazu kam, daß nach dem im Jahre 1933 erfolgten, reichlich mysteriösen

Tode des Dalai Lama, die tibetische Kirche nur noch ein Oberhaupt besaß, dessen Rückkehr aus dem Exil besonders die Gegner eines anglophilen Kurses unterstützten.

Mir war bekannt, daß der feierliche Eintritt des Großlama in sein altes Reich über Labrang erfolgen sollte. Dieses farbenfrohe, politisch sicher hochinteressante Ereignis mitzuerleben, war einer der Hauptbeweggründe für meine Reise. Ob mir der große Wurf gelingen würde, nach Labrang vorzudringen, das stand allerdings in den Sternen.

Kansu

Die Schwierigkeiten, die mir bei einer Weiterreise von Lanchow nach Amdo entgegenstanden, kannte ich sehr gut. Doch selbst im ungünstigsten Falle hoffte ich, reiche Eindrücke in der näheren Umgebung von Lanchow sammeln zu können. Vor allem reizte mich das Lößgebiet, der Oberlauf des Huang Ho und die vielen verschiedenartigen Typen der Bevölkerung. Ethnologisch bietet Kansu außerordentlich viel Wissenswertes.

Diese nordwestliche Provinz des eigentlichen China ist der einzige Landesteil, in dem alle fünf Rassen Chinas, wie sie in den fünf Farben der alten Reichsflagge verkörpert sind, wohnen.

Chinesen leben im Osten und im Zentrum; Mongolen bevölkern den Norden; Mandschu finden sich immer noch in beträchtlicher Stärke in Lanchow selbst, ferner in anderen früheren Garnisonen der Provinz. Über Lanchow liegt auf einem beherrschenden Plateau die historische Mandschufeste. Bis zur Abschaffung des Kaiserreiches im Jahre 1911 bestanden die Garnisonen ausschließlich aus Mandschu-Bannerleuten. Viele wurden während der Revolution erschlagen; die meisten verarmten. Dennoch sind einige tausend Mandschu-Familien in der Provinzhauptstadt sesshaft geblieben.

Mohammedaner haben geschlossene Siedlungen in den Bezirken Haicheng, Titao und Hochow. Ihre Zahl wird für die ganze Provinz mit zwei Millionen angegeben. Trotz gleicher Sprache sind sie von den Chinesen rassisch völlig verschieden. Ihre Vorfahren kamen vor eintausendeinhundert Jahren aus Turkestan und Persien und breiteten sich bald über alle Provinzen Chinas aus. Nach ihnen

heißen sie heute noch Turki. Neben Ackerbau treiben sie Handel; im Grenzgebiet beherrschen sie auch den Karawanenverkehr. Zwischen ihnen und den Chinesen herrscht unversöhnliche Feindschaft. Der letzte große Aufstand, 1926—1928, endete mit einer vernichtenden Niederlage für die Turki; sie hatten zweihunderttausend Tote zu beklagen. Ein Menschenalter früher wurden durch einen ähnlichen Aufstand die Provinzen Kansu und Schensi völlig verwüstet. Mehr als zehn Millionen Menschenleben gingen verloren. Tibeter nehmen die westlichen und südwestlichen Grenzgebiete ein. Sie gehören zu den Amdostämmen. Ihr Siedlungsgebiet bildet zusammen mit der Kokonor-Gegend die Urheimat der Tibeter. Zwei der heiligsten Stätten des tibetischen Buddhismus, Kumbum und Labrang, gelten als Amdos Kulturzentren.

Reisepläne

Der Wunsch, bis Tibet vorzudringen, war in den Jahren meiner Tätigkeit im Fernen Osten immer lebhafter geworden. Einen großen Teil Asiens hatte ich schon bereist. Zentralasien war für mich Neuland. Eine ganze Reihe hervorragender Gelehrter und Forscher lernte ich in den Ländern des Ostens kennen. Wir hatten die Freude, Professor Dr. Filchner in Schanghai oft bei uns zu sehen; aus seinen Reiseerzählungen formte sich in mir Tibet immer mehr zu einem lebendigen Begriff, der durch manches Gespräch mit Professor Boerschmann, Professor Stübel und Dr. Schäfer noch vertieft und erweitert wurde.

Den Entschluß zu einer Tibetreise erleichterte mir die Tatsache, daß zwischen Schanghai und Lanchow seit kurzem Flugverkehr eingerichtet war, so daß ich in einem Tage von der Küste bis zur Grenze Zentralasiens gelangen konnte. Die dreimotorigen Maschinen der chinesisch-deutschen Luftverkehrsgesellschaft Eurasia überfliegen die zweitausend Kilometer lange Strecke von der Küste bis zum Oberlaufe des Huang Ho in neunstündigem Flug. Der normale Anmarsch mit der Bahn nach Sianfu und von da zu Pferd oder mit dem Auto nach Lanchow nahm immer noch mindestens eine Woche, oft genug aber vierzehn Tage in Anspruch. Denn Westschensi und Ostkansu waren als unsicher bekannt und be-

rüchtigt. Immer wieder unterbrachen räuberische Überfälle jeden Verkehr zwischen Sianfu und Lanchow. Die Erschließung Kansus durch unsere dreimotorigen Ju 52 ist eine Großtat neuzeitlicher Verkehrsentwicklung. Deutsche Flugzeuge und Piloten im Dienste des chinesischen Luftverkehrs haben das Prestige unseres deutschen Namens in alle Provinzen Chinas getragen. Die wackere Eurasia, unter Leitung des früheren Kriegsflegers Hauptmann Richard Walter, hielt die Regelmäßigkeit des Verkehrs auf den von ihr beflogenen Strecken auch bei schlechtem Wetter aufrecht. Bis zu fünftausend Meter mußte die Ju 52 klettern, um die Gebirge von Schensi und Kansu zu überqueren. Stundenlanger Blindflug war an der Tagesordnung. Weder drohende Vereisung noch Unmöglichkeit einer Notlandung schreckten unsere Piloten. Nicht einmal die Gefahren des Krieges konnten sie von der Erfüllung ihrer Pflichten im Dienste deutsch-chinesischer Zusammenarbeit abhalten. Auf jeden Mann der Besatzung darf Deutschland mit Recht stolz sein.

Von dem Wunsche, nach Amdo vorzudringen, bis zur Verwirklichung meines Planes war ein weiter Weg. Die größten Schwierigkeiten lagen in der fast völligen Unmöglichkeit, die nötigen Pässe zu erhalten. Die Regierung in Nanking betonte, daß sie nicht für meine Sicherheit bürgen könne; sie hatte eigens von Lanchow eingehende Berichte angefordert, welche einmütig die völlige Unsicherheit längs der von mir vorgeschlagenen Route hervorhoben. Alle meine chinesischen Freunde rieten mir ab, nach dem Nordwesten zu reisen.

Dadurch wurde mein Widerspruchsgeist geweckt; in mir reifte der Entschluß, auch ohne Paß die Reise zu wagen. Mit vieler Mühe erreichte ich vom Auswärtigen Amt in Nanking eine Aufenthaltserlaubnis für das Stadtgebiet Lanchow. Darüber hinaus blieben alle meine Paßbemühungen erfolglos. Unterderhand bekam ich sehr wertvolle Einführungsschreiben des chinesischen Ministerpräsidenten Wang Ching Wei an die führenden Männer der Provinz Kansu. Der deutsche Generalkonsul in Schanghai, Herr Oberstleutnant Kriebel, versah mich mit einem mir außerordentlich wertvollen amtlichen Geleitbrief.

Es entspann sich nun ein lebhafter Briefwechsel mit der Steyler Mission in Lanchow, die ja die besten Kenntnisse von Land und Leuten hatte, und auch Professor Dr. Filchner bei allen seinen Ex-

peditionen in jeder Weise behilflich war. In selbstloser Weise stellten sich mir die Steyler Landsleute mit Rat und Tat zur Verfügung. Sie versprachen, mir von Lanchow aus landeskundige Begleiter mitzugeben und besorgten, angefangen von den Pferden bis zum Sattel und Proviant, meine Ausrüstung, soweit ich sie nicht in Schanghai erhalten konnte. Die deutschen Vertretungen von Bayer und Agfa in Schanghai unterstützten mich in entgegenkommender Weise. Bayer stellte mir eine reich ausgestattete Reiseapotheke zur Verfügung, und die Agfa rüstete mich mit den erstmalig in China eingetroffenen Naturfarbfilmen aus. Mittlerweile hat deutsche Technik viel vollkommenere, ja vollendete Farbfilme herausgebracht. Diese waren aber damals noch nicht auf dem Markte. Um so mehr freute ich mich über Erfolge, welche ich mit den ersten Multi-Color-Filmen unter widrigsten Verhältnissen erzielen konnte. An Apparaten nahm ich meine Agfa Movex für Filmaufnahmen mit, für Porträtaufnahmen behielt ich meine bewährte Voigtländer Superb bei und als „schweres Maschinengewehr“ begleitete mich wie immer meine unverwüthliche Kontax. Den tropenfesten Agfa-Filmen Isopan und Isochrom blieb ich auch diesmal treu.

Ich möchte betonen, daß ich weder eine „Expedition“ noch eine „Forschungsreise“ geplant hatte. Mir genügte das Glück, die nur wenigen gebotene Gelegenheit wahrnehmen zu können, einen Blick in entlegenste Teile Asiens zu tun. Daß es mir in der Folge gelang, eine Reihe von Erstaufnahmen in Labrang zu machen, betrachte ich als glücklichen Zufall, denn an Labrang sind schon Berufenere gescheitert.

Anfang Juli 1936 war ich reisebereit. Am frühen Morgen des siebenten Juli flog ich von Schanghai ab; meine tapfere Frau winkte, bis sie meinen Blicken entschwand.

Flug-Erleben

Es scheint unfaßlich. — Gestern morgen erst verließ ich Schanghai, und heute bin ich hier in Lanchow, zweitausend Kilometer Luftlinie von der Küste entfernt. —

Langsam schlendre ich stromab. Noch einmal erlebe ich die großen Eindrücke des gestrigen Tages:

In neunstündigem Flug brachte mich eine deutsche Ju 52 nach Lanchow. Die Schönheit und Abwechslung eines Fluges quer durch das riesige Reich China ist kaum in Worten zu schildern. Hoch aus der Vogelschau erlebt man in ein paar zusammengeballten Stunden die Geographie Ostasiens aus dem aufgeschlagenen Buch der Wirklichkeit. Ich bedauerte unendlich, daß meine Lieben und die zurückgebliebenen Freunde und Bekannten nicht an diesen glücklichen Stunden teilnehmen konnten.

Während des Fluges habe ich in kurzen Stichworten einige Eindrücke zu Papier gebracht; ich möchte sie ungeändert wiedergeben: Meine Tibetreise erhält einen „fliegenden Start“. In achthundert Meter Höhe schweben wir in Richtung Chengchow. Die Junkers liegt ruhig zwischen zwei Wolkenschichten. Durch die weißen Wattebäuschchen hindurch grüßt das chinesische Flachland herauf; über uns blitzt durch Lücken der langgezogenen grauweißen Wolkenfläche hellblauer Himmel. Die untere Dunstdecke ist gerade hoch genug, um die Gipfel einer etwa vierhundert Meter hohen Hügelkette einzuhüllen. Hin und wieder lugen neugierig dunkelindigofarbene Kuppen über den sichtverdeckenden Wolkenteppich heraus.

Mittlerweile rückt der Zeiger der Uhr auf zehn. Vor zwei Stunden starteten wir vom Lunghua-Flugfeld in Schanghai. Der Flug ist um vieles ruhiger und genußreicher als die schönste Eisenbahnfahrt. Bodensicht ist gut — trotz stark eingelagerter, schmutzig-perlmutterfarbener Wolkenfetzen, die am Horizont in einen regenbogenfarbenen Dunst zerfließen. Wir haben den Huai Ho überflogen; der Schatten unserer Maschine wandert über die kleinfeldrige Mosaiklandschaft Zentralchinas. Zum Teil ist die Ernte schon eingebracht; braune, satte Farben frischen Umbruchs mischen sich in grüne Ackerstreifen. Schwerbeladene Boote beleben lehmbraune Wasseradern, kleinere Moorflächen fließen wie ausgegossene, saftgrüne Farbe in nutzbares Land hinein. Wo immer dunkle Baumgruppen zu erblicken sind, versteckt sich in ihrem Schatten ein chinesisches Dorf. Direkt unter uns liegen diese Siedlungen bereits unglaublich dicht beisammen; je schräger der Blick die Landschaft streift, desto mehr nähern sich die dunklen Flecken einander — am Horizont bilden sie eine fast zusammenhängende, dunkelgrüne Parkfläche. Die einzelnen Orte sind nach praktischen Gesichtspunkten angelegt. Meist

schlängelte sich um sie ein mehr oder weniger breiter Wasserarm herum, der sowohl vor plötzlichen Überfällen Schutz gewährt, wie auch als Verkehrsstraße hervorragend geeignet ist. Wie Burgen sehen manche Ansiedlungen von oben aus. Kaum ein Acker, der nicht gleichzeitig Gottesacker der Familie des Pflügers ist. Unendlich viele kleine, grüne Punkte im braunen Bruch — grasbestandene Grabhügel — erschweren die systematische Ausnützung des Bodens. So erdverbunden und ahnentreu ist dieses Volk, daß es die Toten an seiner geringen Nutzfläche Anteil nehmen läßt. Man wird immer wieder von der Tiefe dieses Totenkultes ergriffen, selbst wenn man das Recht der Verstorbenen, den Lebenden das Brot zu schmälern, bestreitet.

Es ist elf Uhr. Die Wolkendecke hat sich geschlossen; unter den wenigen „Sehscharten“ enthuschen blitzschnell Feld und Dorf. Rechts unten werden die Lücken zahlreicher; links ragen aus der grauen Decke die Gipfel weißglänzender Wolkenberge. Eine sehr hohe Dunstschicht verschluckt das Flugzeug; schade — da werden wir wohl nicht viel von Chengchow sehen.

Es ist elf Uhr fünfzehn — eine bessere Bodensicht erlaubt neue Beobachtung. An Stelle der bisher überwiegenden Wasserstraßen treten mehr und mehr krumme und anscheinend kaum mehr als pfadbreite Feldwege. Kleine, tiefliegende Wolkenfetzen werfen hastige Schatten über den Grund; wie Silber blitzen die Damakflügel; kaum fühlbar geht hin und wieder die linke oder rechte Spitze einen Hauch nach oben oder unten.

Elf Uhr dreißig. Keine Kanäle mehr sichtbar. Die Ansiedlungen werden beachtlich groß. Fast alle sind ummauert. Einige haben Tempelhügel, alle sind dicht mit Bäumen bestanden. Rund, oval oder in unregelmäßigen Vierecken betten sich Dörfer und Städte in die Landschaft. Die fast durchweg einheitlich von Südwest nach Nordost ziehenden Felder laufen wie bunte Batistbänder am Horizont zusammen.

Elf Uhr fünfunddreißig. Unter uns ein Kanal, der aber nur teilweise schiffbar ist und in smaragdgrüne Ödflächen und breiten Morast übergeht. Wie von einer Überschwemmung ins Land hineingetragen liegen ganz unmotiviert breite Lößbänder quer zum Ackerland.

Es ist elf Uhr vierzig. In zehn Minuten sollen wir Chengchow erreichen. Die Maschine kippt vornüber. Mitten in die böige Dunst-

decke hinein. Fetzen hauen über die starken Flügel, wir stoßen durch. Voraus liegt nicht gerade vielversprechendes Wetter. Wir gleiten mit gedrosseltem Motor — auf fünfhundert Meter, vierhundert Meter — immer tiefer — am Horizont tauchen die ersten Bergzacken auf, Bauern in breiten Strohhüten arbeiten auf den Feldern, über die breite Fläche der Stadt Chengchow hinweg schweben wir aus.

Das Flugfeld ist eine große, bei gutem Wetter feste Wiese. Ein Windsack, zwei Radiokleinmasten, zwei zehn mal fünf Meter große einstöckige Gebäude, in deren Schatten eine einmotorige Junkers döst, welche für den Zubringerdienst nach Peking eingesetzt ist. Die Brennstoffauffüllung geht „behelfsmäßig“ vor sich. Als die Maschine ausrollt, entdecke ich seitlich des linken Flügels eine Reihe von Zinnkanistern, daneben einige Kulis mit der unvermeidlichen Bambustragstange. In schnellem Tempo werden nun die „tins“ unter der Nase der Ju 52 aufgestapelt. Dann kommt der Vormann, in der Hand einen schweren Holzstock, der in eine gewichtige Eisenspitze ausläuft. Mit der stößt er, links, rechts — ruck zuck — in jede Kanne ein zirka zehn Zentimeter großes Loch, welches ein rascheres Entleeren der Kannen ermöglicht, als die fein säuberlich von der Oil Company gebohrten, viel zu kleinen Öffnungen. Zwei Kulis stehen hoch auf dem Flügel und gießen den Inhalt der Tins in den durstigen Leib unseres Riesenvogels. Mit blecherem Aufprall landen die leeren Gefäße am Boden. Es geht auch so und spart Zeit. Lustig ist, wie selbst bei dem modernsten Verkehrsgerät irgendwo doch chinesische Lebenskunst und Praxis ihr Betätigungsfeld finden. Altes, unwandelbares Asien!

Nach genau halbstündigem Aufenthalt starten wir wieder um zwölf Uhr siebzehn Minuten. Nach einem Anlauf von knapp zwölf Sekunden löst sich die schwere Maschine unmerklich vom Boden. Chengchow liegt in einem starken Windkessel, der in der Flugrichtung nach Sianfu im rechten Winkel von Bergen abgegrenzt wird. Unangenehme Böen greifen in den ersten Flugminuten nach uns. Um zwölf Uhr fünfundzwanzig sind wir bereits in tausend Meter Höhe in der untersten Wolkenschicht. Das Flugzeug liegt wieder vollkommen ruhig. In breiten Adern zerfurchen merkwürdige Lößrisse das Feldermosaik. Wir überfliegen einen Hügel, der in sanften, kultivierten Terrassen aufsteigt und auf dem Plateau

eine festungsähnliche Ummauerung zeigt. Erneute Hügelterrassen; auf der Kuppe liegt ein schmuckes Bauerngehöft mit gut erhaltenen Verteidigungswällen. Zu unserer Rechten schwebt heiter und friedlich eine sonnenumglänzte Wolkenwiese; schräg tief unter uns liegt welliges Flachland, links spielzeughafte Terrassenkultur, voraus halb links recken sich wilde Felskegel. Mit zunehmender Höhe der Stufenfelder kriechen auch die menschlichen Siedlungen immer höher; wenig geschlossene Dorfgemeinschaften, mehr Weiler und Einöden. In Flugrichtung schlängelt sich faul und verdrossen ein Flußbett, mehr Sumpf als Fluß.

Es ist zwölf Uhr fünfunddreißig, wir sind ständig gestiegen. Tief unter uns, auf dem Rücken eines schmutzig braunen Stromes mit unendlich vielen Inselchen, lassen sich kleine Fahrzeuge fast nur noch erraten. Hinter uns liegen die ersten Bergketten — den Grat entlang ziehen graue Pfade, am Fuße fressen sich tiefe Furchen in fruchtbares Stufenland.

Zwölf Uhr vierzig — links seitlich ein breites, versandetes Flußbett, große, geschlossene Ansiedlungen, meist umwallt.

Ein Uhr zehn. Voraus ein Gewirr von Bergzügen. Unter uns merkwürdig in Stromlinienform verlaufende Hügel. Zahlreiche Ansiedlungen mit geringem Baumbestand.

Ein Uhr fünfzig. (Habe bis jetzt mit dem Piloten Köster geplaudert.) Breite, tiefe Regenfurchen verwandeln einen steil fallenden Lößhang in unwirtliche Wildnis. Städte und Dörfer heben sich nicht mehr von der Bodenfarbe ab; die Häuser sind einheitlich aus Lößerde geformt. Immer häufiger sieht man Lößhöhlen, die armen Schensibauern als Wohnung dienen. Wir überfliegen die große Biegung des Huang Ho. Zornig und böse windet sich die „Sorge Chinas“ erst längs, dann rechtwinklig nördlich zu unserer Flugrichtung.

Steile Basalttürme steigen senkrecht aus dem Tale. Bis an den Fels heran reicht schüchterner Stufenbau, und hoch oben in den Hängen leuchten in lebensfrischem Grün schmale Grasbänder aus dem trostlosen Grau. Wir überfliegen den wildesten aller heiligen Berge Chinas, den Hua Shan. Wie eine Lanzenspitze bohrt er sich in den Himmel. Winzig kleine weiße Punkte zeigen, wo überall Tempelchen und Klöster in die Schründen und Grate geklebt sind. Auch rechts bietet sich dem Auge eine fremde Welt. Wir erleben

die Entstehung eines Staubsturmes. Auf der Nordseite des Huang-Ho-Bettes lagert, so weit der Blick reicht, trockener, angeschwemmter Löss in berghohen Massen. Der Wind kommt von Südwesten und prallt fast in rechtem Winkel auf diese Staubbünen. Aus dem Flußtal steigen wirbelnd graubraune Schwaden und bilden schon am Horizont nordöstlich unserer Flugrichtung eine undurchdringlich finstere Wand. Meilenweit sehen wir das Kochen und Wirbeln der Staubmassen. Wir verfolgen das unheimliche Naturschauspiel noch lange, nachdem der Fluß selbst unseren Blicken entschwunden ist. In Kansu werden wir ihn wiedersehen. Links türmen sich die Schattenrisse zehnfach hintereinanderliegender Bergketten. Wir lassen auch sie hinter uns.

Zwei Uhr zehn. — Wir gehen fühlbar von unseren zweitausendfünfhundert Metern herunter. Voraus schneidet ein breiter Fluß quer durch ein großes Tal, dahinter in unserer Flugrichtung nach Lanchow reckt sich unangenehm breitspurig eine Hochgebirgskette. Schwere Böen packen uns an. Links passieren wir grasbestandene Eintausender; geradeaus kommt eine Talöffnung in Sicht. Vor uns liegt Sian, das alte Changan, mit seinen eindrucksvollen Mauern. Vor die Berge am Horizont legt sich graublauer Dunst. — Die Stadtmauer weist viele Bastionen auf, riesige Stadttore liegen genau in den vier Himmelsrichtungen. Schlanke Pagoden beleben die Landschaft. Wir kreuzen die Bahn und gleiten zwei Uhr neunzehn über dem Flugplatz aus, der knapp einen Kilometer nördlich der Stadt liegt. Die dreimotorige Junkers, welche von Chungking kommt, steht bereits da. Sie wird uns nach Lanchow bringen.

Drei Uhr sechs Minuten. Eben starten wir. Drei Uhr fünfzehn — Fluß in Flugrichtung. Dahinter Gebirge. Eigenartig helle Ackerflächen rings um die Ortschaften. Einige tiefe Lösscañons.

Drei Uhr einundvierzig — unter uns mattgrüne, baumlose Bergketten und vor uns schräg links immer noch der Fluß. Wir fliegen in dreitausendsiebenhundert Meter Höhe hoch über prächtigen Stufenfeldern. Voraus geschlossene Wolkenbank, deren undurchdringliche, milchweise Wände uns aufnehmen. Wir klettern auf viertausendzweihundertfünfzig Meter. Sicht kaum bis zur Flügelspitze. Angenehme Kühle entschädigt uns für die fürchterliche Bruthitze in Sianfu. Die Piloten klagten, daß es in Chengtu noch viel unerträglicher gewesen sei.

Vier Uhr achtundvierzig — zum erstenmal seit einer Stunde sehe ich unter uns Land, eine Bergspitze mit einer dreifach umwallten Rundburg. Vier Uhr einundfünfzig, Höhe dreitausendzweihundert Meter. Tief unter uns Terrassenbau und grasbestandene Kuppen. — Nebelwand, eine Minute später herrliche Hügellandschaft, Lößcañon in Flugrichtung.

Vier Uhr fünfundfünfzig, zweitausendneunhundertfünfzig Meter. Plötzlich links ein weites Tal, rechts unter uns Mittelgebirge. Wiederum Rundburgen auf hohen Kuppen. Unzählige Höhlenwohnungen in den Lößhängen. Man sieht deutlich die Eingangschächte. Senkrechte Bergrillen; schichtweise stuft sich der Löß bis zum Tal ab. Von kleinen braunen Flecken abgesehen ist, soweit das Auge reicht, alles grün.

Fünf Uhr zehn — zweitausendfünfhundert Meter. Braune Kühe und schwarze Ziegen grasen an den Abhängen. Graf Castell, der jetzt führt, fliegt dicht über die Hügel hinweg, um mir den Blick aus nächster Nähe zu ermöglichen. Herden von weißen Schafen verteilen sich wie Schneeflocken über den ganzen Hang. Vor uns öffnet sich das Tal von Lanchow. Heftige Böen beim Niedergehen. Wie blankes Kupfer glitzert der Huang Ho in der Sonne. Große Wasserräder längs der Uferhänge. Die ganze Stadt ist einheitlich lößfarben. Fünf Uhr siebenundzwanzig: Ehrenrunde über Lanchow und über der Steyler Mission. Um fünf Uhr dreißig berühren die Räder den Boden.

Lanchow

Eine Menge Chinesen erwarteten auf dem Flugplatze Familienangehörige, welche mit der Ju 52 aus Sianfu gemeldet waren. Jeder einzelne Reisende — es waren meist Mütter mit kleinen Kindern — wurde nicht nur von seinen engeren Verwandten, sondern von einem ganzen Schwarm Sippenangehöriger begrüßt. Die Innigkeit des Wiedersehens hatte etwas Rührendes und zeigte mir aufs neue chinesischen Familienzusammenhalt in eindringlichster Weise. Die Männer im weißen Ischang und die schlanken Frauen in ihren eng anliegenden bunten Kleidern winkten bereits lebhaft, als wir vor der Landung noch eine Kurve über dem Flugfeld zogen.

Unter den wohlhabenden Chinesen ist die Flugreise von Sian nach Lanchow schnell populär geworden. In knapp zwei Stunden legt die Junkers über drei- und viertausend Meter hohe Gebirge eine Strecke zurück, die — ohne Störung — auf schlechten Straßen sonst mehr als eine Woche beschwerlichster Reise erfordert. Die Gegend ist unsicher, und räuberische Überfälle sind an der Tagesordnung.

Von der Steyler Mission waren Pater Senge und Bruder Julius zu meinem Empfang erschienen. Wir begaben uns mit den Fliegern in das am Flugplatz gelegene Eurasiaheim; Paßkontrolle und Gepäckrevision waren kaum mehr als freundliche Formalität.

Ein köstliches kleines Erlebnis gab es noch im Fliegerkasino. Meine fürsorgliche Frau hatte mir so viel Reiseproviant mitgegeben, daß bei der Landung in Lanchow unter anderem noch eine Thermosflasche voll starken Kaffees unberührt übriggeblieben war. Ich sehe heute noch das große Staunen im Gesicht von Pater Senge, als ich die Flasche entkorkte und den dampfenden Inhalt in die Tassen goß. Er konnte sich gar nicht beruhigen: „In Schanghai gekocht, und hier, zweitausend Kilometer Luftlinie entfernt, noch brühend heiß? Wenn ich daran denke, daß ich für meine erste Reise von Peking nach Lanchow fast drei Monate brauchte!“

Im geräumigen Missionsauto, einem bewährten Mercedesveteranen, ging es mit Bruder Julius am Steuer zur Stadt. Wir passierten die Stätte, wo im Herbst des Vorjahres eine ungeheure Munitionsexplosion, die auch Professor Filchner aus nächster Nähe miterlebte, entsetzliche Verheerungen angerichtet hatte. Ganze Straßenzüge lagen noch in Trümmern. Unser Weg führte durch enge und vom Regen aufgeweichte Straßen. Bald ist die Mission erreicht; sie ist groß angelegt, stark umwallt, eine Stadt für sich. Bei den Chinesen führt sie den aner kennenden Namen „Deutsche Konzession“. Nach einem überaus freundlichen Empfang war ich bei dem Leiter der Mission, Bischof Buddenbrock, zum Abendessen eingeladen. Später wurde ich den Mitgliedern der Mission, soweit sie anwesend waren, vorgestellt. Außer einigen jüngeren Brüdern hatten die Missionare fast ausnahmslos während des Weltkrieges an den deutschen Fronten gestanden. Es wurde nur von Deutschland gesprochen.

Die meisten dieser Männer hat die Nachkriegszeit auf eine stillere Bahn gedrängt. Sie führen bestimmt kein Leben frömmelnder Be-

schaulichkeit. Als Pioniere haben sie hier in der Provinz Kansu Großes für deutsche Geltung geleistet. Aus dem Nichts hat deutscher Kampfgeist und ein auf hohes Ziel gerichtetes Draufgängertum Vorbildliches geschaffen. Außer den von den Steylern aufgebauten neun Lazaretten bestehen keinerlei Krankenhäuser in der ganzen Provinz. Auch als Baumeister und Berater haben sie sich und ihrer deutschen Heimat höchste Achtung bei den chinesischen Behörden errungen. Jeder einzelne dieser alten Soldaten hat tolle Abenteuer hinter sich: Banditenüberfälle, Verwundungen, monatelange Ritte und Märsche auf steilsten Pfaden, Hunger und Durst, Hitze und Kälte. Aus den Erzählungen des Bischofs Buddenbrock ist mir ein kleines Streiflicht besonders stark in der Erinnerung haften geblieben.

Auf den weißgekalkten Wänden des überdachten Klosterganges sah ich eine Reihe gut ausgeführter farbiger Landschaftsbilder. Auf meine anerkennende Bemerkung sagte der alte Missionar: „Die weiße Wand mit den Bildern ist gar nicht so sehr als Schmuck gedacht. Wenn unsere Leute nach langer Abwesenheit von den Außenstationen lößmüde zurückkommen, brauchen sie dringender als alles andere eine Aufmunterung durch neue Farbeindrücke. Wir stellen ihnen Liegestühle im Garten auf, so daß sie die weiße Wand mit den Bildern stets vor Augen haben. So finden sie am schnellsten ins Leben zurück. Von Tag zu Tag fühlbarer schütteln sie die grauenhafte Apathie ab, die den einsamen Europäer bei langem Aufenthalt im Löß befällt, dessen gelbbraune Monotonie früher oder später auch die stärkste Natur fast erdrückt. Die gekalkte Wand mit den bunten Bildern richtet sie seelisch und körperlich besser auf, als dies irgendein Medikament vermöchte.“

Meine erste Nacht in Lanchow verlief etwas unruhig. Ich bezog ein sauberes, einstöckiges Häuschen innerhalb der Mission. Die Fenster meines Schlafzimmers hatte ich weit geöffnet, um die köstlich kühle Nachtluft atmen zu können. Der Fensterrahmen lag einen Meter über ebener Erde. Ich war wohl kaum eingeschlafen, da riß mich Hundegebell hoch. Pater Senge hatte mir noch am Abend dringend geraten, auf meiner Reise nie aus dem Sattel zu steigen, bevor die Hunde gesichert wären. Tibethunde seien gefährlicher als Wölfe — von ihrer Wildheit könne jeder Tibetreisende ein Lied singen. Und nun stellte sich mir so ein Vieh

in stockfinsterer Nacht vor das offene Fenster. Erschreckend heiser bellt die Bestie; sämtliche Akkorde der Bosheit klingen durch, alles in Dur, nichts in Moll. Da liegt man nun leicht zugedeckt und wehrlos und wagt sich nicht zu rühren, um einen Besuch durch das offene Fenster nicht zu sehr herauszufordern! Immer wilder tobte es von draußen herein. Kurze Pause — dann ging es von neuem los. Es schien mir eine Ewigkeit. Endlich verstummte das Gebell; noch immer beobachtete ich scharf das Fenster, — es wäre für die Bestie ein leichtes gewesen, mit einem Satz in den Raum zu springen. Wenige Minuten später schlug der Hund in einiger Entfernung an; wie ein Blitz war ich aus dem Bett und warf das Fenster zu.

Dieser kurze und bestimmt wirkungsvolle Anschauungsunterricht über tibetische Mastiffs reichte mir für die ganze Reise. Als ich am Morgen von meinem nächtlichen Abenteuer erzählte, erntete ich schallendes Gelächter. „Ach ja, das haben wir ganz vergessen, Ihnen zu sagen. Gestern trieb sich in der Nähe der Mission stadtfremdes Gesindel herum, da ließen wir Pluto nachts frei laufen. Aber das Gebell unter Ihrem Fenster war von dem Hund nicht böse gemeint. Filchner, der in Ihrem Zimmer gewohnt hat, arbeitete oft bis spät in die Nacht und versäumte nie, dem Tier einen Leckerbissen zuzuwerfen. Es witterte nun wiederum einen Europäer und brachte sich auf seine Weise in empfehlende Erinnerung.“

Professor Filchner lachte sehr, als ich ihm in Berlin nach seiner Rückkehr mein Erlebnis erzählte. Pluto aber verlernte in den folgenden Nächten das Bellen vor meinem Fenster; er hatte auch keinen Grund mehr, sich über mich zu beklagen.

Mit meinem Mißgeschick versöhnte mich ein fabelhaftes Frühstück. Es gibt Bohnenkaffee mit Jakmilch, Jakbutter, Jak-Hartwurst und bestes Hausbrot. Jakbutter hat einen etwas ranzigen Beigeschmack, an den man sich aber leicht gewöhnt. Die Jak-Hartwurst ist ebenfalls in der Mission hergestellt. Im Geschmack steht sie der besten Göttinger nicht nach.

Nach dem Frühstück kommt der Salzburger Bruder Konrad zu Besuch. Er ist der Photofachmann der Mission. Ihm verdanke ich manchen wertvollen Wink. Später holt mich Pater Senge ab, um mir meinen Rappen vorzuführen. Ein lebhaftes Tier, etwas klein, aber doch gut genährt. Es tut mir aufrichtig leid; mein Gewicht ist selbst

für ein großes Pferd kein reines Vergnügen. „Meo fatse“, sagt der Chinese: Da kann man nichts machen.

Ich besichtige das vorzüglich eingerichtete Krankenhaus der Mission und besuche auch das Schwesternheim, wo ich eine Landsmännin aus München treffe. Sie ist selig, nach vielen Jahren wieder einmal Bayrisch zu hören. Zum Abschied schenkt sie mir einige schöne, großblättrige Edelweißsterne. Pater Senge meint: Edelweiß gibt es hier so viel, daß man es mähen könnte.

Zu Mittag bin ich Gast im Refektorium der Mission. Ein großes Bild des Führers, das jeder eintretende Missionar in militärischer Haltung mit erhobener Rechten grüßt, nimmt den Ehrenplatz ein.

Die Nachmittagsstunden verbringe ich allein mit meinen Gedanken am Goldenen Tor, das am Nordufer des Huang Ho liegt. In vollen Zügen genieße ich die Seltsamkeit einer sich mir erschließenden Welt.

Im Fellboot

Die Bekanntschaft mit Fellbooten machte ich bald nach meiner Ankunft in Lanchow. Vor Antritt meiner großen Reise lag mir daran, erst einmal meine Tiere zu erproben. Der Steyler Missionar Pater Senge, auch ein alter Waffenbruder aus dem Großen Kriege, begleitete mich auf einem dieser Ritte nach Hsincheng, das eine Tagereise westlich von Lanchow am Einflusse des Ping Fan Ho in den Huang Ho liegt. Der Weg folgte meist dem steil abfallenden Südufer des Huang Ho. Bald ritten wir oben auf dem fruchtbaren Plateau an strotzenden Äckern und lösumwallten Bauernhöfen vorbei, dann wiederum führten steile Serpentinafen hinüber zum Flußufer. Hunderte von Fellbooten kamen auf den breiten, in der Julisonne glitzernden Wellen angetänzelt, schossen an uns vorbei und wanderten schnell stromab.

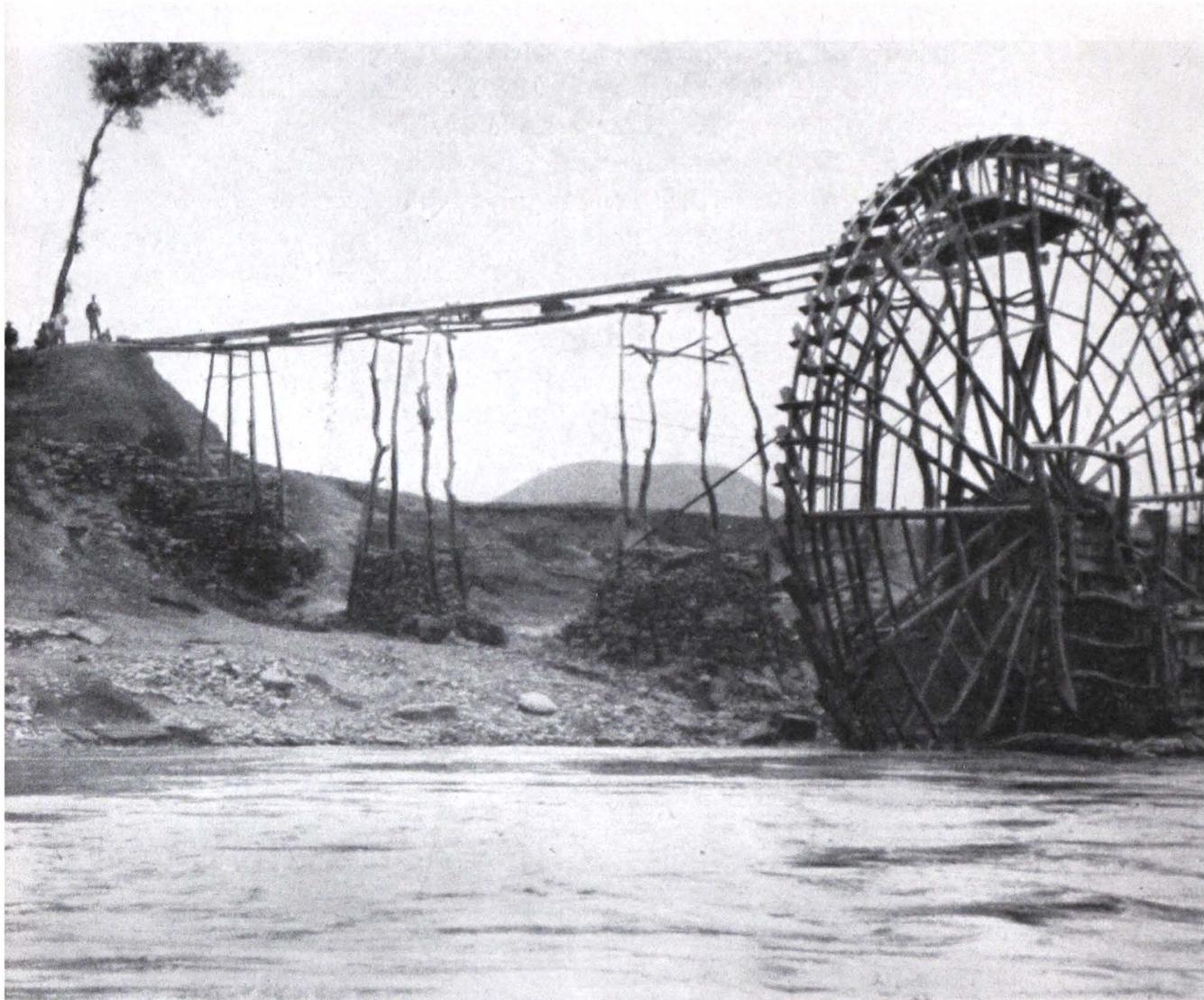
Gefährliche Stromschnellen und verborgene Unterwasserhindernisse machen jede Schifffahrt auf dem Huang Ho unmöglich. Die Beförderung von Gütern erfolgt durchweg auf Fellbooten, deren Tiefgang weniger als fünf und zwanzig Zentimeter beträgt. Das gewaltige Gefälle des gelben Riesen verbietet jeden Versuch einer Fahrt gegen den Strom. Neben den Fellbooten gehören in das Landschaftsbild des Huang Ho die sogenannten Mühlflöße, primitive



Neben den Fellbooten gehören in das Landschaftsbild des Huang Ho die sogenannten Mühlflöße . . .

Holzkästen von etwa zwölf Meter Länge, dreieinhalb Meter Breite und ebenfalls weniger als fünfundzwanzig Zentimeter Tiefgang. Ein Mühlfloß ist weiter nichts als eine in Bootsform zusammengestellte schwimmende Ladung von roh mit der Handsäge geschnittenen Brettern. Seit alten Zeiten leiden Zentral- und Ostkansu sowie die Provinzen Ninghsia, Schansi und Schensi unter empfindlichem Mangel an Bauholz. Selbst bei den unwahrscheinlich geringen Lebensansprüchen der Amdoflößer würde sich eine Tausendmeilenfahrt stromab nicht bezahlt machen, wenn die Unkosten der Reise lediglich aus dem Erlös der Bretterladung gedeckt werden müßten. Daher wurden bis zur Grenze der Tragfähigkeit Mühlsteine aus Amdo zugeladen, die in ganz China wegen ihrer vorzüglichen Qualität berühmt und begehrt sind. Mit der Zeit kamen die Flößer auf den Gedanken, ihr Fahrzeug als Mühle einzurichten. Während der langen Talfahrt geht das Floß alle fünfzehn bis zwanzig Kilometer vor Anker und bleibt so lange am Ufer liegen, als die Lohnmüllerei für die anliegenden Dörfer den Schiffern einen kleinen Nutzen abwirft. Eine einzige solche Talfahrt kann zwölf bis fünfzehn Monate dauern. Ist die Ladung an ihrem Bestimmungsorte glücklich an den Mann gebracht, treten die Amdoleute zu Fuß ihre beschwerliche Rückreise an. Will ihnen das Glück wohl, bringen sie ihren schwerverdienten Schatz von einigen Dutzend chinesischer Silberdollars, von Räubern unbehelligt, in ihre heimatlichen Bergtäler zurück, wo ein neues Floß zu neuer Fahrt schon auf sie wartet. Eine starke Belebung erfährt das Landschaftsbild durch die unzähligen Wasserräder, welche einzeln und in Paaren, ja selbst in gestaffelten Vierer- und Sechserreihen die Ufer des Huang Ho säumen. Es sind das bis zu dreißig Meter hohe, holzgezimmerte Ungetüme. Nicht ein Gramm Eisen ist verwendet. Als Radachse dient ein übermannsdicker Baumklotz, der sich schwerfällig und mit weithin hörbarem Knarren in einem noch gewaltigeren Holzlager dreht. Mit wuchtigen, in seinen Radkranz eingebauten Holzbehältern schöpft das vom strömenden Fluß getriebene Rad unablässig Wasser hoch, das sich in einen Sammeltrog ergießt und in leichtem Gefälle über einen Aquädukt aufs Land geleitet wird.

Auf dem Plateau verteilt sich das segenbringende Naß in kunstvoll angelegten und weitverzweigten Irrigationsgräben über fruchtbare Äcker und üppige Melonenbeete.



Mit wuchtigen — in seinen Radkranz eingebauten — Holzbehältern schöpft das vom strömenden Fluß getriebene Rad unablässig Wasser hoch, das sich in einen Sammeltrug ergießt und in leichtem Gefälle über einen Aquädukt aufs Land geleitet wird

Eine bewässerte Lößlandschaft ist fruchtbarstes Paradies; wasserarmer Löß gleicht einer trostlosen Wüste. Selbst in dem flachen Lößplateau von Lanchow liegt der Wasserspiegel des Huang Ho noch immer mehr als zwanzig Meter tiefer als das Kulturland links und rechts an beiden Ufern. Die Aufgabe, das Flußwasser auf die hochgelegenen Felder zu heben, ist mit dem Baumaterial Holz durch solche Schöpfräder glänzend gelöst. Schon in den ältesten Schriften der Chinesen erfährt diese segensreiche Erfindung gebührende Erwähnung.

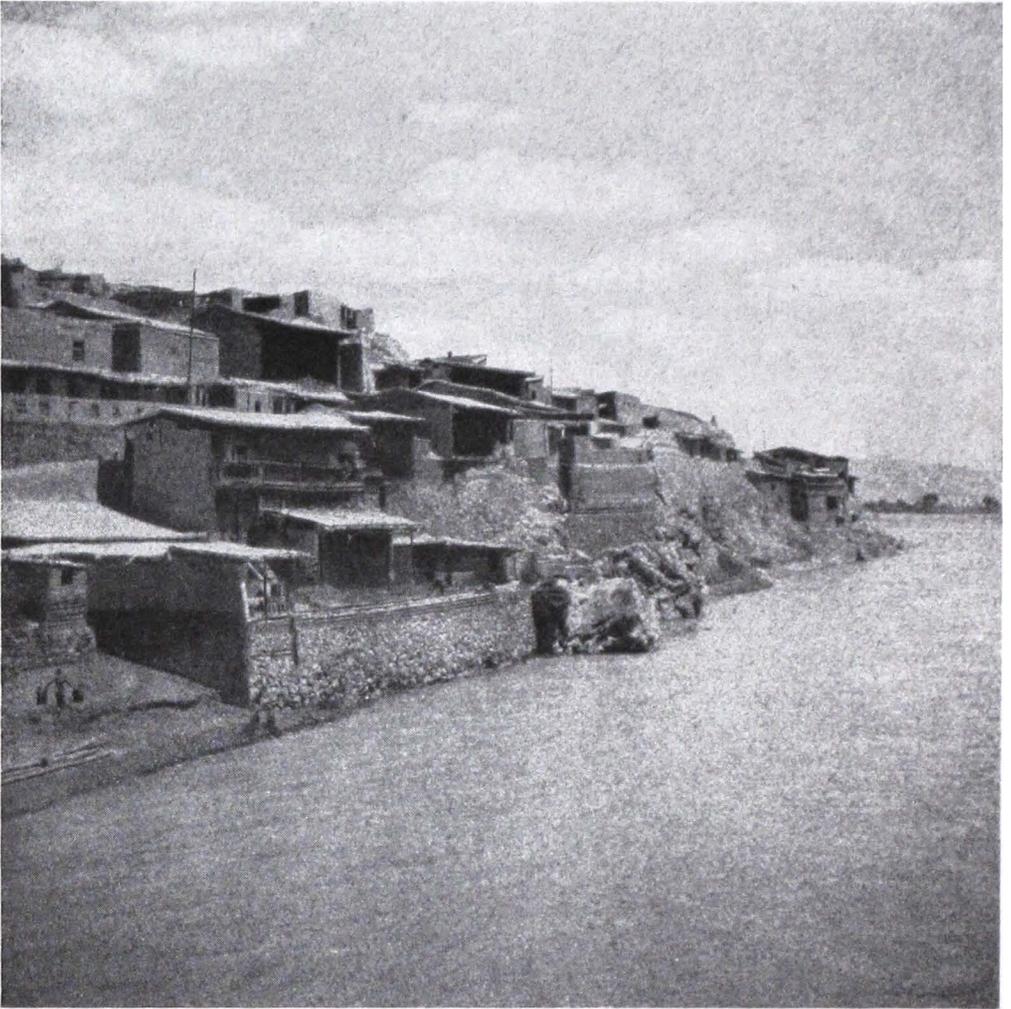
Am frühen Nachmittag erreichten wir unser Tagesziel und bezogen in einer freundlichen Außenstation der Steyler Quartier.

Leider machte nach unserer Ankunft plötzlich einsetzendes Schlechtwetter es unmöglich, Hsincheng, ein typisches Lößstädtchen, zu besichtigen. Erst am Nachmittag des folgenden Tages klärte sich der Himmel auf. Wir ließen die Pferde durch einen Mafu (Pferdeknecht) nach Lanchow zurückbringen, da ich mir die Sensation einer Fellfloßfahrt nach Lanchow nicht entgehen lassen wollte.

Ich kannte den Landweg bereits und empfand keine Sehnsucht, dieselbe eintönige, entsetzlich verstaubte Strecke noch einmal auf dem Rücken meines Rappen zurückzulegen, der mir doch etwas zu schwach für mein Gewicht erschien.

Die kurze Strecke von unserem Quartier bis zu der kleinen Bucht, wohin unser Fellfloß bestellt war, bot überreiche Gelegenheit, drastische Erfahrungen über einen Marsch in durchweichtem Löß zu sammeln. Der Weg durch die Ortschaft war mehr als mühsam. Nasser Löß hält den Fuß fest. Jedes Ausgleiten hat die unangenehmsten Folgen, da man dann mit schmutzig-nassen Kleidern bis zum nächsten Quartier aushalten muß. Wer noch nie im Löß gereist ist, kann sich von den Verkehrsstörungen, welche starke Regenfälle in diesem Landesteile selbst innerhalb größerer Ansiedlungen mit sich bringen, kaum einen Begriff machen. Tritt Schlechtwetter ein, bleibt der Chinese eben zu Hause. So war auch in Hsincheng die Hauptstraße eine einzige zähe Schlammsee.

Überall staunten und gafften die Leute aus ihren meterhoch über der Wegrinne liegenden Haustüren. Hin und wieder führte ein mehr oder weniger gangbarer, fußbreiter Pfad von einem Haus zum anderen. Wir unterzogen uns gerne jedesmal der Mühe, die steile Lößwand zu erklettern, um auch nur zehn Meter Wegsohle zu sparen.



*Gelbbraun wälzt der Riese Huang Ho seine gierigen lößgetränkten Fluten . . .
(Siehe auch Farbbild auf Seite 369)*

Zu schnell war immer der trockene Pfad oben zu Ende, und so rutschte man ergeben wieder hinein in das breiige Vergnügen. Bald waren wir völlig verdreht. Zum Trost bildete man sich ein, der andere sähe schlimmer aus als man selbst.

Endlich kamen wir an eine kleine Ausbuchtung am Ufer des Gelben Flusses, wo das Fellfloß schon für uns bereit stand. Einige Hsinchengleute hatten trotz des schlechten Wetters am Ufer auf uns gewartet. Das einmalige Vergnügen, zwei Europäer durch aufgeweichten Löß heranrutschen zu sehen, entschädigte sie bestimmt für den Verzicht auf ihre Häuslichkeit.

Zum erstenmal sah ich ein Schaffellfloß in der Nähe. Großen Komfort hatte ich nicht erwartet; das aber, was hier am Ufer zu meinen Füßen lag, war gar nicht erfreulich. Ein etwa zwei Meter breiter und zweieinhalb Meter langer, rechteckiger Rost aus dünnen und buckligen Holzstäben bildete die Oberfläche oder, sehr schmeichelhaft ausgedrückt, das Deck. Darunter schwammen aufgeblasen — drei Hammel breit und vier Hammel lang — die glattrasierten Häute von einem Dutzend Wollträgern. Mit wenig vertrauenerweckenden, aus Jakwolle gedrehten Schnüren waren die einzelnen Felle an den Stabrost festgebunden. Mir drängte sich die Sorge auf, ob nicht so ein aufgeblasener Hammel sich mitten im Strom selbständig machen könnte. Dieser Holzrost mit den ihn tragenden Fellen sollte uns also wirklich über die berüchtigten und bereits einige Meter vom Ufer deutlich sichtbaren und hörbaren Stromschnellen nach Lanchow bringen?

Während Gepäcktasche und Decke auf dem Floß verstaut wurden, versuchte ich, mich über die Technik eines solchen Bootes zu unterrichten. Ein für Schwimmszwecke bestimmtes Fell darf nicht verletzt sein. Beim Schlachten schneidet man dem Tier den Kopf ab, dann werden Fleisch, Knochen und Eingeweide sorgfältig aus dem Hammelinnern herausgelöst. Das Fell würde durch den kleinsten Schnitt unbrauchbar werden. Nabel und Beine werden mit eingefetteten Schnüren abgebunden, ebenso der Hals. An einem der Beine befindet sich eine besondere Abdichtung; sie dient dazu, während der Fahrt auf dem Flusse von Zeit zu Zeit Luft nachzublasen. Es sieht geradezu lebensgefährlich aus, wenn mitten im raschfließenden Strome der Ruderer sich mit halbem Leibe über das Boot hinaushängt, eine kurze, kunstvoll geknotete Schnur löst, mit vollen Backen dem

Hammel neue Luft einbläst und dann unbekümmert wieder abdichtet. Da ein Fell den ungefähren Wert von zwei Mark darstellt, gilt ein Bootsbesitzer in seinem Dorf als ganz wohlhabender Mann. Auch aus Jakhäuten werden Fellbote gemacht. Sie tragen noch schwerere Lasten als Schaffellboote, sind dafür aber auch etwas langsamer in der Strömung.

Ein Fahrzeug von zwölf Schaffellen wiegt vierzig bis fünfzig Pfund und trägt eine Last von acht Zentnern. Zur Sicherheit hatten wir zwei solche Flöße längsseitig aneinanderkuppeln lassen. Man kann nie wissen, wieviel Felle durch Unterwasserhindernisse in den Schnellen aufgeschlitzt werden; auch halten sie nicht völlig luftdicht.

Unser Steuermann war ein kräftiger Turki (Mohammedaner). Auf ein kurzes Holzruder gestützt, stand er am Ufer. Ich zerbrach mir den Kopf, was er mit diesem unhandlichen Knüppel als Steuer ausrichten könnte.

Ich stieg als erster ein, machte aber dabei den Fehler, die geringe Tragkraft der einzelnen Roststäbe nicht zu berücksichtigen. Das beste wäre gewesen, vorsichtig und unter möglicher Verteilung meines ansehnlichen Gewichts auf das Boot zu rutschen. Ich hätte mir bestimmt eine nasse Erfahrung gespart. So knickte unter meinem schweren Tritt eine der Leisten durch, und ich landete zur hellen Freude der Zaungäste mit einem Bein im Wasser. Der Schaden war nicht groß, wurde auch gar nicht einer Ausbesserung gewürdigt. Ziemlich verduzt setzte ich mich in eine Ecke, mir gegenüber nahm vorsichtig Pater Senge Platz. In der dritten Ecke war das Gepäck aufgestapelt. Auf den noch freien Winkel schwang sich leichtfüßig unser Steuermann und stieß mit kräftigem Schwung das Floß vom Lande ab. Blitzschnell ergriff uns die Strömung; die Neugierigen am Ufer entschwanden unseren Blicken.

Da lagen wir nun mitten in den Stromschnellen. „Lagen“ ist etwas optimistisch ausgedrückt, denn das Boot drehte sich in den Wirbeln des Stromes unaufhörlich um die eigene Achse, was bestimmt nicht die Reize der Reise erhöhte. Der Fluß brodelte und zischte. Mit Luchsaugen spähte unser Mohammedaner voraus. Das Boot hob und senkte sich. Mit äußerster Kraftanstrengung steuerte der Turki an mancher gefährlichen Klippe vorbei. Wasserräder, Tempel und Ansiedlungen an beiden Ufern wurden uninteressant; wir waren viel



Zur Sicherheit hatten wir zwei solche Flöße längsseitig aneinanderkuppeln lassen

zu sehr mit dem nächsten Augenblick und der unberechenbaren Tücke der gurgelnden Tiefe unter uns beschäftigt.

Von der Landschaft blieb mir nur ein Eindruck haften: Hoch über dem Nordufer des Flusses klebten auf halber Berghöhe wie weiße Vogelnester ganze Reihen von Zelten. Es wurde da an der großen Heerstraße Sian—Lanchow—Hami gebaut, welche jetzt nach Fertigstellung die Hauptverkehrsader zwischen Rußland und China darstellt. Auf ihr erfolgt der Transport gewaltiger Mengen russischen Materials für China. Viele Zehntausende von Kansuleuten haben an ihr gebaut. Hunderte stürzten ab. Hunderte wurden verschüttet oder starben an den Strapazen.

Gegen Abend kam Lanchow in Sicht; ich fand es schöner und reizvoller als je zuvor. Blitzschnell schossen wir an den gewaltigen Pfeilern der von einer deutschen Firma im Jahre 1908 erbauten Brücke vorbei. Sie ist die einzige Überbrückung des gelben Flusses in seinem Oberlauf und gilt als das bedeutendste Bauwerk der ganzen Provinz. Langsam manövrierten wir aus den Schnellen heraus und landeten inmitten einer neugierigen Menge. Dem Verhör durch einige dienstbeflissene Soldaten konnten wir uns erst nach langem Palaver entziehen. Ein zweirädriger Reisekarren brachte uns zur Stadt. Zur Befriedigung meiner Wißbegierde genügte mir diese eine Fellfloßfahrt vollauf; eine zweite würde mir kaum Spaß machen.

Während unser Karren langsam der Steyler Mission entgegenschaukelte, begegneten wir einer ganzen Karawane von Bootsleuten, welche schweigend und bedächtig ihre Fellflöße auf dem Rücken trugen. Sie kamen von Sian zurück und befanden sich auf dem Fußmarsche nach ihrem heimatlichen Ching Hai. Eine Talfahrt von Lanchow nach Sian dauert mit den schwerbeladenen Fellbooten trotz der reißenden Strömung immerhin drei bis vier Wochen. Die unbeschreibliche Wildheit der Schnellen in den Katarakten nördlich von Lanchow bis Ninghsia, wo der Fluß nach einer Wendung von fast 180 Grad nach Süden abbiegt, verbietet eine Nachtfahrt. Daher werden die Boote vor Sonnenuntergang an einer vor Überfällen geschützten Uferstelle entladen und an Land gezogen. Im Morgengrauen geht die Reise weiter. In Sian, der Hauptstadt von Schensi, wird die Ladung, meist Wolle und Kansu-Tabak, der in ganz China berühmt ist, verkauft oder, was viel gebräuchlicher ist,



Wir begegneten einer ganzen Karawane von Bootsleuten, welche schweigend und bedächtig ihre Fellflöße auf dem Rücken trugen

im Tauschhandel gegen Artikel, wie sie in Kansu und Ching Hai begehrt sind, umgesetzt. Dann treten die Männer die Heimwanderung an. Der Landweg Sian—Lanchow schneidet rechtwinklig die berühmte Schleife des Huang Ho ab und ist daher um fast vier Fünftel kürzer als die Wasserstraße. Trotzdem nimmt die Rückreise beinahe zwei Monate in Anspruch. Die Fellflößer tragen ja nicht nur ihr Boot, sondern schleppen sich auch noch mit schweren Packen neuerstandener Waren. Daher können nur kurze Tagesmärsche zurückgelegt werden. Auch ist die Gegend unsicher; oft genug muß tage- und wochenlang an einer Stelle gewartet werden, bis ein Weitermarsch sicher genug erscheint. Aber Mensch und Zeit spielen eine unendlich kleine Rolle in Asien.

*Marschberei*t

In den folgenden Tagen besuchte ich unter Führung des Missionsleiters der Reihe nach die chinesischen Behörden, von deren Wohlwollen es abhing, ob meine Reise sich verwirklichen ließ. Maßgebend war vor allem der Militärgouverneur der Provinz, ein General, dessen Steckenpferd die Artillerie — meine Waffe im Weltkriege — war. Er wurde sehr bald warm. Ich glaube, wir haben bei unserem stundenlangen Gespräch kaum ein Kaliber vergessen. Er hat mir auch in der Folge alle Wege geebnet.

Äußerst angeregt verließ eine Einladung bei Postdirektor Schou Tien-tsong, der lange Jahre in Deutschland studiert hatte und ein Berlinerisch hinlegte, das mir als waschechtem Münchner ein beinahe reines Hochdeutsch aufzwang. Er ließ ein echt deutsches Essen auffahren und freute sich wie ein Junge über jedes Kompliment, das ich seiner Küche machte. Zum Abschluß gab es eine fabelhafte Sachertorte, die er allerdings heimlich in der Mission hatte machen lassen. Die Einladung bei Schou bekam für mich eine ganz besondere Bedeutung. Der liebenswürdige Chinese hatte zu meinem Tischnachbarn einen Tibeter bestimmt, der zum engsten Gefolge des Panschen Lama gehörte und als dessen Bevollmächtigter bei der Nankinger Regierung beglaubigt war. Er begleitete einen großen Transport, der in Eilmärschen an den Panschen Lama abging. Der Tibeter, ein ungewöhnlich gebildeter und weltgewandter Mann, hatte bereits

durch Schou von meiner Absicht gehört, den Panschen Lama in Labrang zu besuchen, und versicherte, er werde den Großlama von meinem Kommen verständigen; er wolle auch dafür sorgen, daß der Panschen Lama mich persönlich empfangen. Er hat Wort gehalten, wie mir sehr bald nach meiner Ankunft in Labrang klar wurde. Als alles verloren schien, verhütete nur das persönliche Eintreten des Panschen Lama meine Festnahme durch die dortigen Militärbehörden. Dafür möchte ich dem Tibeter und auch Schou an dieser Stelle danken.

In Lanchow besuchte mich Rittmeister Herrmann, ein deutscher Militärberater bei der Nankinger Regierung, der einen Ritt quer durch Asien nach Deutschland plante. Der schneidige Offizier wurde später von seinen eingeborenen Begleitern schnöde im Stich gelassen. Trotzdem ihm beide Beine erfroren waren, gelang es ihm mit eiserner Energie, Lanchow wieder zu erreichen, wo ihn ein Sonderflugzeug der hilfsbereiten chinesischen Regierung an die Küste brachte. Ein anderer Deutscher namens Wrobel, der viele Jahre in Lanchow als Kaufmann tätig gewesen war, wollte ebenfalls nach Labrang, starb aber unterwegs an einer durch die Strapazen der Reise verursachten Herzschwäche.

Die Steyler Missionare glaubten mir immer wieder mein Vorhaben ausreden zu müssen. Als alles nichts half, redeten sie mir so lange gut zu, bis ich einwilligte, Missionarstracht zu tragen, um Räuberbanden unterwegs weniger begehrlieh zu erscheinen. Ich war fest entschlossen, das lange graue Übergewand sofort verschwinden zu lassen, so wie ich Lanchow hinter mir hätte. So lange brauchte ich gar nicht zu warten. Als ich beim Antritt meiner Reise vor dem Tor der Mission mit einem kühnen Satz mein Reitpferd bestieg, riß die allzu geistliche Hülle — vielleicht aus berechtigtem Protest über meine sehr weltliche Persönlichkeit — von oben bis unten glatt durch; ich ließ sie ohne Trauer zurück.



Meine Ausrüstung

Mein Begleiter war ein Amdo-Tibeter, welcher früher als Trapa in Kumbum gelebt hatte, nun aber seit Jahren der Steyler Mission gute Dolmetschdienste leistete. Er erwies sich als willig, mutig und schweigsam. Mein zweiter Helfer, ein chinesischer Mafu (Pferdeknecht), hörte auf den höchst unchinesischen Namen Friedrich. Die charakteristische Schläue seiner Rasse besaß er in hohem Maße. Als Begleiter der Steyler waren beide schon weit herumgekommen. Bessere Weggefährten konnte ich mir nicht wünschen.

Ich besaß vier Tiere: als Reitpferd hatte mir die Mission einen zähen Amdo-Rappen ausgesucht, der edle Rasse verriet. Doch hegte ich nach dem ersten Proberitt leise Zweifel, ob er für mein Gewicht nicht zu schwach sei. Um so überraschter war ich, als beim Abritt aus Lanchow mein Rappe als Beipferd bepackt war, während das persönliche Reitpferd des aufrichtig an mir Anteil nehmenden Bischofs Buddenbrock meinen Reitsattel trug. Es war dies ein ungewöhnlich kräftiger Brauner mit schweren Knochen, breiter Brust und lebhaften, intelligenten Augen. Sein Schweif fiel bis auf die Fesseln. Für die Diener waren zwei Ponys vorhanden, welche neben ihrem leichten Reiter den restlichen Teil der Ausrüstung trugen. Sämtliche Tiere hielten tadellos durch, wenngleich sie natürlich bei der Rückkehr viel von ihrer ursprünglichen Rundlichkeit eingebüßt hatten. Kansuponys verfügen über unwahrscheinliche Kraft und Ausdauer. Eine tägliche Marschleistung von fünfunddreißig bis fünfzig Kilometern auf steilsten Gebirgspfaden mit einer Last von zweihundert- und fünfzig Pfund auf dem Rücken ist eine Dauerhöchstleistung, die wohl keine andere Pferderasse erreicht. Maultiere tragen zwar dasselbe Gewicht, sind aber nicht so gebirgstüchtig. Jaks kamen in meinem Falle überhaupt nicht in Frage, obwohl sie wie die Gemsen klettern können und im weglosen Innern Tibets das zuverlässigste Lasttier darstellen. Sie tragen hundert bis hundertzwanzig Pfund,

legen täglich nur zwanzig bis fünfundzwanzig Kilometer zurück; dann werden sie abgeschirrt und suchen sich selbst ihr kärgliches Grasfutter. Ein guter halber Tag geht jedesmal für die Jakfütterung verloren. Ganz anders die Kansuponys. Sie sind viel zu starke Fresser, um mit Grünfütterung auszukommen. Ein Pony vertilgt mehr Schwerkorn als das größte Pferd vertragen könnte. Futterrationen für einige Tage konnten mitgenommen werden, im übrigen war ich auf Kauf angewiesen. Glücklicherweise gelang es meinen Begleitern fast durchweg, wenn auch oft unter größten Schwierigkeiten, das nötige Pferdefutter zu erhandeln und unsere eisernen Rationen rechtzeitig zu ergänzen.

Meine eigene Nahrung wie die meiner Begleiter war ziemlich primitiv. Nudeln sind das Nationalgericht Amdos, und wir hielten davon stets genügend Vorräte. Daneben versorgte ich mich mit Salz und Pfeffer, Zucker, einer Anzahl von Jak-Hartwürsten, einigen Dosen Corned Beef, Maggiwürfeln, einer Kiste Kondensmilch in kleinen Dosen, Schokolade und Kaffee. Als besonderen Luxus leistete ich mir eine Anzahl Flaschen Asbach Uralt, die mir außerordentlich gute Dienste taten. Hartbrot vervollständigte die Ausrüstung. Mit Medikamenten hatte mich die Bayer-Vertretung in Schanghai vortrefflich versorgt. Größte Schwierigkeit bereitete die Gewichtsfrage. Meine Schanghaier Ausrüstung wog allein 121 kg. Jeder Artikel wurde gewogen und wieder gewogen; alles einigermaßen Entbehrliche ließ ich zurück.

Vor Antritt meiner Reise unterzog ich mich einer dreimaligen Impfung gegen Flecktyphus. Ohne diesen Schutz ist die Ansteckungsgefahr für den in Zentralasien reisenden Europäer zu groß. Es fällt sehr schwer, sich in den primitiven Herbergen des Ungeziefers zu erwehren. Drei Kilo mitgeschlepptes Insektenpulver erwiesen sich als glänzender Einfall. Meine Kleidung bestand aus einem schweren khakifarbenen Kordanzug, einer Reservereithose, drei Garnituren schwerer Wollunterwäsche, Wollswear, Wollstrümpfen, Wollbauchbinde und Wickelgamaschen. Dazu kam ein riesiger, in Lanchow gefertigter Schafpelzmantel, der mir allerdings den Kummer machte, daß er unverwüstlich nach Schaf stank, trotzdem ich mein ganzes mitgeführtes kostbares Kölner Farina opferte, um wenigstens die obere Kragenpartie geruchlich zu neutralisieren. Besonders stolz war ich auf meinen wasserdichten Schlafsack, der mit Hilfe einer

aufblasbaren Gummimatratze nebst Gummiluftkissen sowie Dauernfütterung jegliche Bequemlichkeit bot und der Clou meiner ganzen Ausrüstung wurde. Er erregte auch überall gebührende Bewunderung. Innen waren griffbereit zwei Taschen angebracht für elektrische Blendlaterne, Taschenmesser, Geld und Visitenkarten in chinesischer Schrift, die, wie sich bald zeigte, für eine solche Reise von größtem Werte waren.

Waffen führte ich nicht mit, und das war gut so. Reisende mit Waffen laufen täglich Gefahr, ausgeplündert zu werden. Bei den räuberischen Stämmen Amdos haben moderne Gewehre einen Handelswert von zehn Pferden. Kommt man in Schwierigkeiten, ist es gut, sich auf seine Körperkraft, noch besser aber sich auf seinen Witz zu verlassen, falls es sich um Bedrohung durch einzelne Strolche handelt. Wird man von einer größeren Bande überfallen, kann nur die Überlegung, niemals die Waffe helfen. Verwundet man einen Tibeter, verfolgt den Fremden unerbittliche Blutrache. Selbst wenn man mit dem Leben davonkommt, ist doch die Expedition gescheitert, da nur schleunige Flucht über die Grenze als letzter Ausweg übrigbleibt. Überdies bringt jede Schießerei die Behörde auf den Plan. Das aber ist das Schlimmste, was einem überhaupt zustoßen kann.

Meine brave Adler-Reise-Schreibmaschine mußte natürlich mit; sie überstand die Strapazen, ja selbst ein gelegentliches Flußbad überraschend gut. Ein paar kleine Geschenkartikel durften nicht fehlen. Sehr bewährt hat sich mein Einfall, schon Monate vor Reiseantritt Bilder aus deutschen illustrierten Zeitungen auszuschneiden und gebündelt mitzunehmen. Mit dem Geschenk eines solchen Bildes fand ich stets großen Anklang. Einzelne Vergrößerungen meiner Aufnahmen aus Peking reservierte ich für besondere Fälle. Die ganze Ausrüstung war in wasserdichte Segeltuchsäcke verpackt, welche, durch einen Quergurt verbunden, sich wie Satteltaschen auf dem Pferderücken verstauen ließen. Innerhalb der großen Säcke war alles in kleineren, ebenfalls wasserdichten Segeltuchbehältern untergebracht. Lediglich die eckigen Metallbüchsen, welche ich mir für meine ziemlich umfangreiche Photo- und Filmausrüstung anschaffte, erwiesen sich als unpraktisch. Nicht genug, daß die Wände dieser unhandlichen Behälter täglich neue Beulen aufwiesen, rissen mir ihre scharfen Kanten das schwerste Segeltuch entzwei. Ich war froh, sie als erste Geschenkartikel loszuwerden.

*

Am 13. Juli 1936 morgens sechs Uhr nahm ich Abschied von den prachtvollen Landsleuten in Lanchow; wir traten den Marsch nach Labrang in südwestlicher Richtung an. Einer der Steyler Missionare, Pater Hermann, ein alter Kampfflieger, begleitete mich zu Beginn meiner Reise und bog später nordwestlich nach Kumbum ab. Bald lag das Tal hinter uns. Tief im Gelände eingeschnittene Hohlwege nahmen uns auf. Ein von Menschenhand errichteter Torbogen aus Löß spannte sich über die Straße — ein Mondtor, wie es überall im Fernen Osten als glückbringendes Zeichen zu finden ist. Bis zu dreißig Meter hoch stiegen steil und drohend senkrechte ockergelbe Erdwälle links und rechts des Pfades hoch. Die Sohle lag in tiefem Halbdunkel.

Wenn es windstill bleibt, ist der Marsch durch solche Klüfte wegen des köstlichen Schattens angenehm. Unerträglich aber legt sich der vom Winde oder durch größere Karawanen aufgewirbelte Pulverstaub auf Augen und Lunge. Bei Regenwetter sind derlei Wegeschnitte völlig unpassierbar.

Hinter uns sahen wir im Tale des Huang Ho die letzten grünen Walnußbäume, schattige Aprikosenpflanzungen und malerische Weiden verschwinden. In Gedanken versunken blickte ich zurück. Doch die Erwartung des Kommenden wurde stärker und stärker. Voller Zuversicht betrat ich das eigentliche Reich des Löß.

Gedanken über Löß

Das Lößgebiet in Nordwest-China entspricht in seinen Ausmaßen der Fläche Großdeutschlands. Über die Entstehung dieses Naturphänomens gibt es verschiedene Ansichten. Richthofen meint, daß in der Nachglazialzeit bei Rückbildung der Nord- und Mittelasien bedeckenden Gletscher riesige Ablagerungen von Schlamm entstanden, der im Laufe der Zeit trocknete. Elementare Stürme trugen diese „Löß“-Massen an ihre jetzige Lagerstelle. Andere Gelehrte behaupten wiederum, es handle sich um Anschwemmungen von Silt oder Ablagerungen feinsten Sandes, den die Elemente aus der Wüste Gobi hierher geführt haben. Sicher ist, daß tief unter dieser ungeheuren Lößlast Urgestein liegt. Man kann durch Lößberge Querstollen treiben, ohne auf einen einzigen Stein zu stoßen. Löß ist so fein, daß er beim Zerreiben auf der Handfläche in die Poren dringt. Un-

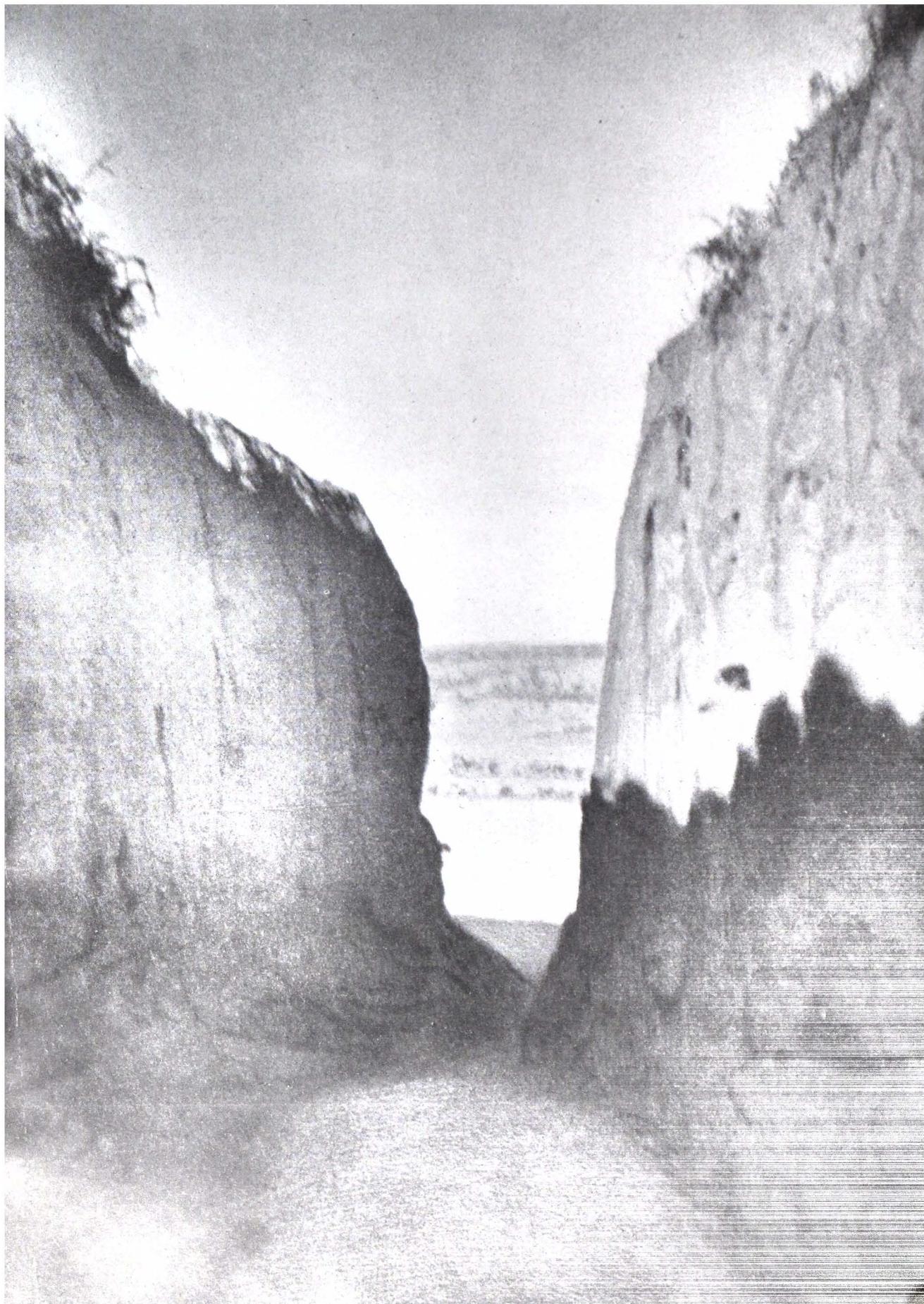


Bald lag das Tal hinter uns



Ein von Menschenhand errichteter Torbogen aus Löß

*Bild rechts: Bis zu dreißig Meter hoch stiegen senkrechte, ockergelbe
Erdwälle links und rechts des Pfades hoch*





Das Lößgebiet in Nordwest-China entspricht in seinen Ausmaßen der Fläche Großdeutschlands

gezählte Millionen Kubikmeter aufgelösten Lößstaubes trägt der Huang Ho jährlich quer durch den halben Kontinent an die Ostküste Chinas, wo ganze neue Provinzen im Lauf der Zeit aus dem Meere aufsteigen werden. Zum Teil sieht man schon jetzt im Golf von Chili an der Küste ungeheure Lößbänke aus der Tiefe herauswachsen. Das gelbbraune Wasser des Huang Ho besteht aus sechs Teilen Wasser und einem Teil Löß.

Unvorstellbar ist das Lößpanorama in seiner gigantischen Wildheit. In unseren Schulbüchern lernten wir, die Chinesische Mauer sei das größte von Menschenhand errichtete Werk. Wer kultivierte Lößterrassen gesehen hat, wird anderer Ansicht sein. Eindringlich illustriert das Bild die wohl kaum bestreitbare Tatsache, daß hier in ungezählten Generationen eine Rasse unsagbar fleißiger Ackerbauern ein in seiner Größe unvorstellbares Wunderwerk vollbracht hat. Die Planierung vieler, wenn auch nicht aller dieser zerrissenen Lößkämme zu fruchtbaren Stufenfeldern ist zweifelsohne Menschenwerk. Die Ränder sind etwas überhöht, um ein zu schnelles Abschwemmen angereicherten Ackerbodens zu verhindern.

Mit unheimlichem Instinkt haben die Ureinwohner Felder dort aus dem Löß geschnitten, wo Wassereinbrüche aus höher liegendem Gelände den Acker nicht gefährden konnten.

Ich kann als Laie nur nach persönlichen Eindrücken urteilen. Manche dieser unendlichen Flächen sahen wie auseinandergelaufene und erst später von Luft und Sonne hartgebackene Schlammfelder aus, bei anderen Stufenbergen glaubte ich der Theorie Richthofens über Fluglöß folgen zu müssen. Lange stand ich vor solchen Schichtformationen und zergrübelte mir den Kopf nach einer einigermaßen plausiblen eigenen Erklärung.

Zugegeben, Richthofen habe recht mit dem Anflug von Lößmassen aus der Luft, daß also Lößstaub in ungezählten Jahrtausenden ganze Provinzen Chinas berghoch überdecken konnte — wie erklärt sich dann jene Ablagerung in Schichten, die sich wie Ringe um fast jede Kuppe legen? Kam erst ein niedriger Lößbelag angefliegen, der durch Jahre oder Jahrhunderte unter Einwirkung von Sonne und Wind zu einer festen, einheitlichen Kruste wurde? Haben sich dann in weiteren Zyklonperioden neue Lößmengen auf die erste Flugschicht gelegt, die zwar auch hart wurden, deren Ränder aber nicht die Festigkeit der bereits abgelagerten Unterschicht hatten und daher



Eindringlich illustriert das Bild die wohl kaum bestreitbare Tatsache, daß hier in ungezählten Generationen eine Rasse unsagbar fleißiger Ackerbauer ein in seiner Größe unvorstellbares Wunderwerk vollbracht hat

von Wolkenbrüchen weggerissen wurden? Das fast senkrechte Abbröckeln dieser Randmassen ist mit der eigenartigen Struktur des Löß leicht zu begründen. Man kann versucht sein, die Löß-Schichten als Zeitringe der Lößentstehung zu werten.

Auch bei Zugrundelegung der Anschwemmungs- an Stelle der Anflugtheorie dürfte vielleicht eine ähnliche Annahme von Schwemmzyklen unterlegt werden.

Wahrscheinlich haben Luft und Wasser als Baumeister des gewaltigen Lößmassivs zusammengewirkt. Nach meiner Ansicht hat aber wohl auch der Mensch bei der Gestaltung dieser Stufenlandschaft eine Rolle gespielt. Keine Theorie kann die Größe geleisteter Kulturarbeit uralter Lößrassen verkleinern. Je dichter menschliche Ansiedlungen lagen, desto gewaltigere Terrassenplanierungen wurden notwendig. Aber auch natürliche Lößstufen verwandelte unsagbarer Bauernfleiß in Acker- und Grasland.

Wie soll man die Tatsache erklären, daß Terrassenkuppen Seite an Seite mit nackten, völlig zerrissenen Lößbergen stehen, die auch nicht die geringste Schichtspur aufweisen? Je länger ich später meine Aufnahmen aus jenen Tagen betrachtete, um so größer wurde in mir der Zwiespalt. —

Das Vorhandensein von Wasser ist und bleibt die Schicksalsfrage dieser Gegenden. Überall, wo größere Flächen für Kultur urbar gemacht sind, finden wir bis zu dreißig Meter tiefe Zisternen. Sie sind in Hohlwegen und längs der tiefen Wasserrinnen an scharfwinkligen Abhängen so angelegt, daß in der Regenzeit das lebenspendende Element von selbst in diese Kavernen läuft. Hier hält es sich viele Monate dank der eigenartigen Struktur des Bodens. Aus den tiefen Wasserspeichern holen die Ackerbauer mittels Winden das für ihre durstenden Felder notwendige Naß, das sie mittels Tragstangen in großen Eimern zu ihren Äckern tragen und dort mit kleinen Schöpfern sorgfältig verteilen. Angebaut werden süße Kartoffeln, gelbe Rüben, Zwiebeln, Bohnen, Tabak, Raps und vor allem Weizen, der kaum über einen Meter hoch wird. Nudeln, aus Weizenmehl bereitet, sind die Hauptnahrung der Bevölkerung. Je weiter eine Gegend vom Verkehr abliegt, um so häufiger findet man Anbau von Mohn für Opiumgewinnung. Dies geschieht nicht aus bösem Willen der Bevölkerung, sondern lediglich deshalb, weil die anfallende Ernte wenig wiegt und daher leicht transportiert





Wie soll man die Tatsache erklären, daß Terrassenkuppen Seite an Seite mit nackten, völlig verkarsteten Lößbergen stehen, die auch nicht die geringste Schichtspur aufweisen?

Bild links: Je dichter menschliche Ansiedlungen lagen, desto gewaltigere Terrassenplanierungen wurden notwendig. Aber auch natürliche Lößstufen verwandelte Bauernfleiß in Acker- und Grasland

werden kann. Die heutigen Bewohner des Löß sind größtenteils Mohammedaner, die rassisch der weitverzweigten Turkifamilie nahestehen. Sie sind kriegerisch und besitzen einen unbändigen Freiheitsdrang. Im großen und ganzen kann man von ihnen wie von jedem anderen Naturvolk sagen, daß sie dem fremden Wanderer genau so entgegenkommen, wie er ihnen selbst entgegentritt. Ein freundliches Lächeln ist der beste Paß. Man streichelt einem Kinde den Kopf oder gibt ihm ein Stückchen Zucker, und das Eis ist gebrochen. Für etwaige Überheblichkeit hat der Turki ein feines Empfinden. Gastfreundschaft ist selbst dem Ärmsten heilige Pflicht. Leider schmeckt das für das Kochen von Tee oder Kaffee zur Verfügung gestellte Wasser brackig und stinkt selbst nach dem Kochen ganz abscheulich. Aber Flüssigkeit braucht der Mensch; man gewöhnt sich selbst an diese Unannehmlichkeit; besonders, wenn man hinterher den allzeit fröhlichen Helfer Asbach-Uralt zur Hand hat. Hin und wieder kleben, wie vom Wind zerstäubte weiße Flocken, weithin zerstreute Schaf- und Ziegenherden an steilen Hängen. Manchmal erblicke ich tief unter mir Bauern bei der Feldarbeit, die wie zwerghaftes Spielzeug anmuten. Wie sie beim Pflügen auf diesem steilen Gelände nicht mit ihren Tieren abstürzen, ist unverständlich. Eine bleibende Erinnerung an meine lange Lößwanderung sind die unerreicht klingvollen Naturweisen der Bergbauern. Sie jodeln ihre Liebeslieder mit heller, frischer Stimme, daß Berg und Tal widerhallen. Auch für unser Musikempfinden sind die Melodien überaus anheimelnd. Die Deutsche Geographische Gesellschaft hat, wie ich später erfuhr, der Steyler Mission zu Lanchow Aufnahmegeräte zur Verfügung gestellt, um diese seltenen und seltsamen Klänge aufzunehmen und so der Kulturwelt zu erhalten. Oft sind die Jodler halberwachsene Kinder, welche ohne die geringste Scheu vor dem nahenden Fremden in ihrem lieblichen Gesang fortfahren. Das Bergvolk hat seine eigene Jodlersprache; ähnliche Geheimrufe wie hier im Löß hörte ich auch im tibetischen Amdogebiet. Zuerst kommt ein kurzer Jodler, der sogenannte Anruf. Er klingt wie Hui, Huii; dann folgen Vokaljodler von verschiedener Klangfarbe, welche von allen Eingeborenen verstanden werden. So kommt es, daß bei den Chinesen die Bergmohammedaner „Hui Hui“ genannt werden. Hui Hui bedeutet aber auch gleichzeitig „Räuber“.

Die ersten Tage Lößmarsch waren sehr anstrengend. Der Saumpfad windet sich in endlosen Serpentinaen bis zur Paßhöhe, welche bereits die Dreitausend-Meter-Grenze überschreitet. Dann geht es wieder sieben- bis achthundert Meter tief steil hinab zur Sohle und sofort hinauf zur nächsten Paßkämme. Vier bis sechs Pässe am Tage — und noch dazu jeden Tag — das macht die Märsche zu einem anstrengenden und ermüdenden Erlebnis. Der Horizont scheint sich immer mehr zu entfernen. Gefährlich ist das Überschreiten von oft fünf bis zehn Meter breiten Bruchstellen, da, wo mächtige Lößlawinen den Pfad in die Tiefe gerissen haben. Es besteht keine andere Möglichkeit, man muß hinüber. Das Gefälle ist siebenzig bis fünfundsiebzig Grad steil; ein einziger Fehltritt bedeutet sicheren Tod. Glücklicherweise sind die Tiere kaltblütig und treten in einem leicht erhöhten Bogen einen Notpfad über den weichen Löß. Für den Reisenden selbst ist es das beste, sich den Schweif des Pferdes ein paarmal um die Hand zu wickeln und sich dem Instinkt des Tieres anzuvertrauen. Ist man glücklich drüben auf festem Pfade angelangt, so hat man jede Lust verloren, sich nochmals umzusehen. Auf dem Plateau ist die Wegfurche oft bis zu fünf Meter breit. Dafür verengt sich der Pfad an den Hängen um so unangenehmer, so daß nur ein Tier hinter dem anderen gehen kann. Die Kansuponys besitzen eine außerordentlich unangenehme Eigenschaft, welche man ihnen auch nicht austreiben kann. Sie gehen nie an der inneren Seite des Pfades, sondern niederträchtigerweise ganz außen, nur einige Zentimeter vom Abgrund. Da wird das „Hinterdem-Tiere-Herlaufen“ für jeden Reisenden zur selbstverständlichen Tugend.

Selbst in diesem unheimlichen Lößmassiv gibt es Herbergen. Sie sind zwar mehr als dürrig und liegen einen ganzen Tagesmarsch auseinander; aber man hat innerhalb der schützenden Mauern wenigstens die Gewißheit, nachts vor Absturz gesichert zu sein. Außerdem halten die Herbergen häufig Vorräte an Pferdefutter. Es gibt in dem von mir bereisten Lößgebiet nicht eine Fahrstraße für Fuhrwerke. Alle Güter werden auf dem Rücken von Ponys, Maultieren oder Eseln befördert. Uns entgegenkommende Karawanen führen meist Wolladung. Schafwolle ist das Haupthandelsgut des

südwestlichen Teiles der Provinz. Das Ziel dieser Transporte ist gewöhnlich Lanchow. In gleicher Richtung mit uns ziehen hauptsächlich Karawanen mit gemischter Ladung: Ziegeltee, Eisenstäbe, Baumwolltuche und vor allem Kohle. Die Kohle stammt aus Tagbauvorkommen in Schansi; sie ist nicht in Säcke verpackt, sondern hängt in zentnerschweren Stücken links und rechts in breiten Schlingen am Tragsattel.

Je weiter wir uns von Lanchow entfernen, um so wilder wird die Landschaft. Immer wieder passieren wir weite Strecken, die wie erstarrter Urschlamm wirken. Die Ausläufer der Hänge gleichen erkalteten Lavaströmen. Nur hie und da verrät ein winzig kleiner Terrassenacker menschliche Nähe. Wir sind weit über der Dreitausendmetergrenze angelangt. Vor unseren Augen erschließt sich das gewaltige Panorama von zwölf, ja vierzehn hintereinander liegenden Lößkulissen. Leider gehören zu zwölf Höhen auch ein Dutzend Täler. Endlos geht es bergauf, ebenso endlos bergab. Manchmal glaube ich die wenig trostreiche Feststellung machen zu müssen, daß für jede bezwungene Kuppe zwei und drei neue Bergwälle am fernen Horizont auftauchen. Tiefes Schweigen füllt den Tag aus. Mit dem Sonnenstand wechseln die Farben, als wollten sie das Grauen der Einsamkeit mildernd übertönen. Das Auge sieht sich trunken an dem seltsamen Erleben einer so fremdartigen Welt. Hin und wieder stoßen wir auf menschliche Behausungen. Sie sind tief in die Hänge hineingeschnitten. Millionen von Lößbewohnern kennen keine Häuser, sondern wohnen in Erdhöhlen, welche den Vorteil bieten, im Sommer kühl und im Winter warm zu sein. Breite Stollen führen in den Berg. Eine der Missionskirchen Kansus ist völlig aus dem Lößinnern herausgehauen.

Entsetzliche Tragödien bringen Erdsenkungen, noch grauenhaftere Katastrophen die zahlreichen Erdbeben mit sich, wie sie über das Lößgebiet immer wieder hereinbrechen. Den Erschütterungen eines solchen Bebens ist kein Wohnstollen gewachsen. Im Jahre 1865 starben mit einem Schläge über achthunderttausend Schansibauern während eines einzigen, die ganze Provinz erschütternden Erdstoßes. Im Jahre 1920 wurden zweihundertfünfundvierzigtausend Lößbauern der Provinz Kansu auf gleiche Weise lebendig begraben. Beben von kleinerem Umfang ereignen sich jährlich.

Wenn trotzdem die Bevölkerung des Löß heute noch größtenteils



Immer wieder passieren wir weite Strecken, die wie erstarrter Urschlamm wirken. Die Ausläufer der Hänge gleichen erkalteten Lavaströmen



in Erdhöhlen haust, so hat das vor allem seine Ursache in dem geradezu katastrophalen Holzangel der Gegend. Lößwände halten ohne Holzverstrebung. Den armen Leuten bleibt nur die Hoffnung, die Naturgewalten möchten sie verschonen. Wälder findet man nur bei ganz günstigen Wasserverhältnissen an wenigen Stellen, obwohl einzelne Bäume in der Nähe menschlicher Siedlungen gar nicht so selten sind. Alten chinesischen Büchern kann man entnehmen, daß große Lößstriche früher zu den walddreichsten Gegenden Chinas gehörten. Es sind heute Bestrebungen im Gange, Schritt für Schritt geeignete Stellen aufzuforsten. Eine Riesenarbeit, um so mehr, als es schwierig ist, bei dem herrschenden gewaltigen Brennstoffmangel den Bauern klarzumachen, daß er Jungwald schonen müsse. Waldangel ist auch bestimmt die Ursache der viel zu geringen Niederschlagsmenge der Lößlandschaft. In manchen Jahren regnet es überhaupt nicht, dann bleibt der Acker unbestellt, ein großes Hungersterben beginnt.

Wild gibt es kaum, doch ziehen riesige Raubvögel hoch im blauen Äther ihre endlosen Kreise.

Eine besondere Eigentümlichkeit dieses Landstriches sind die Notburgen, die man häufig auf steilen Kuppen erblickt. Es sind dies meterdicke und bis zu acht Meter hohe lößgeformte, mit Schießscharten versehene Umwallungen, die in der Form eines Rechtecks angelegt sind. Bei Gefahr räuberischer Überfälle flüchten die Dorfbewohner unter Mitnahme ihres Viehs und der beweglichen Habe hinter diesen primitiven Schutz, um das Größte zu überstehen. Lebensmittel werden bei der Flucht mitgenommen. Für Wasser sorgen Zisternen, manchmal auch große irdene Tonnen, die allerdings erst im Notfalle gefüllt werden.

Fast jeder Bergmohammedaner verfügt heute über eigene, moderne Schußwaffen. Ihr Besitz ist zwar von der Regierung streng verboten, doch hat sie gegenüber den „Hui Hui“ nur geringe Autorität. Die Kinder erhalten notdürftigen Unterricht durch den „Hodscha“, den Vorbeter des Ortes. Der Kampf der Eltern um das tägliche Brot ist der beste Anschauungsunterricht für die heranwachsende Generation. Im Laufe der Geschlechterfolgen hat sich eine Technik

Bild links: Vor unseren Augen erschließt sich das gewaltige Panorama von zwölf, ja vierzehn hintereinanderliegenden Lößkulissen



Eine besondere Eigentümlichkeit dieses Landstriches sind die Notburgen, die man häufig auf steilen Kuppen erblickt



entwickelt, wie sie dem Boden am besten angepaßt ist. So wird zur Düngung der Felder Erde verwendet, die man vorher über flachen Feuern geröstet hat. Heu und Stroh werden in Rundschubern aufbewahrt, die ein geflochtenes Dach aufweisen. Eiserne Geräte sieht man nur ausnahmsweise. Gesät wird nicht mit der Hand, sondern mit einer primitiven Drillmaschine, welche eine uralte chinesische Erfindung ist und erst später von Europa übernommen wurde.

Die regelmäßigen Reihen der Weizenäcker waren für mich ein überraschender Anblick. Sehr auffallend war das völlige Fehlen von Unkraut auf den Feldern; ein glänzendes Zeugnis für Fleiß und Tüchtigkeit der Bergbauern.



III VON STAUBSTÜRMEN UND WILDFLÜSSEN

Vor dem Sturm

Fahl und trübe stand die Morgensonne am Himmel. Das Schweigen im Löß war tiefer und ernster als sonst. Kein Windhauch regte sich. Klarer, blauer Himmel spannte seinen unendlichen Bogen. Der Tibeter riet zu beschleunigtem Marsch, da etwas in der Luft läge. In schnellstem Tempo eilten wir unserem fünfundvierzig Kilometer entfernten Tagesziel, dem Flußtale des Tao Ho, entgegen.

Die Aussicht, einen Sturm oder gar ein Erdbeben im Löß zu erleben, stimmte mich nachdenklich. Immer wieder war in den Erzählungen der Steyler von den entsetzlichen Strapazen und Gefahren die Rede gewesen, die sie selbst auf ihren Lößreisen in Staubstürmen und Wolkenbrüchen erlebt hatten.

Es wurde ein Uhr mittags; wir waren vielleicht noch zwanzig Kilometer von Tao Ho entfernt, als eine große Veränderung in der Natur vor sich ging. Irgendwoher aus westlicher Richtung sprang heftiger Wind auf, der sich von Minute zu Minute verstärkte. Eine bewohnte Lößhöhle lag verlockend am Wegrande. Ich kam jedoch mit meinen Begleitern überein, weiterzumarschieren, da erfahrungsgemäß Stürme in dieser Gegend oft mehrere Tage wüten. Schon unserer Tiere wegen mußten wir den Versuch machen, wenn möglich noch vor Losbrechen des zu erwartenden Unwetters das schützende Tal zu erreichen. Außerdem konnten wir nicht wissen, ob uns ein Orkan oder ein Erdbeben bevorstand. In letzterem Falle wäre der Aufenthalt in einer Lößhöhle gleichbedeutend mit unserem Tode gewesen.

Noch einmal zogen wir die Traggurte unserer Pferde nach. Der Himmel begann sich mit schwerem Gewölk zu überziehen. Im Geschwindschritt hasteten wir weiter. Noch war Tageshelle, aber aus dem Westen kroch es schwarz und drohend näher. Heftige Windstöße hoben den Staub vom Boden. In Wirbeln tanzte der Löß vor uns her. Dräuende Wolkenwände jagten über uns hinweg. Durch

*Noch einmal zogen wir die Traggurte unserer Pferde nach. Der Himmel
begann sich mit schwerem Gewölk zu überziehen*





Noch war Tageshelle, aber aus dem Westen kroch es schwarz und drohend näher



H e f t i g e W i n d s t ö ß e h o b e n d e n S t a u b v o m B o d e n

eine winzige Spalte der Sturmdecke huschte ein letzter, flüchtiger Sonnenstrahl und leuchtete geisterhaft noch einmal tief hinein in Schründen und Klüfte der Bergwildnis, durch die unser Weg führen würde. Dann umfing uns dunkle Wetternacht.

Der Staubsturm bricht los

Ich habe auf den Philippinen und an der Küste Südchinas Taifune miterlebt; aber da war ich unter Menschen und fühlte mich nie persönlich so bedroht wie hier in dieser unendlichen Bergeinsamkeit.

Wild heulte es heran. Wuchtend warf die Riesenschaufel des Sturmes feinen Löß gegen Mensch und Tier. Beim Zurückblicken nach meinen Begleitern hieb mir messerscharfer Staub in die Augen. Mit unheimlicher Gewalt einsetzende Windstöße schoben und trieben Mensch wie Tier vor sich her. Einem entfesselten Wildstrom gleich wälzten sich zornige Lößfluten zu unseren Füßen. Der ganze Berg schien in Bewegung zu geraten. Über uns wuchtete himmelhohe Lößbrandung gegen unsichtbar gewordene Steilufer.

Zu unserem eigenen wie zum Schutz der Tiere führten wir die Pferde am Zügel. Vor Mund und Nase hatten wir Tücher gebunden, die aber das Eindringen des feinen Staubes nicht verhindern konnten, so daß das Atmen zur mühseligen Qual wurde.

Trotz dieser mißlichen Umstände mußten wir doch dankbar dafür sein, daß der Orkan von hinten kam; andernfalls wäre es unmöglich gewesen, auch nur einen Schritt vorwärts zu erkämpfen. Allerdings war auch so unsere Lage recht bedrohlich. Unfreiwilliger Laufschrift längs eines steil abfallenden Berghanges auf einem Pfade, den man nicht sehen konnte, brachte uns mit jedem Tritt in Gefahr, in das Nichts zu stürzen. Die fast senkrechte Steilwand an der Pfadinnenseite war die einzige Sicherung, da wir uns an ihr entlang tasten konnten.

Noch immer ging es scharf bergauf. Wenn wir nur schon die nahe Paßhöhe hinter uns hätten! Mit der Bergwand im Rücken müßte doch auch die Gefahr des Absturzes durch heimtückisch einsetzende Böen sich verringern.

Die Serpentinaen wurden enger. Wir fühlten, daß wir uns dem Paßeinschnitt näherten: Mit neuem Mut torkelten wir



Durch eine winzige Spalte der Sturmdecke buschte ein letzter Sonnenstrahl

Mit unheimlicher Wucht einsetzende Windstöße schoben und trieben uns vor sich her



voran. Die Steigung ging in einen ebenen Höhenweg über. Die Kimme war erkämpft. Aber hier schoß der Orkan durch die in Sturmrichtung gelegene Paßschlucht mit einer Wucht, der wir uns nicht mehr entgegenstemmen konnten. Wie durch ein Blasrohr getrieben, hetzten uns die Elemente durch diesen Todeskessel, warfen uns an Wände, drückten uns zu Boden, schleiften uns über den Paß. Das war wohl das Ende. — Die geringste Wegbiegung beim Austritt aus dem Paß mußte uns über den Bergrand tragen; nach endlosem Fall würden wir irgendwo zerschmettert liegen bleiben.

Ein Wunder geschah. Als wirres Knäuel fand sich Mensch und Tier zu Füßen eines Lößkegels wieder, der kurz hinter der Paßhöhe dem Abgrund vorgelagert war. Vor der schützenden Wand bog der Pfad scharf nach rechts. Langsam schüttelte ich das Grauen ab; wir mußten weiter.

Wind und Wasser haben in grauer Vorzeit gemeinsam am Werden des Lößlandes gearbeitet. Wind und Wasser arbeiten unaufhaltsam Hand in Hand an der Zerstörung ihres eigensten Werkes. Stürme tragen im Fluge den Löß ans Meer, Ströme führen ihn an das gleiche Ziel. Wind und Wasser greifen auch nach dem Leben des Menschen, der sich in den Löß wagt.

Im Kampf mit den Elementen

Während des Abstiegs gesellte sich das zweite Element zu dem ersten — der Himmel barst. Orkanartiger Wolkenbruch schlug mit Urgewalt die wirbelnden Lößmassen zu Boden. Das Element Wasser triumphierte über Sturm und Staub. Unsere Flucht war zu Ende. Ockergelber Schlamm floß in tausend dünnen Bächen über die Hänge. Im Handumdrehen verwandelte sich der Weg in trügerische Glätte.

Mit letzter Anstrengung erreichten wir eine scharfe Biegung, wo der Pfad so breit war, daß wir wenigstens festen Stand fanden.

Die Packpferde waren etwas zurückgeblieben. Die beiden Ponys sträubten sich, auch nur einen Schritt weiter zu gehen, sie zitterten in begreiflicher Angst, in die Tiefe abzugleiten. Der Mafu blieb bei den Reitpferden zurück. Mühselig arbeiteten der Tibeter und ich uns an die Packtiere heran. Ich faßte das vordere Beipferd am

Zügel, der Tibeter half von hinten. Halt hatten wir kaum. Schiebend und rutschend brachten wir das unruhig gewordene Tier in Sicherheit. Ein zweitesmal denselben Weg zurückzulegen, erwies sich als unmöglich. Der Pfad war durch die unaufhaltsam niederstürzenden Wassermassen völlig unpassierbar geworden, so daß ich auf ein Heranholen des letzten Pferdes verzichten mußte. Es blieb als unbeweglicher Schatten kaum fünfzig Schritt von uns entfernt stehen. Daß wir bis auf die Haut durchnäßt waren, fühlten wir kaum. Die Luft war staubfrei geworden, wir pumpten sie in langen Zügen in unsere keuchenden Lungen.

In Marschrichtung und nur wenige Meter von unserem Zufluchtsplatz entfernt, schoß ein breiiger Sturzbach über den Hang. Der Pfad bröckelte dort langsam ab. Wir waren Gefangene des Löß. Quälend bohrte in mir der Gedanke: Wie lange wird das Unwetter anhalten? Stunden? Tage? Es wurde Abend und es wurde Nacht. Noch immer wütete der Himmel. Schweigend hielt jeder sein Pferd am Zügel. Im Regen aufgelöster Löß hatte Anzug und Unterkleidung in einen schweren, starren Panzer verwandelt. Jede kleinste Bewegung erforderte steigende Anstrengung. Bis über die Knöchel steckte ich im gierigen Löß. Plötzlich hörte ich ein eigenartiges Geräusch von links. Zitternd und schnaubend kam unser fehlendes Saumtier herangerutscht.

Gegen Mitternacht ließ das Unwetter nach, aber steter Landregen hielt die ganze Nacht über an. Ein Weitermarschieren in der Dunkelheit blieb ausgeschlossen. Erst mußte das Tageslicht abgewartet werden.

Selten habe ich den ersten Schimmer eines fahlen, regnerischen Morgens so begrüßt wie nach dieser Nacht. Ich fror in nassen und lößschweren Kleidern, an ein Umziehen aber war nicht zu denken. Der Sturzbach vor uns hatte aufgehört zu fließen. Ein fußbreiter Rest des Pfades an dieser Stelle war unser einziger Weg zurück zum Leben. Wir beschlossen, bis zum Mittag ruhig an unserer Zufluchtsstelle auszuharren. Wind und Regen hatten nachgelassen. Gegen zehn Uhr klärte es sich auf, und die Sonne kam durch. Wir waren uns darüber im klaren, daß die größten Schwierigkeiten wohl noch bevorständen. Wer ahnt, an wieviel Stellen der Weg weggerissen sein mag. Aber auch da, wo der Pfad erhalten ist, drohen nach einem solchen Unwetter schwere Gefahren. Jede Wasserpfütze auf

dem Wege hat ihre Tücke. Man weiß nie, wie tief sie ist. Roß und Reiter können darin verschwinden. Nasser Löß wirkt wie Treibsand. Er hält den Menschen fest. Oft genügt der Tritt eines Menschen oder Pferdes, noch stehende, aber brüchige und unterhöhlte Stellen ins Abrutschen zu bringen. Viele Wanderer, ja ganze Karawanen sind bei ähnlichen Stürmen ums Leben gekommen. Sie sind verhungert oder verdurstet auf einem stehengebliebenen Wegband, wo es kein Vor und kein Zurück gab.

Mit aufsteigender Sonne faßten wir neuen Mut. Die Pferde bekamen den letzten Rest unserer Futterreserve. Wir selbst waren glücklich, mit Jakwurst und Hartbrot unseren Hunger stillen zu können. Gegen ein Uhr war die Oberfläche des Lößpfades getrocknet, und wir beschäftigten uns mit dem drohenden Weghindernis direkt vor uns. Werkzeuge zur Verbreiterung des Weges besaßen wir nicht. Also mußte es auch so gehen. Als erster kam mein Tibeter glücklich hinüber, und nach einigen unangenehmen Augenblicken waren auch wir mit den Tieren drüben angelangt.

Die letzten zwölf Kilometer steilen Abstiegs zum Tao Ho, der achthundert Meter unter uns im Tale lag, erwiesen sich als fast übermenschliche Strapaze. Eine brüchige Wegstelle folgte der anderen. Wo durch Bergrutsch der Pfad verschüttet war, mußte Glück und Pferdeverstand helfen. Ganz besonders mutig zeigte sich mein Tibetrappe, der ohne Führung von selbst über den lockeren Löß den Weg bahnte. Ich zog es vor, nicht geradeaus zu schauen. Mit starren Blicken klebte ich an der ungewissen Wand. In solchen Augenblicken friert und schwitzt man zugleich. Es wurde Abend; vielleicht noch zweihundert Meter unter uns im Tale des Tao Ho sahen wir die trüben Lichter einer Ortschaft. Würden wir es schaffen? So ausgepumpt ich war, sträubte sich doch jeder Gedanke gegen die Aussicht, so nahe am Ziel eine zweite Nacht im Löß zuzubringen.

Gefährlicher Abstieg

Am späten Abend hatten wir noch ein eigenartiges Erlebnis. In einer Lößhöhle dicht am Pfade kauerten einige nicht besonderes Vertrauen erweckende Gestalten, die hier anscheinend übernachteten

wollten. Vor der Höhle lehnte ein alter Mann, der einen kleinen Korb Pfirsiche bei sich hatte, die er uns zum Kaufe anbot. Mein Mafu, der gewöhnlich die Einkäufe besorgte, hatte wenig Lust, angesichts der unangenehmen Zuschauer Geld sehen zu lassen oder in dieser Umgebung anzuhalten. Das Kaufpalaver begann, während wir weitermarschierten, da er dem Händler bedeutet hatte, daß man auch während des Marschierens kaufen könne. Außerdem hatten wir höchste Eile, ins Tal zu kommen. Wir kauften den ganzen Vorrat, und ich gab dem Alten noch einen Silberdollar. Er war ja der erste Mensch, den wir nach unserem Sturmerlebnis zu Gesicht bekamen. Er blickte sich scheu um und flüsterte dann meinem Begleiter ein paar Worte zu, worauf er langsam zurückging. Ich war verblüfft, als der mit einmal sehr munter gewordene Mafu nach einigen hundert Metern vom Wege abbog und einem schmalen Pfade folgte, der nicht nur schlechter war, sondern mir auch als unverständlicher Umweg erschien. Die Tiere waren müde, folgten aber doch willig dem Leitpferd. Mein Chinese drehte sich kurz um und erklärte, daß die Kerle in der Höhle entlaufene Soldaten seien. Es wäre ratsam, nicht den guten Pfad zu benützen. Jeder von uns verfügte zwar über einen kräftigen Knüppel; ob der aber in stockfinsterer Nacht gegen rabiate und vielleicht bewaffnete Wegelagerer von großem Nutzen gewesen wäre, glaube ich mit Fug und Recht bezweifeln zu dürfen.

Mein Tibeter, der ein unwahrscheinlich scharfes Gehör hatte, machte den Schluß unserer kleinen Kolonne. Nichts geschah. Todmüde erreichten wir gegen zehn Uhr abends die Talsohle.

Visitenkarte gegen Bajonett

Wir waren viel zu weit östlich der Ortschaft herausgekommen und hatten noch eine gute Stunde Wegs, ehe wir in das schlafende Dorf einzogen. Der Ort mußte von Militär besetzt sein, denn wir trafen vor zwei Gebäuden Wachtposten mit aufgepflanztem Bajonett. Mit vieler Mühe und großem Geschrei weckte mein Mafu den Besitzer einer Herberge, in der wir auch noch Unterkunft fanden. Zuerst wurden die Pferde versorgt. Ich selbst hatte keinen Hunger. Todmüde kroch ich in meinen Schlafsack und hoffte, im Schutze einer kräfti-

gen Schicht Insektenpulver bald Ruhe zu finden. Beim Einschlafen hörte ich noch vom Hofraum her Stimmen und gleich darauf einen Zuruf meines Mafu. Mühsam schielte ich in meiner Schlaftrunkenheit nach dem mit einer Zeltbahn verhängten Eingang, wurde aber doch sehr munter, als eine blanke Bajonettspitze von der Seite her die Zeltbahn wegschob, immer länger wurde und in einen Gewehrlauf überging, der mit der Mündung in Richtung meines Schlafsackes zeigte. Hinter dem Gewehr erschien der Schatten eines Soldaten oder uniformierten Räubers — was in manchen Gegenden Asiens ziemlich identisch sein dürfte. Langsam — immer mit vorgehaltenem Bajonett — kam der unerfreuliche nächtliche Besucher auf mich zu.

Zum Herauskriechen aus dem Schlafsack war es zu spät. Die eine Hand hatte ich zwar blitzschnell an der stets griffbereit liegenden Blendlaterne, doch hütete ich mich wohlweislich, durch ihren Schein den Mann hinter dem Schießprügel zu falschen und bestimmt für mich lebensgefährlichen Schlußfolgerungen zu veranlassen. Sollte ich verhaftet werden? Instinktiv fischte ich nach einer Visitenkarte in der Schlafsacktasche, fand sie glücklicherweise sofort und hielt sie wie zur Abwehr dem Kerl entgegen, und — Glück muß der Mensch haben — die Finger lösten sich vom Abzugbügel, griffen nach der Karte, und der Soldat ging langsam rückwärts der Tür zu, ohne einen Augenblick den auf mich gerichteten Schießprügel zu senken. Dann war der Spuk verschwunden.

Nun tauchte mein Mafu auf, dem die Aufregung doch erheblich in die Knochen gefahren war, und stotterte, wie froh er sei, daß der Soldat nicht geschossen habe. Dafür hätte er auch von ihm ein schönes „Kumscha“, so heißt Trinkgeld in China, bekommen.

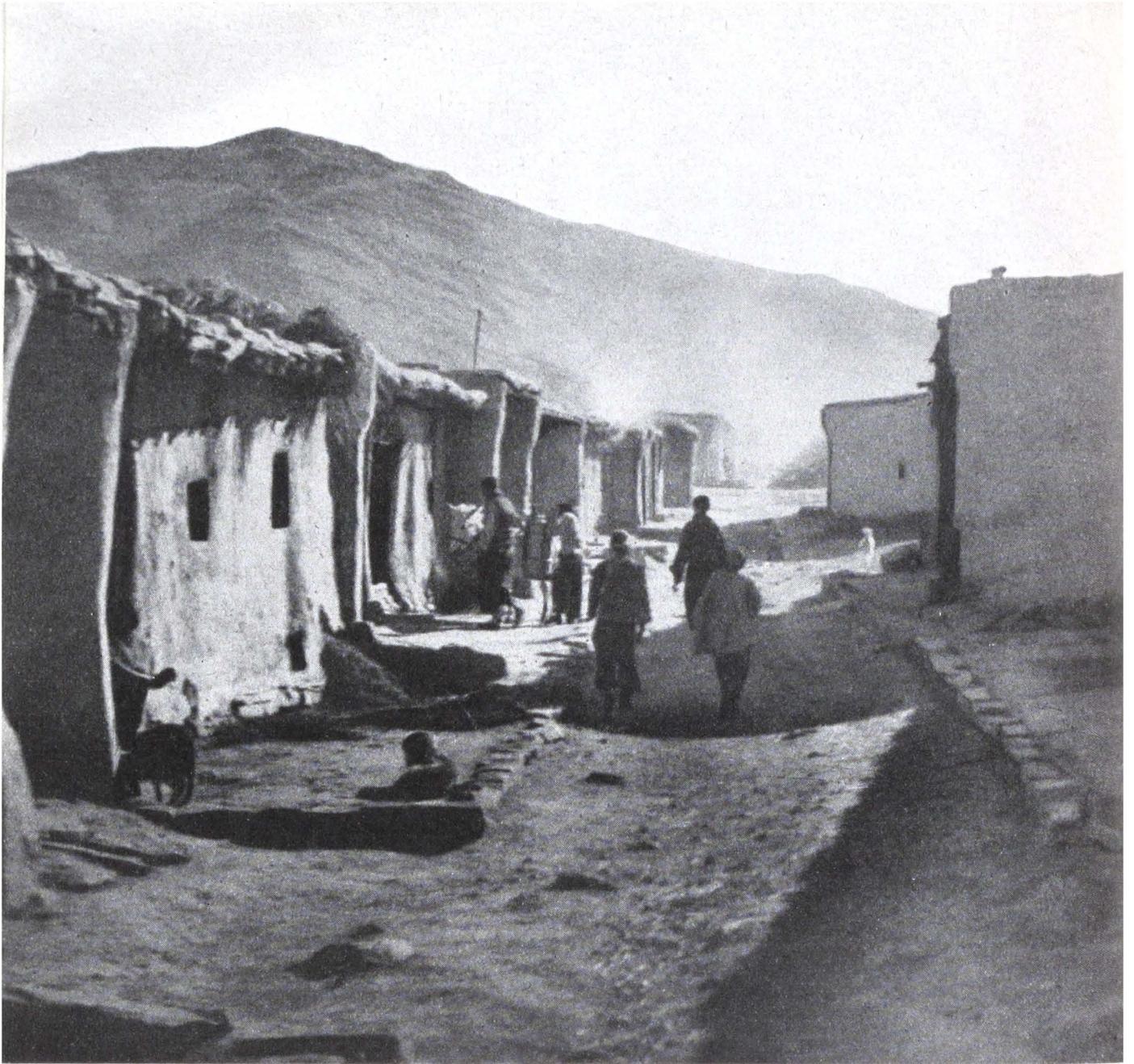
Und was war die Erklärung für diesen recht merkwürdigen „Überfall“? — Höchst einfach! — Wir waren mitten in der Nacht unangemeldet in eine Ortschaft gekommen, die wegen ihrer Unsicherheit eine Militärwache erhalten hatte. Der Posten hatte unsere Ankunft dem Wachhabenden gemeldet, der wiederum einen Soldaten zur Herberge schickte, um festzustellen, wer die Fremden seien. Die Art, wie er sich seines Auftrags entledigte, war zwar nicht salonfähig, aber sicher wirksam. Auch entsprach sie vollauf der Landessitte. Während ich noch darüber nachdachte, was da alles hätte passieren können, schlief ich auch schon ein. Das war nicht Kalt-

blütigkeit, sondern Übermüdung. Vier Stunden später brachte der Mafu das Kunststück fertig, mich zu wecken. Dampfender Kaffee, eine Schüssel herrlicher Nudeln, mit Maggi gewürzt, dazu eine tüchtige Scheibe Jakwurst standen verlockend auf der Kangecke. Während ich anfang, mich dieser Köstlichkeiten praktisch zu erfreuen, erklärte mein Diener, nach seiner Informierung sei heute eine einzige Fährgelegenheit über den Tao Ho zu haben. Da aber mehrere Karawanen im Orte schliefen, mußten wir versuchen, nicht die letzten an der Fährstelle zu sein.

Bald waren die Lasten aufgeladen, und in den frühen Morgen hinein ging es zum Fluß. Blühende Mohnfelder gaben uns das Geleit. Schwerer Tau lag auf sich erschließenden Kelchen. Ragende Lösswälle zu beiden Seiten des Tales gaben der Landschaft das Gepräge eines urweltlichen Cañons. Vor uns kam der Fluß in Sicht. Drüben am jenseitigen Ufer schmiegt sich goldgelbe Äcker an smaragdgrüne Wiesen, überragt von hohen hellen Pappeln, dunklen Zypressen und lichten Weiden. Dahinter blitzten in sattem Rot und prallem Gelb kahle Lößrücken. Ein vielleicht fünfzig Meter hoher, freistehender Lößturm erhob sich wie ein von Menschenhand geformter Dom über das friedliche Tal. Der Fluß war über hundert Meter breit und leuchtete in geradezu unwahrscheinlich klarem Blau.

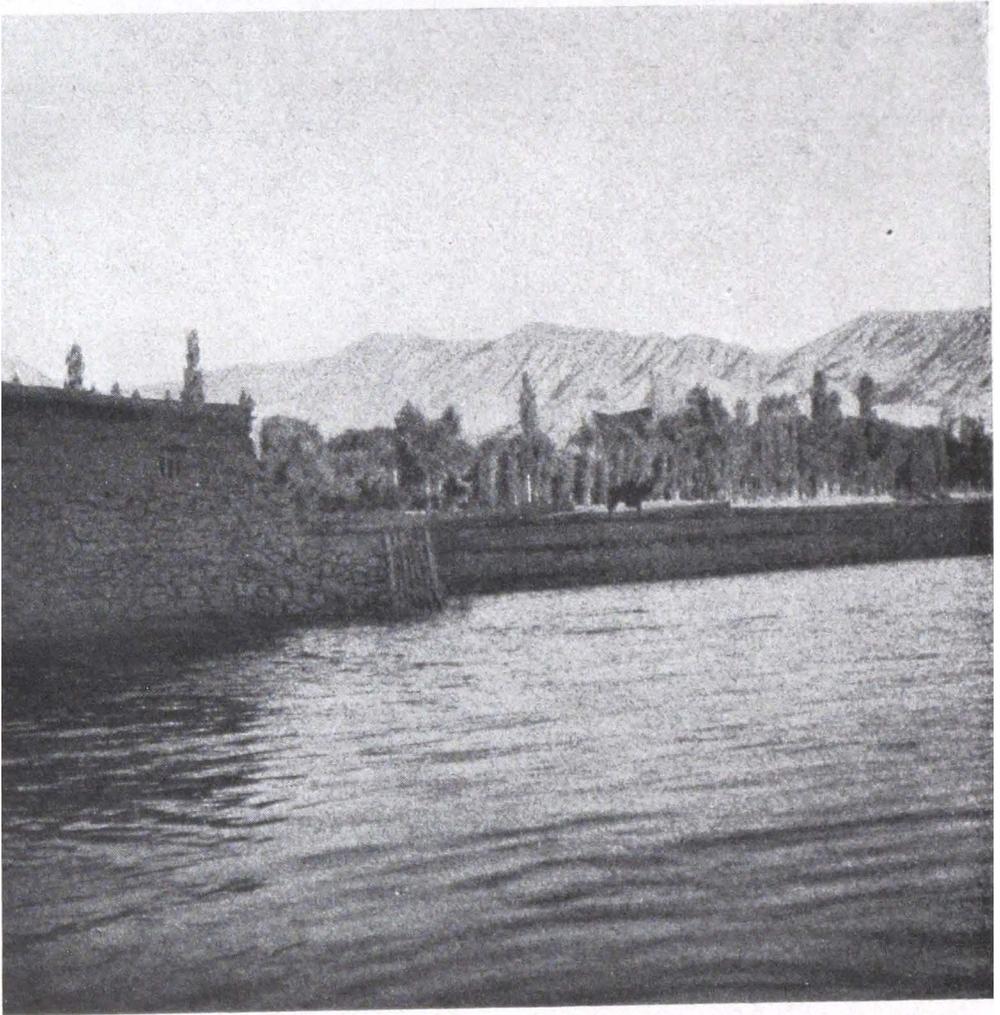
Wir kreuzen den Tao Ho

Sein Quellgebiet liegt in dem fast sechstausend Meter hohen Min-Shan-Gebirge Amdos. Da er hauptsächlich durch Felsgebirge fließt, sind seine Wasser frei von Löß. Wenige Kilometer nordöstlich unserer Fährstelle mündet er in die Wildschlucht des Huang Ho; sein klares Blau stirbt in dem schmutzigen Gelb der „Sorge Chinas“. Der Tao Ho ist wohl einer der unbändigsten, sicher aber der schönste Strom Amdos. Infolge der Wolkenbrüche der letzten Tage führte er Hochwasser. In jagender Eile stürzten seine Wasser talab. Hier sollen wir übersetzen? Es war so unwahrscheinlich, und doch hatten wir Schicksalsgefährten. Vor uns war bereits eine Eselkarawane von sechs Tieren am Fährufer eingetroffen; die Treiber warteten mit echt mohammedanischer Gelassenheit auf das, was kommen würde.



Bald waren die Lasten aufgeladen, und durch den bereits erwachten Ort ging es hinein in den frühen Morgen

Der Tao Ho ist wohl einer der unbändigsten, sicher aber der schönste Strom Amdos (Siehe auch Farbbild auf Seite 370)





Ein vielleicht fünfzig Meter hoher, freistehender Lößturm erhob sich wie ein von Menschenhand geformter Dom über das friedliche Tal

Dahinter blitzten in sattem Rot und prallem Gelb kahle Lößrücken



Ein entsetzliches Unglück hatte sich am Tage vorher hier ereignet. Das über den Fluß gespannte Fährseil war mitten im Strome gerissen; über zwanzig Fährleute und Eseltreiber waren ertrunken. Keiner hatte gerettet werden können.

Es zeugt von asiatischem Fatalismus, daß kaum vierundzwanzig Stunden nach der gestrigen Katastrophe sich wieder Tao-Ho-Leute gefunden hatten, welche willens waren, einen improvisierten Fährbetrieb durchzuführen. Das zum Übersetzen bestimmte Fahrzeug war der Unterteil eines nicht mehr brauchbaren Mühlfloßes. Ein etwa zwölf Meter langer und fast vier Meter breiter, äußerst schwerer und unhandlicher Kasten aus groben, dicken Brettern lag da vor uns am Ufer. Ein Ungetüm von Steuerruder ragte über das Heck. Es war weiter nichts als ein roh zubehauener Balken mit aufgenageltem Blatt. Ein weiteres, ebenso schweres Zyklopenruder war in der Mitte des Fahrzeuges angebracht; wer solche Ruder meistern könnte und wie die Landung am anderen Ufer dieses dahinjagenden Wildstromes erfolgen sollte, war mir unklar. Aber es blieb keine andere Wahl, wir mußten hinüber.

Die Männer der mit uns wartenden Eselkarawane begannen, gleichgültig Sättel und Lasten im Heck des Fahrzeuges zu verstauen. Wir taten dasselbe. Da das Boot etwa drei Meter vom Ufer weg an einem langen Tau verankert war, mußten die ganzen Lasten auf Menschenrücken in die Fähre getragen werden. Die Tiere blieben vorerst am Ufer. Nach den Lasten kamen die Menschen an die Reihe. Es dauerte eine geschlagene halbe Stunde, ehe der letzte Passagier glücklich an Bord war, da das Feilschen um das Fährgeld nach echt orientalischer Sitte sich zu einem endlosen Gesellschaftsspiel ausdehnte. Die Bootsleute und das Dutzend eingesetzter Helfer waren Turkis. Die Aufgabe der Ufermannschaft war es, den Kasten Kahn bis zu einer ungefähr hundert Meter stromauf gelagerten Kiesinsel zu ziehen, die etwa fünfzehn Meter von dem diesseitigen Ufer lag und die eigentliche Strömung abhielt. Das Altwasser zwischen Ufer und Insel war nicht tief. Einige Leute der Treidelmansschaft zogen ihre Buxen aus, andere krepelten ihre weiten Beinkleider zu Badehosen auf. Die Ufermannschaft ergriff das schwere Seil, welches bisher als Ankertau unserer Arche gedient hatte. Es gab noch eine solide kleine Hauerei unter unseren islamitischen „Sansculotten“, wohl wegen Verteilung der paar Käsch (Pfennige) Zieherlohn. End-



Es zeugt von asiatischem Fatalismus, daß kaum vierundzwanzig Stunden nach der gestrigen Katastrophe sich wieder Tao-Ho-Leute gefunden hatten, welche willens waren, einen improvisierten Fährbetrieb durchzuführen

lich schienen die Kerle einig zu sein und legten sich mit geradezu angsterregendem Gebrüll in das Seil; es straffte sich, und langsam begann sich unser Fährkasten zu bewegen. Zoll für Zoll zog uns die schreiende, halbnackte Masse Mensch stromauf zur Kiesinsel, schob den Fährersatz über die Landnase hinweg und die Geröllbank entlang bis zu deren oberem Ende. Hier waren mittlerweile die Pferde und Esel eingetroffen, welche durch die seichte Furt zwischen Ufer und Bank geführt worden waren. Der Kahn wurde hier nicht von neuem verankert, sondern ein Teil der Zugmannschaft hielt das Tau, während der Rest der Helfer das Verladen der Tiere übernahm. Erst wurden unsere Pferde an Bord befördert, das heißt, je ein Tier wurde durch das Wasser bis an den Bootsrand geführt. Dort mußten die armen vierbeinigen Passagiere die ziemlich hohe Fährwand selbst erklettern. Ein Mann zog von der Fähre aus am Zügel. Mit Schieben und Prügeln half gefühllose Roheit von hinten nach. Eines der Packpferde versuchte ein halbes dutzendmal vergeblich, an Bord zu kommen. Ein Fährmann zog einen Zügel durch ein Vorderbein durch; ein heftiger Ruck, und das Bein gelangte tatsächlich auf das Deck; etwas Hilfestellung und die Sache war geschafft. Die kleineren Esel kamen nur mit kräftigster Nachhilfe herauf. Es herrschte beängstigende Fülle an Bord. Vier Pferde und sechs Esel, Traglasten und Gepäck, ein Dutzend Reisende und dazu ein halbes Dutzend Fährleute waren auf der viel zu kleinen Fähre festgekeilt. Seit einer Stunde zerbrach ich mir vergeblich den Kopf darüber, wie wir wohl an das andere Ufer kommen würden. Der breite, reißende Gebirgsstrom und unsere Arche Noah — das konnte ich nicht zum Reimen bringen. Doch ließ die Lösung nicht lange auf sich warten. Plötzlich sprang ein halbes Dutzend der Bootszieher mit einem Satz durch das knietiefe Uferwasser auf unser bereits drangvoll überfülltes Boot; gleichzeitig ließen die Fährleute das Seil ins Wasser klatschen — wir sausten den Strom hinab. Die Leute an den beiden Mammutrudern waren gut aufeinander eingespielt. Im Takt arbeitend und im Takt brüllend, zogen sie die beiden knarrenden Balkenarme durch das gurgelnde Wasser. Bald war bei eingetauchtem Ruder die eine Mannschaft hoch, dann die andere. Pfeilschnell flog die Landschaft an uns vorbei. Langsam kam das andere Ufer näher. Ich sah angestrengt nach einer Landemöglichkeit aus. Der Führer des Fährbootes hielt ein langes Seil wurf-

bereit in der Hand. Stromab auf der Landeseite erblickte ich weit voraus einige Leute, welche das überhöhte Ufer entlang liefen. Die Haltemannschaft, falls es sich um eine solche handelte, war über Hunderte von Metern zerstreut. Dort, wo unser Seil ans Land fiel, konnten nur zwei Männer helfend eingreifen. Sie stemmten sich mit aller Kraft gegen das in der reißenden Strömung liegende Boot. Der Ruck riß sie zu Boden. Zum Glück ließen sie wenigstens das Seil nicht fahren. Da kam bedächtig und wirklich im allerletzten Augenblick ein dritter Mann zu Hilfe, dann ein vierter und fünfter. Endlich gelang es, das Seil um einen Baumstumpf zu verankern. Es waren aufregende Sekunden, denn ein Loslassen des Seiles hätte unweigerlich zu einer noch größeren Katastrophe als der des Vortages geführt. Aber Mohammedaner sind und bleiben Fatalisten. Inschallah — wie Gott will.

Nun begann am Ufer der Ausladebetrieb. Ufer ist etwas schönfärbend ausgedrückt. Weicher Löß bildete eine fast zwei Meter hohe, steile Bank, über die sich die Tiere einzeln hinaufquälen mußten. Einige Esel wurden buchstäblich wie eine tote Last mit Seilen die schlüpfrige Böschung hinaufgezogen. Mich versuchte ein Mann die zwei Meter bis zum Ufer zu tragen. Er hatte seine Kräfte überschätzt, nur durch rasches Zugreifen eines anderen Bootsmannes blieb mir ein unfreiwilliges eisiges Bad erspart. Gräßlich verdreht machten wir uns an das Wiederezusammenstellen und Bepacken unserer Kolonne. Als Erlebnis war das Übersetzen die zweieinhalb chinesischen Dollar (zwei Mark) Fährgeld reichlich wert. Ich bezweifle aber, ob wir vor der Landung soviel wert waren. Ich habe versucht, das Abenteuer im Bilde festzuhalten, soweit das bei der drangvollen Fülle auf dem Boote möglich war.

Das Tal lag fast zweitausend Meter über dem Meere. Wieder marschbereit, zogen wir erst zwei Kilometer stromauf bis zur eigentlichen Fährstelle; dort machten wir kurze Rast. Die Üppigkeit der Flora auf dieser Seite des Flusses war unbeschreiblich. Die Felder strotzten von Fruchtbarkeit. Friedliche, wohlgepflegte Gemüsegärten boten das Bild einer paradiesischen Oase inmitten einer gigantischen Lößwildnis. Hier ist ältester Kulturboden; hier stand die Wiege Chinas. Bei dem letzten großen Erdbeben riß der Boden; es wurden eine Reihe Gräber bloßgelegt, deren Alter auf fünftausend Jahre geschätzt wird. Keramikfunde von höchster Vollendung zeigten einen ver-

blüffend hohen Stand der Kultur. Durch lebenswürdige Vermittlung der Steyler konnte ich später in Lanchow einen klassisch schönen, weitbauchigen Tonkrug erwerben, dessen schwarze Ornamentik auf rötlichbraunem Grunde herrlich erhalten ist. Das Stück zählt zu den liebsten Erinnerungen an meine Asienzeit.

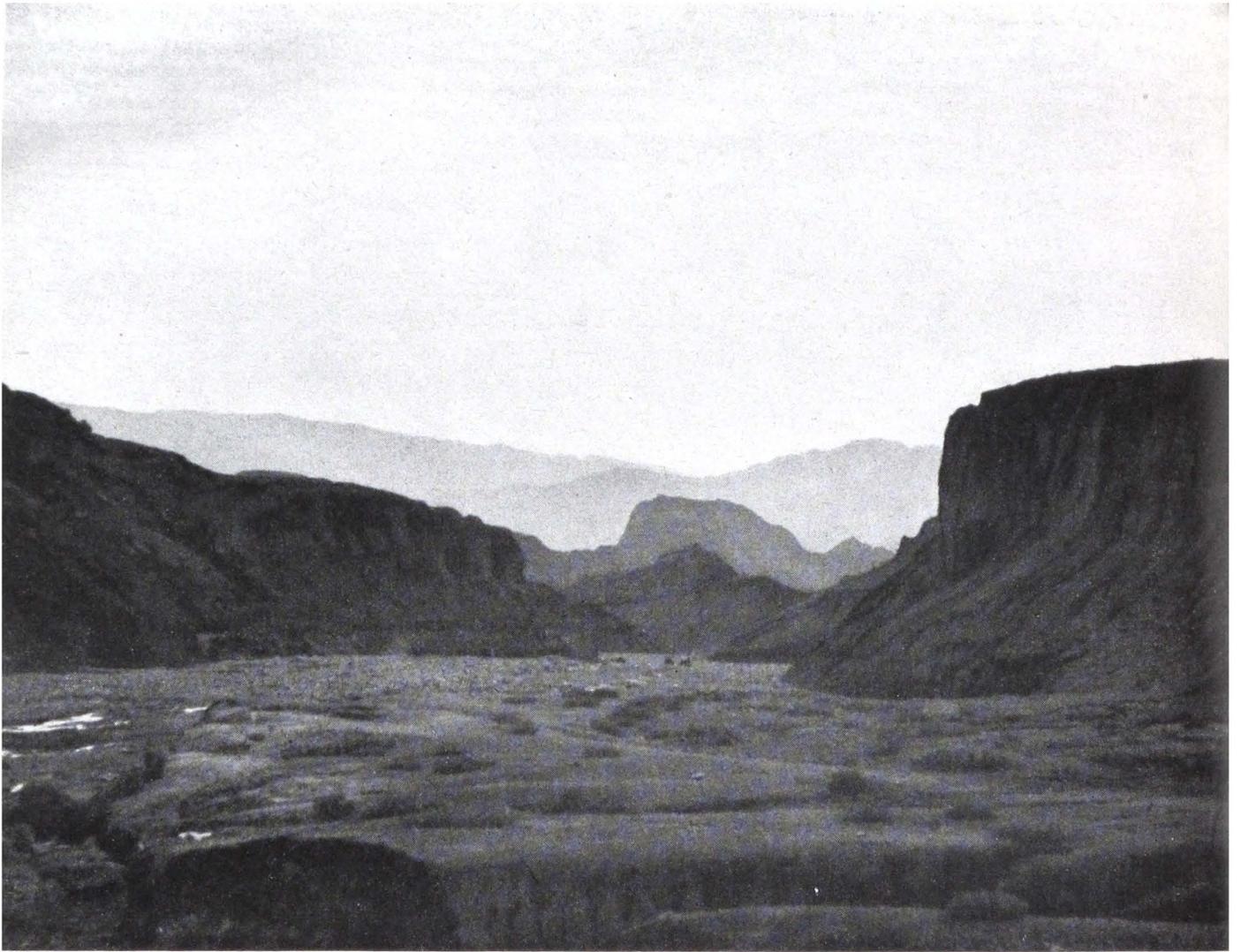
Noch ein letzter Blick auf das prachtvolle Blau des Stromes, dann wendeten wir dem Tao Ho den Rücken und zogen durch ein trockenes Flußbett rechtwinklig dem Lößmassiv entgegen. Nach einer halben Stunde gemächlicher ebener Wanderung ging es hinein in einen Irrgarten bizarrster Cañons von unbeschreiblicher Farbenfülle. In urweltlicher Wildheit leuchteten rote, gelbe, braune, purpurne und violette Tinten von den Wänden phantastisch geformter Lößdome. Mit Bedauern riß ich mich endlich von dem Zauber dieser schimmernden Pracht los. Der Marsch ging weiter.

Der Anstieg war beschwerlich, wenn auch nicht übermäßig steil, so doch trügerisch in der Länge. Jedesmal, wenn ich dachte, nun sind wir oben, kam eine weitere Kuppe mit neuen, wie zum Hohn meilenlang sichtbaren unerfreulichen Serpentinaen. Auch hier hatte der sonst schon primitive Pfad durch das Unwetter der letzten Tage außerordentlich stark gelitten. An fünf- bis sechshundert Meter tiefen, fast senkrecht abstürzenden Schluchten wurden wir immer wieder durch frische Bruchstellen aufgehalten. Doch war der Löß mittlerweile trocken geworden; ein Umstand, der auch die gefährlichsten Traversen erleichterte. Die Überwindung dieser Weghindernisse nahm kostbare Stunden in Anspruch. Unsere Hoffnung, das geplante Tagesziel Hochow zu erreichen, schwand mehr und mehr. Mit aller Anstrengung brachten wir es auf dreißig Kilometer. Aber was für Kilometer waren das! Die Paßhöhe des letzten Massivs lag auf dreitausend Meter Höhe; wir stiegen dann langsam ab bis auf zweitausendzweihundert Meter.

Terrassenwirtschaft kriecht überall bis zur höchsten Lößkuppe empor. Burgartig umwallte Höfe liegen hier und dort. Die mohammedanischen Bewohner sind von prachtvollem Turkityp. Wir hatten das Glück, bei einem alten, wohlhabenden Mohammedaner Herberge zu finden. Die Sonne stand noch hoch; die Pferde wurden gefüttert und mein Mafu sorgte für das Essen. Leider war das Teewasser brackig, aber daran war nichts zu ändern. In Muße betrachtete ich die Landschaft.



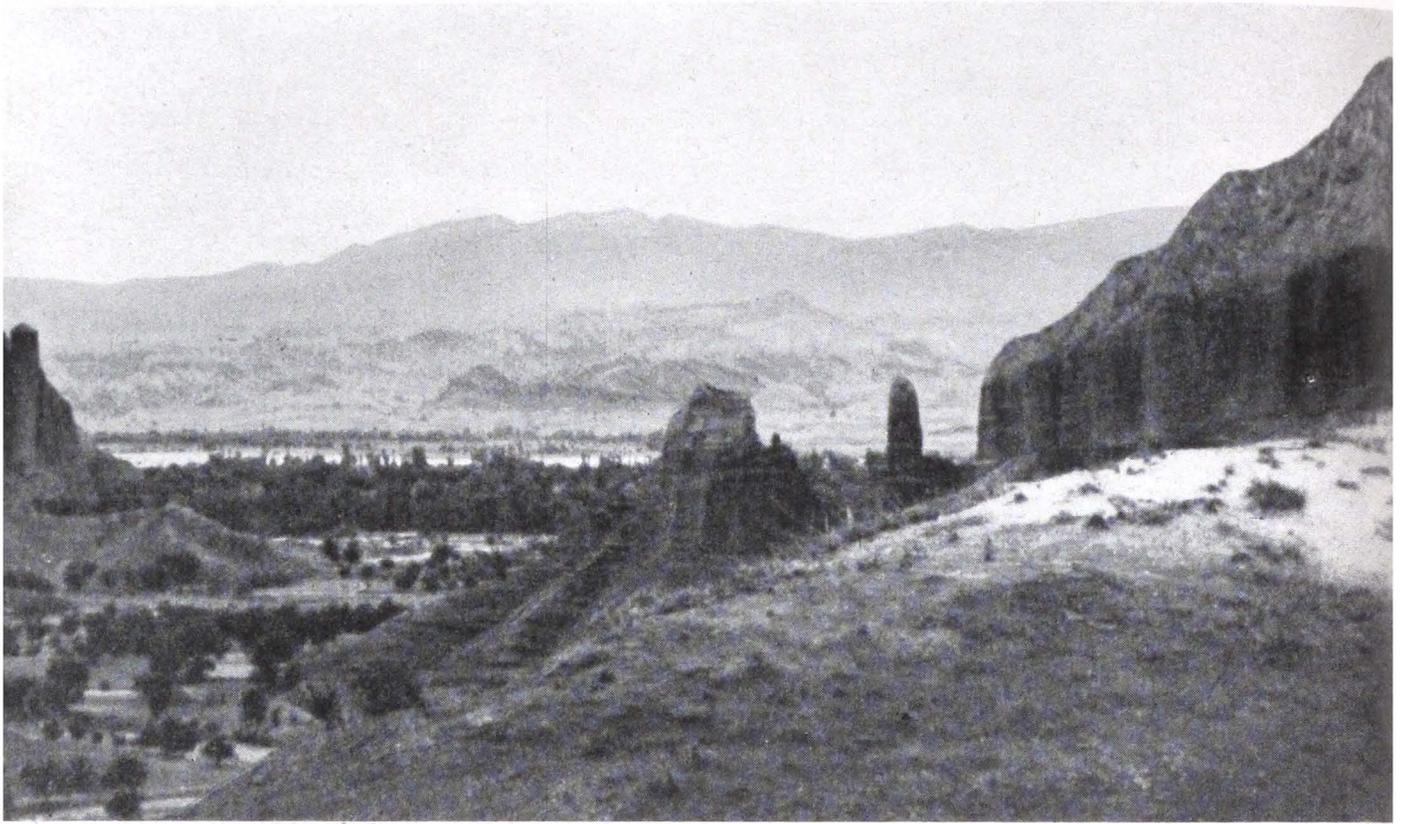
Wir zogen durch eintrockenes Flußbett dem Lößmassiv entgegen



*Nach einer halben Stunde gemächlicher ebener Wanderung ging es hinein
in einen Irrgarten bizarrster Cañons von unbeschreiblicher Farbenpracht*

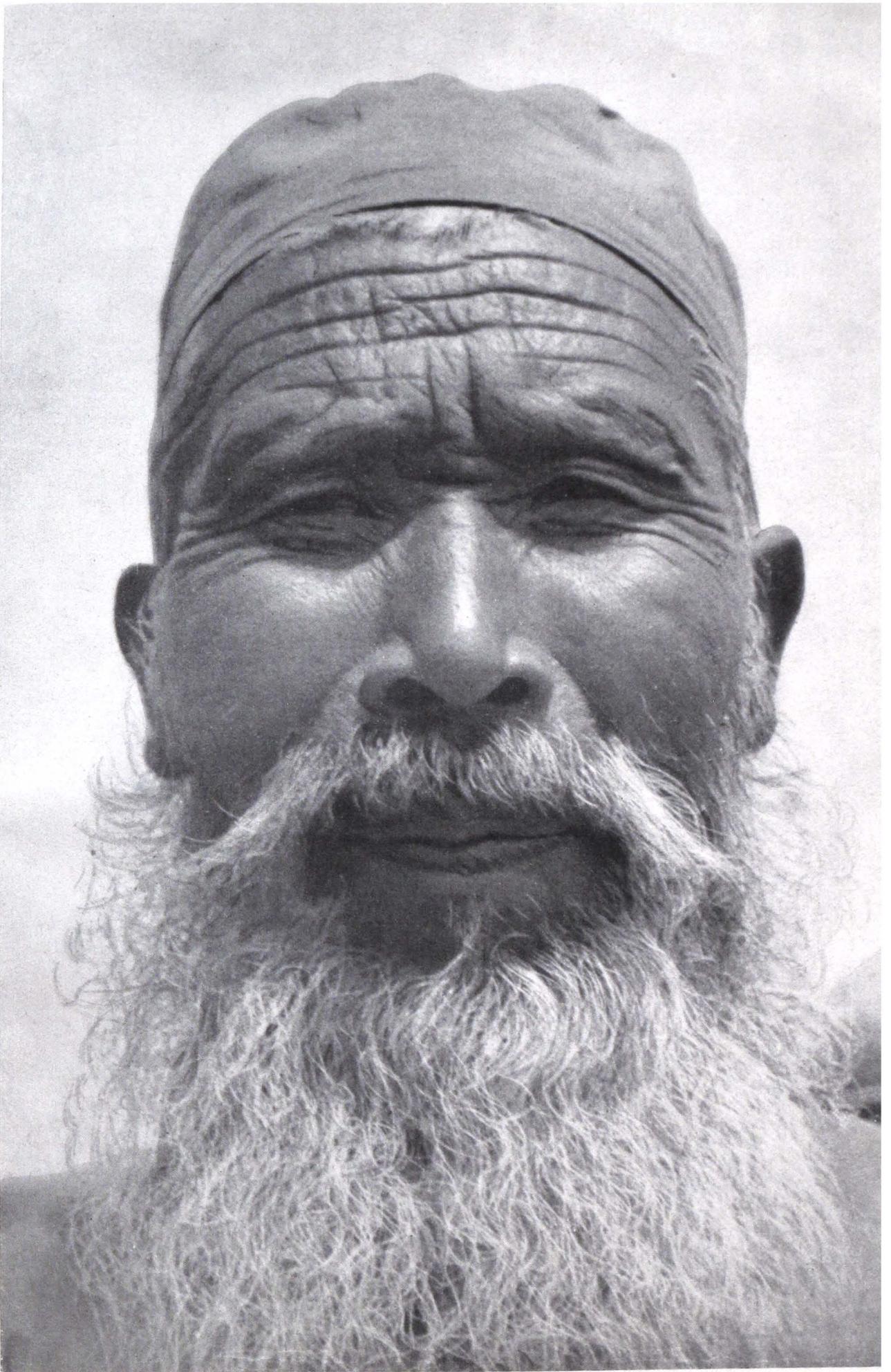


Immer wieder kam eine neue Kuppe mit meilenlang sichtbaren, unerfreulichen serpentinen



In urweltlicher Wildheit leuchteten rote, gelbe, braune, purpurne und violette Tinten von den Wänden phantastisch geformter Lößtürme

Bild rechts: Wir hatten Glück, bei einem wohlhabenden Mohammedaner Herberge zu finden



Die Ansiedlung besteht aus einem Dutzend viereckig umwallter Gehöfte mit flachem Dach, das bei Tage zum Trocknen der Feldfrüchte und nachts als Freilauf für die Wachhunde dient. Die wenigen Räumlichkeiten liegen zu ebener Erde mit den Fensteröffnungen nach der Hofseite. Dem Tore am nächsten ist die Gerätekammer; dann folgt der Tagesraum, welcher zugleich Betsaal ist und nachts als Schlafraum benützt wird. Dann kommen zwei weitere Schlafkammern, Stallungen und eine Erntekammer. Tonkrüge mit Wasser stehen überdacht in einer Ecke. Die Schlafkammern haben keinerlei Einrichtung, sie weisen lediglich einen mit Lehm verstrichenen Kang auf. Im Tagesraume sehe ich einen primitiven Holztisch und zwei dreibeinige Holzhocker, die wohl den größten Stolz des Besitzers bilden. Auf der Mekka zugewendeten Seite dieses Raumes brennen mit dünner blauer Rauchfahne zwei Räucherstäbchen in einer lößgefüllten Tonschale, eine Sitte, welche die Bergmohammedaner wohl von den Chinesen übernommen haben. Die Dorfstraße, wenn man sie so benennen kann, führt an steilsten Hängen vorbei. Die Gratkante ist durch eine meterhohe Lößmauer gesichert, welche ein Abstürzen von Tier und Mensch verhindern soll. Auch hier wohnen einige der Bauern in Lößhöhlen.

Im Turkidorf

Mein Wirt, der zugleich Oberhaupt einer zahlreichen Familie war, ließ den Tisch und die Hocker vor das Haus neben den Straßenrand bringen und stellte mir diese seine Kostbarkeit mit würdiger Geste zur Verfügung. Dann setzte er sich mit seinen eiligst herbeigerufenen Nachbarn auf den Lößwall mir gegenüber. Intensiv genossen sie das Schauspiel eines essenden Europäers. Neugierige, lößgepuderte Buben und Mädels drängten sich um mich; sie berührten alles, was herumlag und lachten aus Herzenslust über meine Fremdartigkeit. Ich lachte mit. Mein Mafu hatte eine übergroße Portion Nudeln mit Maggi bereitet, so daß ich den Ältesten und Hausherrn zum Mitessen einladen konnte. Die ungewohnte Würze schmeckte ihm nicht; aber er aß aus Höflichkeit und fand sogar den Mut, einige lobende Bemerkungen über meine Küche zu machen. Ganz besonders interessierte ihn wie alle anderen Dörfler mein Photoapparat.



Die Ansiedlung besteht aus einem Dutzend viereckig umwallter Gehöfte mit flachem Dach



Dann setzte er sich mit einigen Nachbarn auf den Lößwall mir gegenüber

Es gab keine Ruhe, bis nicht jeder einzelne meiner Zaungäste einen Blick durch den Spiegel meiner Voigtländer Reflexkamera getań hatte. Eine ganz besondere Freude bereitete ich dem Alten mit der Erlaubnis, nach notdürftiger Instruktion und mit meiner Hilfestellung selbst ein paarmal zu knipsen.

Später stellte sich ein mohammedanischer Soldat ein, der von mir Medizin haben wollte; er habe Bauchweh. Ich fragte ihn, ob er mit der Verdauung Schwierigkeit habe, er verneinte entrüstet. Er habe auch kein Fieber und sei nicht erkältet. Lediglich Bauchweh habe er. Ich gab ihm auf Zucker fünfzehn Tropfen Opium, die er sich gutschmecken ließ. Anscheinend drückte ihn etwas anderes. Ich war überrascht, als er plötzlich mit seinem eigentlichen Anliegen herausrückte, ob ich Salvarsan bei mir habe. Deutsches Salvarsan ist auch im innersten Asien wohlbekannt.

Es gibt Händler, welche das Präparat nicht verkaufen, sondern gleich selbst einspritzen. Ich sah einmal einen Reiter, der eine Art Lanze mit weißem Wimpel trug. Bei einer Jurtensiedlung stieg er ab, stieß die Lanze in den Boden und setzte sich ruhig an die Wegseite. Bald kamen eine Anzahl Nomaden näher, und die eigenartige „Sprechstunde“ begann. In Kansu erlebte ich, daß höhere chinesische Offiziere, ohne irgendwie krank zu sein, vor Antritt einer militärischen Expedition sich eine „Pep“-Einspritzung machen ließen. Sie behaupteten, Salvarsan erhöhe die Ausdauer und Widerstandskraft.

Als ich in den Hof der Herberge eintrat, bot sich mir ein eigenartiger Anblick. Eine junge Frau von vielleicht zweiundzwanzig Jahren tastete sich mit mühsamen, seltsam spitzen Schritten die Wand entlang. Bei näherem Hinsehen bemerkte ich, daß die Füße der Frau gebunden waren. Trotzdem in China das Binden der Mädchenfüße heute fast durchweg abgeschafft ist, hat sich diese Unsitte hier leider noch erhalten.

Es wird soviel Unrichtiges über die tiefere Ursache der Fußverkrüppelung geschrieben. Alle die Erzählungen über jene sagenhafte Favoritin eines alten chinesischen Kaisers, deren überkleine Füßchen die Hofdamen und später das Volk zur Nachahmung dieser „Lilienfüße“ bewegen haben sollen, klingen unwahrscheinlich. Ebenso abwegig ist sicher auch die Annahme, daß die Füße der Mädchen verkrüppelt wurden, damit sie an das Haus gefesselt blieben und ihrem Manne nicht davonlaufen konnten. Die nüchterne Erklärung, welche



Eine junge Frau von vielleicht zweiundzwanzig Jahren tastete sich mit mühsamen, seltsam spitzen Schritten die Wand entlang

ich im Löß erhielt, scheint mir eher den — asiatischen — Kern der Sache zu treffen: „Wenn die Füße zwangsweise verkrüppelt werden, tritt mit der Zeit eine Atrophie der Waden und später der Schenkel ein, so daß sich alle Kraft des Weibes im Leibe konzentriert und die Fruchtbarkeit sich vergrößert.“ Bei den Mohammedanern im Tale habe ich diese gleiche Unsitte nicht angetroffen. Mir ist es unbegreiflich, daß gerade in dem gebirgigen Löß die beste Helferin des Mannes auf den natürlichen Gebrauch ihrer Füße Verzicht leisten muß. Dabei konnte ich feststellen, daß die uns so unmenschlich erscheinende Fußverstümmelung hier im entlegenen Löß immer noch als schön empfunden wird.

Die kleine Frau hatte dem Fremden zu Ehren schnell ihre schönsten, seidengestickten Schuhchen, deren Umfang nicht den einer normalen Tasse überschritt, über ihre armseligen Gehwerkzeuge gestreift. Es ist gut, zu wissen, daß es nicht nur unschicklich ist, sondern als größtliche Verletzung des Gastrechtes gilt, auch nur einen Blick auf die gebundenen Füße einer Frau zu werfen. Ich hütete mich daher sehr, auffallende Neugierde zu zeigen. Meine photographische Aufnahme war mehr als gewagt, doch blieb sie glücklicherweise völlig unbenutzt. Die junge Frau war die Schwiegertochter meines Wirtes. Ihre Wißbegier war unstillbar. Besonders hatte es ihr meine Brille angetan, die sie unbedingt einmal aufsetzen mußte. Beim Auspacken meiner Schlafsachen stand sie hartnäckig an der Türe, um ja nichts zu versäumen.

Vor Sonnenuntergang trat ich noch einmal vor das Tor und blickte lange in den stillen Abend. Friedlich zogen unter der Obhut eines alten Hirten Schafe und Lämmer heimwärts. Langsam tauchte die Sonne hinter die hohen Spitzen am Horizont; purpurnes Licht legte sich über fast durchsichtig gewordene Lößkuppen. Ferne Wolken erglühten in allzu kurzer Pracht. Blaue Schatten huschten aus dem Nichts, um in violetten Fernen zu zerfließen. Andächtig und gottnah schritt tiefes Schweigen durch die müde, schiefergraue Dämmerung. Über Berg und Tal sank der geheimnisvolle Vorhang der Nacht.

Der Alte war mir gefolgt und stand in verständnisvoller Stille neben mir. Erst als ich selbst das Gespräch begann, kam er ins Erzählen. Ich erfuhr manches Wissenswerte über Sorgen und Ziele der Bergmohammedaner. Nie würde Ruhe sein, ehe nicht China den „Hui

Hui“ die feierlich gemachte Zusage der Selbstverwaltung einlöse. Er sprach von dem letzten großen Mohammedaneraufstand Kansus, bei dem durch fluchwürdigen Verrat Hunderttausende von Rechtgläubigen einem grausamen Henkertod überliefert wurden. Aber die Hui Hui seien nicht mehr ohne Freunde; bald würden alle Kinder Allahs, in einem einzigen großen Bund vereinigt, sich ihr Recht auf Leben und Freiheit erkämpfen. Das Gespräch kam auf Ibn Saud und das Kalifat. Arabien müsse die Führung übernehmen und den Weg nach Mekka allen Gläubigen freimachen.

Sehr beglückt war der Alte, als ich ihm von der Welt des Islam erzählte, wie ich sie auf meinen Reisen kennengelernt hatte. Als ich über Deutschland sprach, gab er in herzlichen Worten der Freundschaft aller Mohammedaner für unser Volk Ausdruck; sie wüßten sehr wohl, daß das aufs neue mächtig gewordene Deutsche Reich mit seinen Sympathien auf ihrer Seite stünde. Es kämen des öfteren Glaubensfreunde aus dem Fernen Westen bis nach Hochow und brächten Trost und neue Hoffnung auf eine bessere Zukunft. Durch diese Boten erführen sie laufend, was in der Welt vor sich gehe. —

Herrlicher Sternenhimmel hatte sich mittlerweile über uns gespannt. Eine Weile noch erfreute ich mich der hellen Pracht. Der Alte war still ins Haus zurückgekehrt. Auch ich wurde müde und wandte mich der Herberge zu. Mein Mafu saß als Wächter auf dem Kang, der bei meinem Eintritt noch immer von den neugierigen Naturkindern umlagert war. Jeder Gegenstand meiner Ausrüstung wurde eingehend studiert. Mit lachender Mühe konnte ich endlich den Rückzug der Unentwegten erreichen. Sie hätten dem Fremden zu gerne beim Hineinkriechen in den komischen Sack zugesehen.

Mein Chinese hatte in der Bereitung meines Nachtlagers bereits eine anerkanntswerte Virtuosität entwickelt. In jeder Herberge ließ ich erst Decke und Wände mit einem Besen abkehren; dann wurde der Kang selbst gereinigt und auf seine Mitte eine Zeltbahn gelegt. Um diese herum wurde reichlich Insektenpulver gestreut, so daß ich wenigstens vor Erdangriffen in meinem auf der Zeltbahn aufgebauten Schlafsack Ruhe hatte. Die Kleiderläuse im Lösgebiet übertragen Fleckfieber, welches in Asien für Europäer fast ausnahmslos tödlich verläuft. Seit einigen Jahren gibt es ein Serum, das vor Flecktyphus schützt. Ehe diese Impfung herauskam, raffte die Seuche Missionare und Schwestern nur allzu häufig nach kurzem

Friedlich zogen unter Obhut eines alten Hirten Schafe und Lämmer heimwärts



Wirken dahin. Es gehörte mehr als Heldenmut dazu, freiwillig in diese unheimliche Gegend zu gehen, um den Platz mehrerer hintereinander der Krankheit erlegener Vorgänger einzunehmen.

Das Serum wird in Peking hergestellt, wo ein außerordentlich begabter Gelehrter, der Steyler Missionar Vater Biallas, die Laboratoriumsarbeit leitete. Wie furchtbar leicht Fleckfieberansteckung erfolgt, erlebte ich einige Monate vor meinem Reiseantritt in Peking, wo ich zusammen mit dem dienstlich gerade anwesenden Generalkonsul von Schanghai, Oberst Kriebel, von Vater Biallas eingeladen wurde, die Serumstation zu besichtigen. Im letzten Augenblick hinderte mich eine wichtige dienstliche Besprechung daran, mitzukommen, und so besuchte Oberst Kriebel allein mit Vater Biallas die Station. Unter Glasstürzen herumkrabbelnde Flecktyphusträger dienten wissenschaftlichen Beobachtungen. Durch Unachtsamkeit eines unerfahrenen Helfers mußten einige dieser unheimlichen Insekten entkommen sein, denn als sich Oberst Kriebel über einen der Tische beugte, bemerkte er plötzlich auf seiner Manschette eine Laus. Trotzdem das Tier sofort entfernt wurde, blieb die Ungewißheit, ob eine Ansteckung bereits erfolgt sei. Wir waren kaum nach Schanghai zurückgekehrt, als ein Telegramm mit der Nachricht eintraf, daß Vater Biallas hoffnungslos an Flecktyphus erkrankt sei. Er starb wenige Tage später. Oberst Kriebel blieb zu unser aller Freude verschont.

Durch diesen Vorfall gewitzigt, unterzog ich mich rechtzeitig vor meinem Reiseantritt den höchst unangenehmen und von starkem Fieber begleiteten Seruminjektionen. Es konnte auf meiner durchweg durch Flecktyphusgegenden führenden Reise nicht ausbleiben, daß ich mir trotz aller nur erdenklichen Vorsichtsmaßnahmen in der einen oder anderen Herberge Ungeziefer holte. Da hieß es dann jedesmal sofort und ungeachtet aller Müdigkeit, heraus aus dem Kang und den Störenfried (meist Mehrzahl) suchen. Zum Glück schützte mich die Impfung.

Schon einige Male habe ich den in Ostasien allgemein als Schlafgelegenheit üblichen Kang erwähnt; ich will versuchen, eine kurze Schilderung dieser seltsamen Einrichtung zu geben. Man stelle sich einen drei mal vier Meter großen Raum vor; die einzige Türe von vielleicht achtzig Zentimeter Breite befindet sich auf der dem Hofe zu gelegenen Wand in der vorderen Ecke. Einen Meter von der

Tür entfernt und in ungefähr ein Meter fünfzig Höhe ist ein Fensterloch. Unter diesem und fast bis zur Türe reichend, erhebt sich der eigentliche Kang, eine meterhohe Plattform aus Lehm und Löß, die im Innern einen Hohlraum aufweist, der dieses Lehm-bett, das zwei mal zwei Meter mißt, in der kalten Jahreszeit heizbar macht. Die Heizöffnung befindet sich nicht im Zimmer, sondern außerhalb des Raumes im Freien, etwa fünfzig Zentimeter über dem Erdboden. Ein zweites, neben dem ersten angebrachtes Abzugsloch soll einen primitiven Rauchfang darstellen. Ein überhitzter Kang hat schon oft die übelsten Folgen gebracht. Es ist vorgekommen, daß hilflose Kinder oder kranke und gebrechliche Leute zu Tode geröstet wurden. Auch gehören Rauchvergiftungen schwerster Art nicht zu den Seltenheiten. Ich verbat mir ein für allemal, auch in empfindlich kalten Nächten, das Anheizen meines Kanglagers. Die Gummimatratze meines Schlafsacks hatte den großen Vorteil, daß sie die Kälte der Bodenunterlage vom Körper fernhielt. Anfänglich blies sie mein Mafu zu prall auf. Die Praxis ergab bald die goldne Mitte, und ich schlief wie im weichsten Federbett.

Beim Aufsteigen der ersten Morgendämmerung machten wir uns schon wieder reisefertig. Als ganz besonderen Luxus gab es zum Kaffee frische Eier, die ich von dem freundlichen Turki erstanden hatte. Die Herbergskost war hier wie fast überall im Lößgebiet sehr bescheiden. Einschließlich des Futters für vier Pferde bezahlte ich den Gegenwert von knapp drei Mark. Die kleinen Dosen, in denen ich meine Milchkonserven mitführte, waren jedesmal hochbegehrt. Erst wurden sie der Reihe nach von den Kindern saubergeleckt und dann von den Alten dem Hausgerät einverleibt.

Der Aufbruch erfolgt in gemächlichstem Tempo, um Tier wie Mensch Gelegenheit zu geben, die Steife der Knochen zu überwinden. Es geht wieder steil bergauf. Wir folgen den weitverschlungenen Windungen eines gewaltigen Lößkegels. Der Weg ist breiter geworden, und ich habe reichlich Muße, die herrliche Landschaft zu bewundern. Am Horizont leuchten in makelloser Klarheit die Fünf- und Sechstausender-Ketten der Gegend um Labrang und in Richtung Kueite; ganz wie die Dolomiten. Felder von Edelweiß umsäumen den erhöhten Wegrand. Ich pflücke vom Pferde aus einige der schönsten Sterne. Tief unter mir auf einem winzig kleinen Terrassenacker pflügt ein Bauer mit zwei Ochs. Mir scheint es ein

Wunder, wie da Mensch und Tier, ohne abzustürzen, hinunter und heil wieder zu ihrem Hofe kommen. Erwachsene wie Kinder nehmen geradezu unwahrscheinliche Steigungen mit einer Leichtigkeit, als bewegten sie sich auf der Ebene.

Der Garten in Allahs Paradies

Bald erreichen wir ein ausgedehntes, unter intensiver Kultur stehendes Plateau. Weizen, Raps, Hafer, Kartoffeln, blühende Leinsaat finden sich hier in einer Höhe von fast zweitausendvierhundert Metern. Eine riesige Notburg liegt zu unserer Rechten. Der Weg führt um die in der Sonne hartgebackenen Lößmauern in weitem Bogen herum. Jenseits der Paßschleife breitet sich ein gewaltiges Panorama vor unseren Augen aus. Das Plateau ist zu Ende. Unter uns weitet sich das fruchtbare Tal von Hochow, Zentrum des Mohammedanertums der Provinz Kansu. Bei den Bewohnern selbst führt dieses Tal — und zwar zu Recht — den Namen „Blumengarten in Allahs Paradies“. In weiter Ferne umgrenzt ein mittelhoher, steil abstürzender Lößrücken das breite Tal; dahinter tauchen am Horizont aus azurblauer Luft schneegekrönte Häupter tibetischer Bergriesen auf. Mitten aus der Ebene herauf glitzert das silberne Band des in schneller Strömung talab hastenden Labrang Ho, zu dessen Oberlauf die Reise führen soll. Hohe Pappeln umsäumen das diesseitige Ufer, liebliche Laubwälder drüben erfreuen das lößmüde Auge. An seiner weitesten Stelle ist das Hochow-Tal schätzungsweise zehn Kilometer breit; seine Länge beträgt etwa fünfundzwanzig Kilometer. Lebhafter Karawanenverkehr verkürzt uns die Zeit des Abstiegs. Die Lastesel tragen auf breiten Halsgurten Glöckchen, die mit hellem Klang das Marschtempo angeben. Bald sind wir in der Talsohle angelangt und erleben den seltenen Anblick einer gewaltigen Konifere. Der erste Nadelbaum seit langen Tagen. Eine kleine Brücke führt uns über einen breiten, heimatlich anmutenden Bach, der auf beiden Seiten von schweren Weiden umsäumt ist. Die Talbewohner haben bei der Anlage ihres ausgedehnten Bewässerungssystems ein wahres Meisterwerk vollbracht. Fruchtbare Grün und üppiges Wachstum dankt diese Fürsorge. Auf einer Holzbrücke überschreiten wir den etwa fünfzig Meter breiten, viel Geröll mit



*Unter uns weitet sich das fruchtbare Tal von Hochow,
das Zentrum des Mohammedanertums der Provinz Kansu*



sich führenden Labrang Ho und folgen stromaufwärts dem tosenden Flusse bis zu den ersten Häusern der Stadt Hochow. Wichtige Stadtmauern und drohende Wehrtürme sichern dieses wichtige Handelszentrum vor Überfällen. Sie bilden aber auch das Hauptverteidigungswerk der mohammedanischen Bevölkerung, deren immer wiederkehrende erbitterte Auflehnungen gegen jeden Versuch chinesischer Durchdringung selbst noch in unserem Jahrhundert nicht zum Erlöschen kommen. Ströme von Blut sind hier zuletzt 1926 geflossen. Tausende von Häusern wurden dem Erdboden gleichgemacht; die Stadt mußte eine starke chinesische Garnison aufnehmen.

Wir ziehen zuerst zur Herberge, die, wie allgemein in diesen Gegenden üblich, außerhalb der Stadtmauer liegt. Das hat seinen Grund darin, daß mit der Dunkelheit überall im Osten die Stadttore geschlossen werden, um Handstreich von Räuberbanden zu verhindern. Erst mit Sonnenaufgang öffnen sich die Tore wieder dem Verkehr. Selbst die Millionenstadt Peking ist dieser tausendjährigen Sitte bis auf den heutigen Tag treu geblieben. Karawanen erreichen oft spät am Abend die schützende Herberge; bei Sonnenaufgang befinden sie sich meist wieder auf dem Marsch. Unsere Hochowherberge ist entsprechend dem lebhaften hier durchziehenden Karawanenverkehr besonders groß angelegt. Einstöckige und zu einem Block vereinigte Gebäude bilden ein Rechteck, dessen Innenhof dreißig zu fünfzehn Meter mißt. An der Wegseite finden wir Kaufstände, in denen alles, was eine Karawane an Ausrüstung und Nahrung benötigen könnte, zu finden ist. Eine Schmiede liegt im Innenhofe; hier lassen wir auch die Eisen unserer Ponys nachziehen. Das Beschlagen von Pferden geschieht auf eine eigentümliche Weise. Das Tier wird in ein Balkengerüst geführt und mit Gurten hochgezogen, so daß jeweils ein Huf, auf einer Holzbank ruhend, bearbeitet werden kann. Die Pferde halten sich gewöhnlich ruhig; wenn nicht, gibt es entsetzliche Prügel und außerdem Schlingen um die Beine, welche ein Ausschlagen verhindern.

Es ist eine größere Karawane aus Lanchow mit einer Ladung von Stabeisen für Hochow und ein weiterer Tierlastzug aus Labrang mit einer Ladung Jakwolle für Lanchow angekommen. Ich sehe beim Absatteln der Tiere zu. Der Bauchgurt wird gelöst, zwei Mann heben



*Wir ziehen zuerst zur Herberge, die, wie allgemein in diesen Gegenden
üblich, außerhalb der Stadtmauer liegt*

Bild rechts: Absatteln der Tiere



links und rechts an und stellen die Last hinter dem Tiere auf den Boden. Der größte Teil der armen Kreaturen weist Sattelwunden auf, die tief ins Fleisch gehen. Die Karawanenleute läßt eine solche Tierschinderei völlig kalt. Nicht einmal nasse Decken legen sie den Tieren auf zur Kühlung der bössartig vereiterten Wunden. Mit Grauen wende ich mich ab, da ich doch nichts ändern kann. Um den häßlichen Eindruck zu verwischen, mache ich einen kurzen Bummel durch die anliegenden Felder. Die anheimelnden Harfentöne großer Taubenflüge erklingen hoch aus der Luft. Es ist eine eigenartige Sitte im Fernen Osten, den Tauben kleine Lackflöten ins Gefieder zu stecken. Bei dem schnellen Fluge erklingen diese Instrumente in vollen Akkorden. In manchen Gegenden hat sich die Anfertigung ganzer Sätze von aufeinander abgetönten Taubenflöten zu wahrer Kunst entwickelt. Der Zweck ist ein mehrfacher. Einmal weiß der Taubenbesitzer genau, wo seine Tiere sich befinden, ferner soll der hohe Flötenton Raubvögel fernhalten. Aber die Hauptsache wird wohl die Belebung der Landschaft durch diese süße Sphärenmusik sein. Die Völker des Ostens brauchen Lärm und Musik bei allen ihren täglichen Verrichtungen. Sie arbeiten lärmend und leben mit Musik. Sie halten sich Grillen im Hause und erfreuen sich an ihrem Gezirpe. Sie hängen Schellen um den Hals ihrer Tiere und bringen auf den Dächern der Pagoden helle Glöckchen an, die der Wind leise schlägt.

Nach der Grausamkeit, deren unfreiwilliger Zeuge ich gerade vorher geworden war, genoß ich dieses musikalisch-friedliche Intermezzo doppelt. An wogenden Hanffeldern schritt ich vorbei; andere Fluren prangten in der Blüte roter und weißer Mohnkelche. Beete mit Melonen und Stangenbohnen wechselten mit Zwiebelpflanzungen ab.

Zur Herberge zurückgekehrt, erfuhr ich von meinem Chinesen, daß in Hochow ein Europäer anwesend sei. Ich machte mich auf, ihn zu besuchen. Den Mafu nahm ich mit. Wir kamen durch das streng bewachte Stadttor und bummelten an den offenen Läden der ungepflasterten Hauptstraße vorbei, die sich in ihrer Anspruchslosigkeit wenig von dem Milieu einer Provinzstadt Innerchinas unterschied. Ein fixer Junge führte uns zu der Wohnung des Reverend S., eines weißhaarigen Amerikaners aus Pennsylvanien, der sich als außerordentlich zugeknöpft und wortkarg erwies. Ich wollte mich bei

ihm über die Gegend erkundigen, er unterbrach aber das noch nicht fünf Minuten währende Gespräch mit der Frage, ob wir in der Herberge außerhalb der Stadt wohnten. Ich bejahte, worauf er mit spitzen Fingern auf die Wanduhr zeigte und meinte: „Da haben Sie aber höchste Eile, in fünf Minuten wird das Stadttor geschlossen.“ „Bye, Bye“, sagte ich, winkte schwungvoll mit der Hand und sprang auf die Straße, mein Mafu hinterdrein. Ich mußte über das kurze, verunglückte Europäertreffen lachen, während ich dem Stadttor zulief. Die Leute auf der Straße freuten sich über meine Eile, die Kinder liefen mit. Von weitem winkte ich der Wache, die gerade das Tor schloß. — Umsonst! — Als ich nach einem letzten heroischen Spurt am Tor angelangt war, drehte der Posten mit freundlichem Grinsen den riesigen Schlüssel gerade noch einmal herum, und da saß ich in Hochow, kaum zweihundert Meter von meiner Herberge entfernt.

Wie komme ich aus der Stadt?

Gleichmütig gab der Posten den Schlüssel bei der direkt am Tor gelegenen Wache ab und blickte angestrengt auf sein aufgepflanztes Bajonett. Ich mußte vor allen Dingen vermeiden, „Gesicht zu verlieren“, denn das ist das Schlimmste, was einem im Osten passieren kann. Man muß Fassung behalten, sonst kommt man bestimmt in eine unangenehme und oft auch gefährliche Situation. Zu meinem Mafu sagte ich kurz: „Handle du die Sache aus.“ Ich selbst sah mir mittlerweile mit erheuchelter Gleichgültigkeit verschiedene Auslagen an, nahm die eine oder andere Ware in die Hand und schielte dabei von Zeit zu Zeit unauffällig nach meinem Unterhändler, um den sich wie um mich selbst immer mehr Leute sammelten. Einer der Kaufleute bot mir mit freundlicher Geste einen Hocker an. Dann ging er selbst zu der Ansammlung und kam bald darauf mit meinem ziemlich niedergeschlagenen Mafu zurück. Der Kaufmann lud uns ein, in sein Haus zu treten; dort kredenzte er uns erst einmal eine Tasse grünen Tee. Bei dem langsam in Fluß kommenden Gespräch zerplatzte in mir der Glaube an die selbstlose Menschenfreundlichkeit meines vor Bflissenheit triefenden Harun al Raschid wie eine Seifenblase. Der Gauner fing an, mit meinem Mafu den Preis auszuhandeln, um welchen er uns aus der Stadt bringen würde. Ich selbst

saß schweigend dabei und rauchte wie ein Schlot. Des Alten letztes Wort waren vier Silberdollar, einer für den Mafu und drei für mich, denn ich sei auch dreimal so dick wie der Mafu, wobei der alte Gauner mit verschmitztem Lächeln auf meine vollschlanke Vorderseite deutete. Mir schwante Unheil. Ganz klar, er wollte uns mit einem Seil über die Stadtmauer herunterlassen, anders hätte ja der handgreifliche Hinweis auf mein Gewicht keinen Sinn gehabt. Da entfernte er sich auch schon und erschien einen Augenblick später mit einem wenig vertrauenerweckenden Seil, dem ich nicht einmal meinen Mafu, geschweige denn mein eigenes, mir höchst wertvolles Ich anvertraut hätte, selbst wenn ich die Absicht gehabt hätte, mich wirklich über die Mauer abseilen zu lassen. Und die hatte ich gar nicht. Hochow schien mir nicht der richtige Begräbnisort für einen alten Globetrotter zu sein. Ich erhob mich also, nickte freundlich mit nach chinesischer Art gefalteten Händen und stand auf der Straße. Mittlerweile hatte die Menge draußen sich womöglich noch vermehrt. Es hätte mich nicht gewundert, wenn die wackeren Leuten Wetten abgeschlossen hätten, ob ich nun aus der Stadt herauskäme oder nicht. Um das Vergnügen, einen gut und gern zwei Zentner schweren Europäer von einem reißenden Seil zwölf Meter tief in den Morast plumpsen zu sehen, hatte ich mein sensationslüsternes Publikum ja schon gebracht. Eine solche Attraktion hätte sich keiner entgehen lassen. Da fiel mir plötzlich ein, daß ich ja Visitenkarten bei mir trug. Ihr altbewährter Zauber sollte mir auch diesmal Erfolg bringen. Ich ging würdigen Schrittes zur Wache, zog umständlich meine Visitenkarte und überreichte sie dem mich unsicher mustern den Wachhabenden mit beiden Händen, wie es dem Anstand entspricht. Ob er sie lesen konnte, weiß ich nicht. Aber nun hatte ich ihn bei der Ehre gepackt, und da konnte er sich nicht lumpen lassen. Er selbst schloß das Tor auf und mit einem tiefen Kotau seinerseits und einer womöglich noch tieferen Verbeugung meinerseits trennten sich zwei Erdteile, die ihr Gesicht gewahrt hatten. Mein Mafu war außerordentlich stolz auf meine Leistung. Ich merkte auch bei den Leuten in der Herberge, daß das Ansehen des Europäers, dessen Odyssee sich natürlich wie ein Lauffeuer verbreitet hatte, gewaltig gestiegen war. Eigenartig, auf meiner ganzen Reise kam ich ohne Paß aus. Ich besaß zwar herrlich geschriebene Empfehlungsschreiben mit ehrfurchterweckenden Siegeln. Aber einen Paß hatte



Der Weg führte das Tal entlang mitten durch die Graberstadt von Hochow

ich nicht. Aus allen Schwierigkeiten rettete mich die Visitenkarte. Sie hat im Gegensatz zu nüchternen amtlichen Papieren eine persönliche Note und zwingt nach asiatischem Brauch den so Beglückten zur Wahrung gesellschaftlicher Formen, denen sich kaum jemand im Fernen Osten entziehen kann.

Nach einer herrlich durchschlafenen Nacht erwachte ich von einem eigenartigen Scharren vor meiner Kangtüre. Mein Mafu mühte sich vergeblich ab, einen schwer bepäckten Tragsattel aus dem Wege zu räumen, den irgendein Witzbold gerade vor den Eingang zu meinem Schlafräum abgestellt hatte. Ein paar lachende Karawanenleute freuten sich diebisch über den Schabernack, den sie dem Fremden gespielt hatten, der nun vor dem schwer zu meisternden Hindernis stand. Aber den Gefallen, sich über mich lustig machen zu können, wollte ich ihnen nicht tun — ich faßte das Gestell rechts und links an und stellte es auf eine nahe Futterbank. Es machte mir selbst Spaß, zu sehen, wie sehr diese Kraftleistung den Leutchen imponierte. So ist es aber mit Naturkindern — Körperkraft verschafft immer Respekt, und das ist in abgelegenen Gegenden nie ein Nachteil.

Vor dem Abmarsch besichtigte ich die außerhalb der Stadtmauer und gegenüber dem großen Stadttore gelegene Moschee, die zwar ganz in chinesischem Baustil errichtet worden war, aber an Stelle der sonst üblichen Holzgitterfenster durchbrochene Schnitzrahmen mit reicher islamitischer Ornamentik aufwies. Der Bau und auch

der Vorhof machten einen sehr gepflegten, sauberen Eindruck. Eine Menge neugieriger Buben warteten gespannt darauf, ob der Fremde das religiöse Dekor um wahr zu würdigen oder ob ich etwa versuchen würde, den Tempel zu betreten, ohne erst die Schuhe abzulegen. Nun — da hatte ich schon genügend Erfahrung, und der anwesende Hodscha (Priester) bemerkte beifällig, daß er mich nicht erst belehren müsse, wie man sich angesichts eines Gotteshauses zu verhalten habe. Ein für fromme Zwecke gestiftetes Silberstück erhöhte noch die Freundlichkeit des weißbärtigen Dieners Mohammeds.

Bei strahlender Morgensonne marschierten wir aus Hochow ab. — Der Weg führte über eine idyllische kleine Brücke in das breite Tal — mitten durch eine ausgedehnte Gräberstadt. Die Denkmäler wirkten im schrägen Gegenlicht wie Geisterbauten. Die Mausoleen der Reichen waren massiv gemauerte, viereckige Bauten mit gewölbter Kuppel, so daß sie einer Miniatur-Moschee ähnelten. Hoch oben auf einem Lößhange hob sich der Schattenriß einer spitzen Pagode ab, die noch aus der Tangzeit stammen soll. Weiter talaufwärts wechselten Mohnfelder mit üppigem Raps. Er stand übermannshoch. Ein sichtbares Zeichen der paradiesischen Fruchtbarkeit des Garten Allahs.

Gegen Süden zu verengte sich das Tal. Hier war eine große Gedächtnishalle errichtet, die der Erinnerung an einen im Kampfe gegen die Mohammedaner gefallenen chinesischen General gewidmet ist.

Der letzte Lößausläufer des Tales wies eine außerordentlich interessante Bildung auf. Regengüsse hatten einen Erdrutsch bewirkt, der den Berg in zwei Teile spaltete. Man konnte erkennen, daß im Laufe der Jahre durch Regengüsse weitere Senkungen erfolgen würden, die mit einer regelrechten, tiefen Zweiteilung dieses Lößrückens enden mußten. Ich bildete mir jedenfalls ein, bei der Geburt eines Berges Zeuge gewesen zu sein. Die Wohnhäuser aus Löß waren hier endgültig zu Ende. Sie machten Steinhäusern Platz, die aus Flußwackersteinen, mit Löß als Bindemittel, gemauert waren. Wir ritten durch den engpaßähnlichen Ausgang des Tales hindurch. Eine uralte Festungsmauer, die sich quer über die Hänge zu beiden Seiten

Bilder rechts: Talaufwärts wechselten Mohnfelder mit üppigem Raps und Weizen



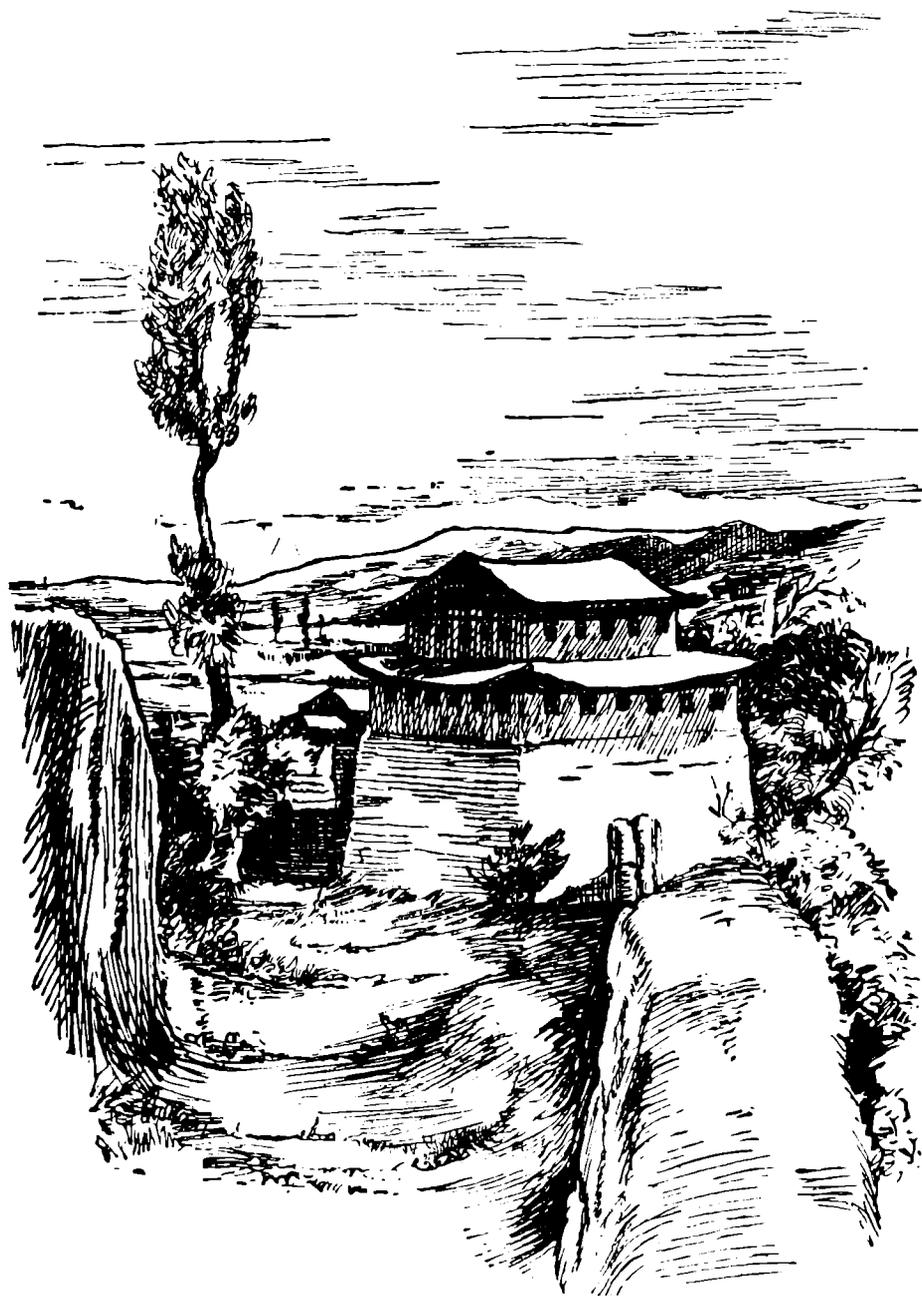


Man konnte erkennen, daß im Laufe der Jahre durch Regengüsse weitere Senkungen erfolgen würden, die mit einer regelrechten, tiefen Zweiteilung dieses Lößrückens enden mußten

Bild rechts: Die Wohnhäuser aus Löß waren hier endgültig zu Ende. Sie machten Steinhäusern Platz, die aus Flußwackersteinen, mit Löß als Bindemittel, gemauert waren



des Flusses dehnte und zahlreiche verfallene Wachtürme trug, zeigte die Stelle an, wo schon seit ungezählten Jahrhunderten erbitterte Kämpfe zwischen Tibetern und Chinesen gewüet hatten. Hier beginnt das geheimnisvolle Tibet.



Die Frühgeschichte Tibets

Messerscharf ist die Völkerscheide gezogen. Zu beiden Seiten des Labrang Ho schieben sich finstere Felstore bis an das wirbelnd wühlende Flußbett; drohend bewachen sie eine schmale Paßstraße, welche zwei völlig verschiedene Kulturkreise eher trennt als verbindet.

Hinter uns liegt mit dem Hochow-Tale das letzte mohammedanische Dorf; stromauf kommen wir sofort in eine ganz andere Welt: hier beginnt Tibet.

Die Atlanten schlagen zwar dieses Gebiet noch zum eigentlichen China; doch stützt sich eine solch willkürliche Grenzziehung weder auf historische noch völkische Rechte. Auf denselben Landkarten wird ganz Tibet in die chinesische Reichsgrenze einbezogen, obwohl die These von einem beherrschenden Einfluß Chinas in Tibet, zum mindesten in gegenwärtiger Zeit, auf außerordentlich schwachen Füßen steht.

Das Ringen Chinas um Geltung und Führung in dem gewaltigen Gebirgslande ist so alt wie die Geschichte des tibetischen Volkes. Der Sturz der Mandschudynastie und besonders das unerwartete Hinscheiden des chinafreundlichen Panschen Lama im Jahre 1937 brachten einen fast völligen, wenn auch wohl nur vorübergehenden Stillstand in die tausendjährigen Wechselbeziehungen zwischen beiden Ländern.

Ein geschichtlicher Rückblick ist notwendig, denn er bietet gleichzeitig die Möglichkeit, Kräfte gegeneinander abzuwägen, welche eine künftige Entwicklung bestimmend beeinflussen können.

Mächtiger als menschliches Wollen und Streben ist die Allgewalt der Natur. Von den höchsten Gebirgen der Welt ist Tibet eingekesselt; es ist das unwirtlichste und unzugänglichste Hochland der Erde. Unerbittlicher Kampf mit erbarmungslosen Elementen hat den Menschen Tibets jene eigenartige Prägung aufgezwungen, ohne deren Würdigung jedes Verständnis für religiöse und politische Entwicklungs-

formen des Landes versagen muß. Die Zukunft Tibets wird von denselben elementaren Faktoren mitgeformt werden, wie sie auch von Menschen derselben Prägung gemacht werden wird.

Tibet ist viermal so groß wie Großdeutschland; seine Bevölkerung beträgt knapp drei Millionen. An seiner West- und Südgrenze leben die menschenreichsten Nationen der Welt — achthundert Millionen Inder und Chinesen! Auch diese Gegenüberstellung ist für ein Verstehen der geschichtlichen Entwicklung Tibets wichtig.

Im äußersten Nordosten des gewaltigen Gebirgslandes, in Amdo und am Kokonor, lag nach der Überlieferung die Urheimat der Tibeter. Östlich anschließend, im oberen Stromgebiet des gelben Flusses, stand die Völkerwiege Chinas. Älteste tibetische Sage berichtet von einer gewaltigen Sintflut, welche das ganze Hochlandplateau Zentralasiens bedeckte.

Der Buddha der damaligen Zeit spaltete mit göttlicher Kraft die gewaltige Wand des Himalaja-Gebirges, so daß die Fluten zwischen den Bergen hindurch nach Süden abfließen konnten.

Hirten bevölkerten das Neuland.

Erst zu Beginn unserer Zeitrechnung setzt genauere, wengleich immer noch heroisch betonte Kunde über das „Hochland“, wie die Tibeter ihre Heimat nennen, ein. Aus Indien kamen damals die ersten Könige des Landes. Sie brachten die Kunst des Ackerbaues und der Bewässerung der Felder mit sich; der Bergbau kam zu hoher Blüte. Aus Indien verpflanzte Schmiede und Kunsthandwerker verarbeiteten das aus tibetischem Boden getäufte Silber, Kupfer und Eisen. Eiserne Pflüge wurden bekannt. Die Krieger lernten, im Schutze eiserner Rüstungen zu kämpfen und zu siegen.

In einem aber scheiterte jeder Reformversuch der neuen Landesfürsten. Die Tibeter weigerten sich, der buddhistischen Lehre Gautamas Gehör zu schenken.

Der Schrecken tibetischer Stürme, das Grauen der Einsamkeit, Hilflosigkeit gegenüber den Naturgewalten hatten in den einfachen Hochlandshirten den Glauben an das unabänderliche Wechselspiel böser und schützender Geister unauslöschlich verankert. Überall drohte Tod und Gefahr. — Böse Dämonen suchten die Sterblichen zu vernichten. Ununterbrochene Anrufung freundlicher Schutzgeister allein konnte dem Menschen Rettung aus Gefahr und Erlösung der Seele nach dem Tode bringen.

„Pön“ hieß diese Naturreligion. Heute noch, nach fast fünfzehnhundert Jahren buddhistischer Durchdringung, ist sie im Volke lebendig geblieben.

Politik und Religion

Erst im siebenten Jahrhundert unserer Zeitrechnung konnte der Buddhismus im Hochlande Fuß fassen. Im Jahre 651 bestieg Song Tsen Gampo den tibetischen Königsthron. Kein anderer Name hat dort helleren Klang; um keinen anderen des Landes rankt sich volkstümliche Heldensage wie um ihn. Als Gesetzgeber und als Feldherr erwarb er sich unsterblichen Ruhm. Ihm verdankt Tibet das erste Gesetzbuch. Der erste Potala (ursprünglich Buddha La, Berg des Buddha; tempelähnlicher Palast) zu Lhasa wurde von ihm erbaut. Ähnlich dem großen Lehrer des chinesischen Volkes Confuzius gab er seinen Untertanen eine Sittenlehre, deren 16 Punkte hier Erwähnung verdienen:

Glaube an eine höhere Gewalt! — Halte deine religiösen Pflichten! — Ehre deine Eltern! — Achte den Ehrsamen! — Ehre das Alter und die Führenden des Landes! — Folge dem Rate von Verwandten und Freunden! — Bemühe dich, deinem Lande zu nützen! — Sei ehrenhaft! — Sei achtsam im Gebrauch von Nahrung und Vermögen! — Folge dem Beispiel der Guten! — Sei dankbar und erwidere Wohltaten! — Verwende ehrliches Maß und Gewicht! — Hüte dich vor Eifersucht und lebe mit allen in Eintracht! — Höre nicht auf weibliche Einflüsterungen! — Befleißige dich einer sanften Sprache und übe dich in geselliger Rede! — Ertrage Leiden und Sorgen in Geduld und Demut!

Als Feldherr führte Song Tsen Gampo seine Heere siegreich bis tief nach Westchina; er eroberte ganz Burma. Der Golf von Bengalen hieß damals das „Tibetische Meer“. Unter diesem Namen kannten es sogar die seefahrenden Araber. Sie hatten auch einen dem heutigen ähnlichen Namen für Tibet, nämlich „Többat“. Das Wort ist tibetischen Ursprungs. „Tö Pö“, das heißt „Oberes Hochland“.

Unauslöschlich ist Song Tsen Gambos Name mit der Einführung des Buddhismus in Tibet verknüpft. Er hatte zwei Frauen, Tsin Tsen, eine Tochter des chinesischen Kaisers Tai Tsung, und eine indische

Prinzessin, die Tochter des Maharadscha von Nepal. Beide Prinsessinnen kamen aus Ländern, in denen die Lehre Buddhas hoch in Ehren stand. Obwohl Song Tsen Gambo seine Untertanen feierlich gewarnt hatte, nie auf weibliche Einflüsterungen zu hören, war er doch der erste, der seinen eigenen Vorschlägen untreu wurde. Er gab nämlich nicht nur vieles, sondern alles auf den Rat seiner schönen und klugen Königinnen. Sie bestimmten ihn, Lehrer buddhistischer Weisheit aus Indien an seinen Hof zu laden. Die Gelehrten kamen und brachten die heiligen Schriften Gautamas mit. Unter tatkräftiger Mithilfe Tsin Tsens entwickelten sie eine für Tibet geeignete Schrift, um eine Verbreitung der neuen Lehre zu erleichtern. Der sagenumsponnenen Königin Tsin Tsen verdankt der tibetische Buddhismus auch die erste Kultstätte. Als wertvollste Morgengabe hatte die Kaisertochter eine wundervolle Buddhastatue aus Sandelholz mitgebracht, die mit Gold und unschätzbaren Edelsteinen überreich geschmückt war. Das herrliche Kunstwerk wurde dem Volke zur gläubigen Verehrung zugänglich gemacht und gilt auch heute noch als größtes Heiligtum der Potala zu Lhasa und der ganzen lamaistischen Welt.

Für das leibliche Wohl des Volkes war Tsin Tsen Tag und Nacht bedacht. Sie lehrte die Tibeter die Kunst des Schreibens, des Webens und der Keramik. Sie ließ die erste Mühle des Landes bauen und führte die Seidenraupe aus China ein. Der chinesische Kalender kam durch sie zu allgemeiner Geltung. Nach ihrem Tode wurden beide Königinnen in die Zahl buddhistischer Heiliger aufgenommen. Sie gelten als Wiedergeburten der Göttin der Barmherzigkeit Dolma. Unter dem Namen „Weiße Erlöserin“ und „Grüne Erlöserin“ sind sie in ganz Tibet und der Mongolei bei arm und reich Gegenstand innigster Verehrung. Ganz besonders vertrauen sich die Frauen in ihren Sorgen und Anliegen dem mitleidvollen Schutze der beiden göttlichen Königinnen an.

Leider kam die buddhistische Lehre nicht in ihrer vollen Reinheit nach Tibet. Mehr als ein Jahrtausend war seit dem Tode ihres Gründers vergangen. Die ursprüngliche Form wurde mehr und mehr verzerrt; das, was als neue Lehre in Tibet Verbreitung fand, war bereits so mit Geisterglauben und Beschwörungsformeln durchsetzt, daß ihr nicht mehr die Kraft innewohnte, die alte Pön-Religion des Landes zu verdrängen. Beide verschmolzen miteinander zu einer un-

trennbaren Einheit. Alte und neue Geister und Götter verwirrten den Sinn unwissender Nomaden. Daran hat sich bis auf den heutigen Tag nicht viel geändert.

Die größte Umwälzung brachte die buddhistische Lehre durch das starke Anwachsen eines neuen Priestertums, das gar bald nach weltlichem Glanz strebte und die Macht der Könige einengte. Im Jahre 749 wurde das erste Lamakloster Tibets gegründet. Es entstand ein erbitterter Kampf zwischen weltlichen und geistigen Führern, der fünf Jahrhunderte andauerte und mit dem Siege der Priesterkaste endete. Leider sind die Überlieferungen lückenhaft, da im Jahre 1816 ein gewaltiger Brand zu Lhasa die historische Staatsbibliothek völlig vernichtete. Aus vorhandenen Bruchstücken wissen wir, daß im Jahre 900 unserer Zeitrechnung König Landarma von einem buddhistischen Mönch, der sich ihm unter der Maske eines Tänzers genähert hatte, erdolcht wurde. Bis auf den heutigen Tag werden jährlich Tanzfeste zur Erinnerung an diese Tat eines Mönches in allen Klöstern des Landes feierlich begangen.

Mit dem Tode Landarmas zerfiel das Einzel-Königtum und machte der Bildung selbständiger Fürstentümer Platz. Eine der merkwürdigsten Gestalten dieser Geschichtsperiode war Fürst Tisong Te Tseng, dessen gewagte soziale Experimente hier kurze Erwähnung finden mögen. Er erließ ein Gesetz, demzufolge sämtliche Vermögen zu gleichen Teilen unter alle Tibeter verteilt wurden. Nach einigen Jahren heillosen Durcheinanders zeigte sich, wie sehr eine solche Anordnung der menschlichen Natur widersprach. Kein Mensch hatte mehr Schaffensfreude, da die Früchte ehrlicher Arbeit nur Faulpelzen zugute kamen. Tisong Te Tseng zog aber nicht die einzig richtige Folgerung, nämlich das Privateigentum wiederherzustellen, sondern befahl eine zweite gleichmäßige Teilung jeglichen Besitzes. Das Resultat blieb das gleiche. Als er sich aber zum dritten Male als kommunistischer Volksbeglucker aufspielen wollte, vergiftete ihn seine eigene Mutter.

Im Jahre 1038 kam Pandit Atischa aus Indien nach Tibet. Er führte die erste Reform des Buddhismus im Lande durch. Seine Lehre heißt Katampa oder „die gebundene Vorschrift“. In ihr wendet er sich gegen das Schamanentum (Geisterbeschwörung) und fordert strenge Regeln für die Mönche.

Eine bedeutsame Rolle in der Geschichte Tibets nahm das Kloster

Sakya ein. Es wurde 1070 gegründet. Die dort lebenden Mönche heirateten und die Abtwürde wurde erblich. Es konnte nicht ausbleiben, daß diese erbliche Priesterdynastie nach weltlicher Macht strebte. Kublai Khan, der damalige Kaiser von China, wurde von dem ehrgeizigen Abte Bagba von Sakya zum Buddhismus bekehrt. Der ehrgeizige Lama erreichte von dem „Sohn des Himmels“, daß er mit der Herrschaft über Tibet als Vasall Kublai Khans betraut wurde. Damit begann die bis heute andauernde Priesterherrschaft in Tibet. Die unmittelbaren politischen Folgen dieser Hierarchie zeigten sich schon Mitte des vierzehnten Jahrhunderts mit erschreckender Deutlichkeit. Die Großlamas hatten mit Gewalt das Gebot durchgesetzt, daß kein Mensch einem anderen das Leben nehmen dürfe. Der Erfolg war, daß die kriegerischen Eigenschaften der Tibeter geschwächt wurden. Die stammverwandten Mongolen im Verein mit den wilden Amdostämmen überrannten das ganze Land mit Feuer und Schwert, trotzdem auch sie der buddhistischen Lehre tibetischer Prägung schon seit Jahrhunderten anhiengen.

Die Macht der Mongolen wurde bald gebrochen. Der Yuan-Dynastie, unter welchem Namen die Zeit der Mongolenherrschaft über China bekannt ist, folgte die Ming-Dynastie, welche die Mongolen aus China in die Steppe zurücktrieb. Dort verloren die Banner den Zusammenhalt, der sie früher groß gemacht hatte. Sie bekriegten sich gegenseitig; ebenso ging auch der oberflächliche buddhistische Firnis verloren. Die Politik der Mingkaiser sorgte dafür, daß das übermächtige Sakyakloster in seinen Machtansprüchen gedämpft wurde. Andere Mönchzentren wurden mit kaiserlichen Privilegien ausgestattet, und bald gab es verheerende Zwistigkeiten zwischen den einzelnen Machtgruppen. In den Klöstern lockerte sich die Disziplin, und der Glaube verwilderte.

Ende des 14. Jahrhunderts setzte die geistige Renaissance Tibets ein. Der Reformator hieß Tsön Kapa („der Mann vom Zwiebellande“). Er schaffte die Priesterehe ab, verschärfte die Klosterdisziplin und verbot den Mönchen jeglichen Alkoholgenuß. Seine Anhänger hießen in der Folge „Gelbmützen“ zum Unterschiede von der nicht reformierten Lamakirche, den „Rotmützen“. In vereinfachter Form unterscheidet man die beiden Hauptspaltungen des tibetischen Buddhismus als „Gelbe Sekte“ und „Rote Sekte“ (die Pön-Anhänger werden Schwarzmützen genannt).

Tsön Kapa wurde 1357 östlich des Kokonor nahe der Stelle geboren, wo heute das berühmte Lamakloster Kumbum liegt. Nach zeitgenössischer Überlieferung stand ihm als Lehrer und Berater ein Landfremder zur Seite, dessen große Adlernase auf europäischen Ursprung hinweisen könnte. Es ist geschichtlich erwiesen, daß schon frühzeitig nestorianische Christen auf der uralten Handelsstraße über Persien und Baktrien nach China gelangten. Die Straße berührt Amdo; auch Marco Polo reiste über sie. In der Umgebung von Kumbum befand sich eine alte Nestorianergemeinde, deren letzter Metropolit 1620 starb.

Römisch-katholische Priester waren ebenfalls frühzeitig durch Amdo nach China gereist. Im Jahre 1307 ernannte Papst Clemens der Fünfte Johann von Monte Corvino zum Erzbischof von Peking. Diese Tatsachen sollen hier Erwähnung finden, weil die Reform Tsön Kapas eine ganze Reihe Ähnlichkeiten mit dem Christentum aufweist. Weihwasser, Rauchfaß und Weihrauch, der Gebrauch von Glöckchen und Rosenkränzen, Fasttage und Prozessionen, ja selbst der Heiligenschein über dem Haupte buddhistischer Gottheiten mußten wohl auf christliche Einflüsse zurückgeführt werden. Auch der Lehre des Pandit Atischa hat Tsön Kapa vieles entnommen. Er starb 1419 als Heiliger des Buddhismus lamaistischer Prägung und wird in allen Tempeln des Landes verehrt. Er wird dargestellt in der Haltung Buddhas, im Priestergewande auf einem Lotos-throne sitzend, mit der Mitra auf dem Haupte. (Die ursprünglich persische Mitra ist über das Christentum nach Tibet gelangt.)

Die dritte Reinkarnation (Wiedergeburt) Tsön Kapas, Sönam Gyatso, bekehrte einen großen Teil der Mongolei zur gelben Sekte. Der Mongolenfürst Altan Khan hatte die nördlichen Mongolen wieder geeint. Einige bei seinen Kriegszügen in Gefangenschaft geratene tibetische Lamas riefen bei den Mongolen die Erinnerung an das frühere geistige Band mit dem blutsverwandten Tibet wieder wach. So kam es, daß Altan Khan den Großlama zu einer Begegnung aufforderte, die am Kokonor stattfand. Der Khan empfing den Großlama mit den Worten „Dalai Lama Vajradhara“; das bedeutet „Inhaber des Donnerkeils und Alles umfassender Lama“. Der Titel blieb erhalten; in der Folge galt der jeweilige Dalai Lama zugleich als Oberhaupt der Gelben Sekte. Als der zweite Dalai Lama aus der Mongolei im Jahre 1602 nach Tibet zurückreiste,

bestellte er für die Mongolei einen Vertreter, „Kutuchte“ genannt. Der erste Kutuchte hieß Undur Göggen. Er erfreute sich der besonderen Zuneigung des chinesischen Kaisers Kang Hsi und verbrachte mehr Zeit an dessen Hof als bei seinen Mongolen. Seinem Einfluß hatten es die Chinesen zu danken, daß sich die meisten mongolischen Banner willig unter die Oberherrschaft Pekings stellten. Als aber auch der zweite Kutuchte und Nachfolger von Undur Göggen aus der Reihe mongolischer Fürsten gewählt wurde, glaubten die Mandschu mit Recht, daß diese Vereinigung geistlicher und weltlicher Macht über die Mongolen sich ungünstig für das Reichsinteresse auswirken könnte. Daher erließ die Pekingische Regierung im Jahre 1754 einen Erlaß des Inhalts, daß von der Nachfolgerschaft der Kutuchten alle näheren Verwandten des Dalai Lama sowie alle Fürsten und Generale in Zukunft ausgeschlossen seien. Der Kaiser bestimmte, daß in allen Fällen das Los unter den würdigsten Bewerbern zu entscheiden habe. Peking behielt sich die Bestätigung der Wahl vor.

China und Tibet

Seit alten Zeiten verstanden es die Chinesen, das geistige Band zu den Buddhisten Tibets immer enger zu gestalten. Sie brauchten keine Armeen, sondern beschränkten sich auf wertvolle Hilfsdienste gegenüber den Kirchenfürsten. Der Kaiser von China betrachtete sich als Oberhaupt der ganzen Welt, und zwar wollte er nicht nur über die Körper, sondern auch über die Seelen herrschen. In Peking, der uralten Kaiserstadt Chinas, entstanden Tempel für alle bekannten Religionen. Das prunkvolle Pe Hai in Peking, der riesige Gelbe Tempel vor den Toren der gleichen Stadt und die gewaltigen Lamaklöster von Jehol dienten dem gleichen Zwecke, das geistige Patronat Chinas über die Lamakirche Tibets und der Mongolei augenfällig zu machen. Mit größtem Prunk und vollen kaiserlichen Ehren wurden die Abgesandten des jeweiligen, in der tibetischen Hauptstadt Lhasa residierenden Dalai Lama in der chinesischen Hauptstadt empfangen. Der Kaiser erschien persönlich zu den höchsten lamaistischen Gottesdiensten. Er bekundete damit feierlich, daß die tibetische Kirche sich in voller Freiheit seines Schutzes erfreuen

möge; allerdings schloß diese Anerkennung gleichzeitig die stillschweigende Schirmherrschaft Pekings über Lhasa in allen weltlichen Dingen in sich. Die Tibeter zogen aus diesem Schutzbündnis mit den mächtigen Kaisern Chinas außerordentlichen Nutzen. So im Jahre 1760, als aus Indien kommend die kriegerischen Bergstämme der Ghurkas über Nepal in Tibet einfielen und im Verlaufe ihres Raubzuges sogar die zweite Hauptstadt, Schigatse, besetzten. Auf den Hilferuf Lhasas entsandte China sofort eine starke Armee, welche die Angreifer unter schwersten Verlusten bis zur indischen Grenze zurückschlug.

Es entsprach dem gemeinsamen Wunsche Lhasas wie Pekings, in Zukunft die Grenzen Tibets jedem Fremden hermetisch zu verschließen.

Politischer Machtkampf

Vergeblich versuchten die Engländer immer wieder, mit dem Dalai Lama in direkte Beziehung zu treten. Um die Wende unseres Jahrhunderts spitzte sich der anglo-russische Gegensatz in Zentralasien zu; England entschloß sich, zum Schutze seiner indischen Interessen das ihrer reichsten Kolonie vorgelagerte Glacis Tibet zu sichern.

In Lhasa machten sich russische Einflüsse bemerkbar. Einer diplomatischen Mission Englands wurde auf Befehl des Dalai Lama die Einreise nach Tibet verweigert. Im Jahre 1904 brach eine bewaffnete englische Expedition aus Indien auf, an deren Spitze Colonel Younghusband im gleichen Jahre in die tibetische Hauptstadt einmarschierte. Der Dalai Lama entfloh nach der Mongolei. Younghusband erzwang den Abschluß eines Vertrages, durch den England sich einen bestimmenden Einfluß auf die Außenpolitik des Landes sicherte. Die britischen Truppen wurden zurückgezogen. Daraufhin rückte eine starke chinesische Armee in Eilmärschen nach Lhasa vor. Der Dalai Lama floh ein zweites Mal und gelangte in abenteuerlicher Flucht nach Indien. Das kluge England gewährte ihm nicht nur Asyl, sondern erwies ihm königliche Ehren. Der Dalai Lama wurde in der Folge ein zuverlässiger Freund Englands.

Als im Jahre 1911 in China die Revolution ausbrach, erhoben sich unter englischer Beratung die Tibeter im ganzen Lande und vertrieben die chinesischen Besatzungen. Der Dalai Lama kehrte in Begleitung

eines englischen Residenten zurück. Von dem gleichen Jahre an unterließ es Tibet, einen Gesandten an den Sitz der chinesischen Regierung zu entsenden.

Seit der chinesischen Revolution des Jahres 1911 hat auch die Entwicklung in Tibet einen großen Wandel durchgemacht. Der Weltkrieg, den die Alliierten auf Asien übertrugen, brachte zwangsweise eine starke Emanzipierung der Tibeter mit sich und zerstörte jedes Gefühl der Unterlegenheit gegenüber dem Europäer.

Mit offenen Augen verfolgten und verfolgen die Bewohner des zentralasiatischen Plateaus den Wettlauf Rußlands und Englands um die beherrschende Glacisstellung des Kontinents. Sie wissen um die indische Bewegung und die Nöte und Sorgen Chinas. Europäische Streitfragen sind verhältnismäßig gut bekannt. Immer mehr dringt die Kunde von dem Aufbruch unterdrückter Völker und dem besseren Lebensstandard anderer Nationen bis ins Innere des Landes. Dementsprechend ist die Reaktion der Tibeter zu den auftauchenden Problemen eine doppelte: Außenpolitisch gewinnt die Richtung mehr und mehr an Boden, welche Tibet den Tibetern sichern will. Daneben besteht eine nicht zu unterschätzende Gruppe von Englandfreunden. Hierzu gehören viele Kaufleute im Süden und Westen des Landes, aber auch Beamte, denen der Klang englischen Goldes nicht mißtönig sein dürfte. Mit der indischen Bevölkerung sucht Tibet jedoch keinerlei Fühlung. Mit China liegen die Dinge anders. Wenngleich das Tributverhältnis zur chinesischen Regierung in den Augen der Tibeter für alle Zeiten erledigt ist, bleibt doch China nächster Nachbar und gegebener Handelspartner. Gerade der Umstand, daß bei den augenblicklichen kriegerischen Verwicklungen im pazifischen Raum riesige chinesische Armeen und Millionen von vertriebenen Kaufleuten und Handwerkern weit nach dem Westen, ja bis vor die Tore Tibets verschlagen werden, macht es für das volksarme Tibet zum dringenden Gebot, jederlei Feindschaft mit dem Nachbarn zu meiden, dessen zahlstarke Armeen sonst leicht in die Versuchung kommen könnten, ein Ventil nach Westen zu suchen. Als unmittelbare Auswirkung der augenblicklichen Kräfteverlagerung Chinas nach seiner Westgrenze zu ist bereits eine merkliche Stärkung der Handelsbeziehungen zwischen Osttibet und den angrenzenden Provinzen Szechuan und Kansu zu spüren.

In den letzten Jahren trafen wiederholt chinesische diplomatische

Missionen in Lhasa ein. Beide Teile rechnen bei solchen Verhandlungen nicht mit dem Augenblick, sondern bauen auf eine friedlichere Zukunft. Das Reich der Mitte ist sich sehr wohl bewußt, daß bei dem kommenden Umbruch Asiens das tibetische Glacis eine Schlüsselstellung einnimmt, die man nicht leichtfertig verscherzen darf.

Rußlands Außenpolitik ist auch unter der Sowjetherrschaft imperialistisch geblieben.

Eingedämmt im Westen und im Osten, tritt russische Expansionskraft um so stärker in Zentralasien in Erscheinung. Sinkiang ist mehr und mehr zu einer russischen Einflußzone geworden, die von Moskau aus fast kolonial verwaltet wird. Gleiche Bestrebungen finden wir in dem gewaltigen Gebiet östlich der Turksib-Bahn, wo russischer Einfluß infolge gebotener Verkehrsvorteile starke Fortschritte macht. Rußland ist zum unmittelbaren Nachbarn Tibets geworden.

Englische Gegenstöße im zentralasiatischen Aufmarschgebiet haben hauptsächlich den Zweck, russischen Einfluß von Indiens Nordgrenze so weit wie möglich fernzuhalten. Der Gegensatz zwischen Moskau und London glimmt unter der Decke weiter, bis er aufs neue in hellen Flammen auflodern wird.

Rußland kämpft mit der schärfsten Waffe — der Agitation. Die Agenten Moskaus benützen außerordentlich gut getarnte Relaisrouten, die sich von Sibirien und Turkestan bis in das Herz Indiens erstrecken. Seit Jahren bemüht sich der britische Geheimdienst in Indien vergeblich, diese Schleichwege ausfindig zu machen und unter Kontrolle zu bringen. Aus allen Gebieten Zentralasiens, ja sogar Indiens, holen russische Agenten intelligente junge Leute zu ein- bis zweijährigen politischen Kursen nach den UdSSR., um sie dann für „anti-imperialistische Propaganda“, das heißt zum Kampf gegen britische Machtstellung in Indien und Zentralasien einzusetzen.

Russische Einwirkung macht sich überall bemerkbar. Ob in Kansu oder Waziristan, Hami oder Delhi, ja selbst im tibetischen Hochlande spielt seit geraumer Zeit kommunistische Agitation eine nicht zu unterschätzende Rolle. Sie spielt eine nicht zu unterschätzende Rolle in Tibet selbst. Hier kämpft Moskau nicht um direkte Hegemonie, sondern arbeitet zielbewußt an der Zertrümmerung der Lamaherrschaft

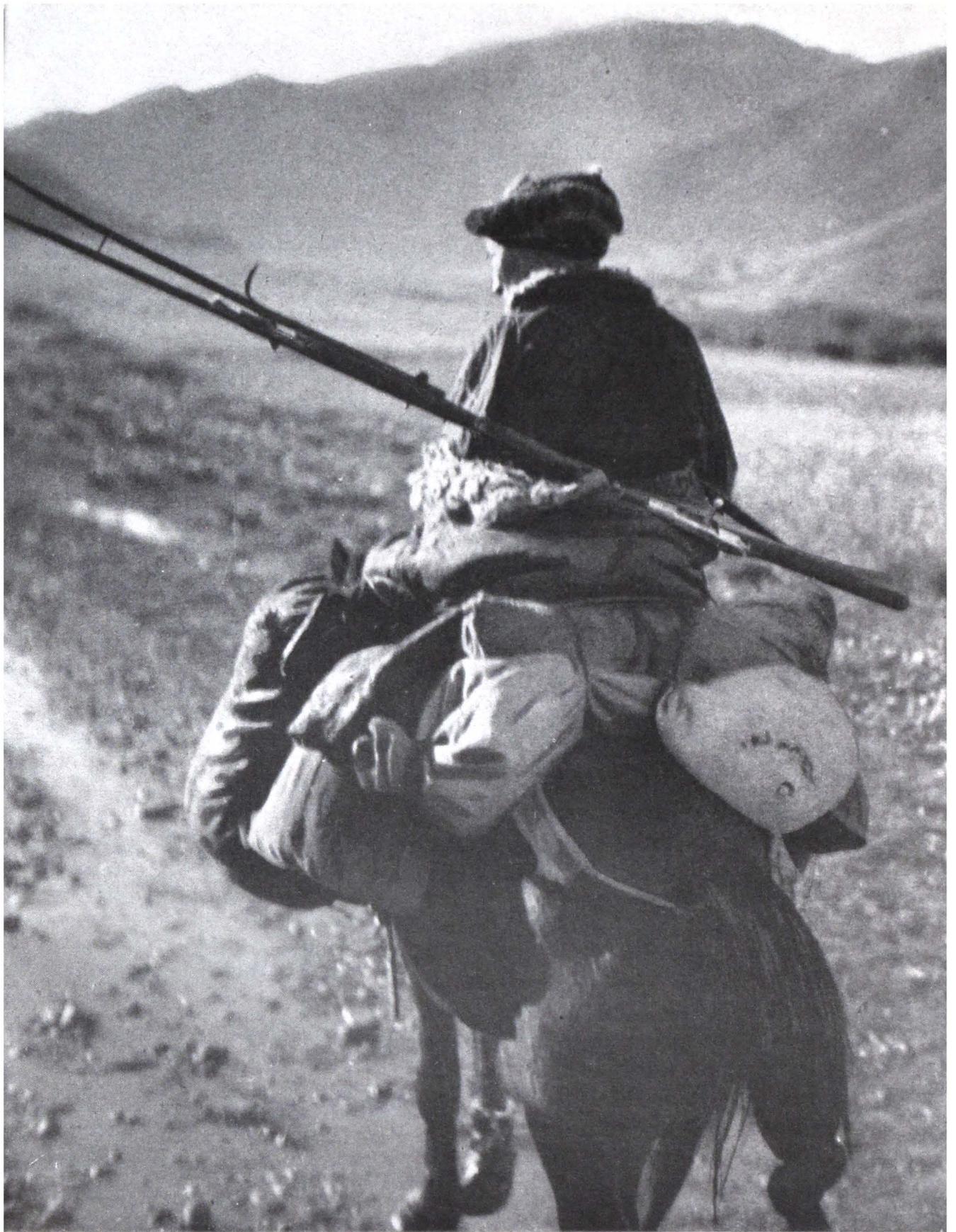
Seit fast tausend Jahren besteht in Tibet der stille Gegensatz alter, früher herrschender Familien zu dem allgewaltigen Mönchstum. Als unter Kublai Khan den Lamas die weltliche Herrschaft endgültig in den Schoß fiel, gingen die neuen Machthaber sofort daran, jeden Widerstand gegen das regierende Priestertum buchstäblich im Keime zu ersticken.

Vor allem mußte der kriegerische Geist der verwegenen tapferen Bergnomaden gebrochen werden.

Unter religiösen Vorwänden schuf Lhasa ein Heer von Mönchen. Jede Familie mußte in jeder Generation mindestens einen Sohn, und zwar den kräftigsten und intelligentesten, dem Klosterleben weihen. Dadurch wurde eine Fortpflanzung der Tüchtigsten und Stärksten verhindert; die Nachkommenschaft der übrigen verlor immer fühlbarer den ursprünglichen Freiheitsdrang und kämpferischen Nationalgeist ihrer Vorfäter. Es trat eine Zuchtwahl der Unterwürfigen und Lamahörigen ein. Heute beträgt die Zahl der Mönche zwischen fünf- und sechshunderttausend, also mindestens ein Drittel der männlichen Bevölkerung des Landes. Diese verschwendete Maneskraft ist dem Gemeinwesen und nutzbringender Arbeit völlig verloren; der Rest der Bevölkerung schuftet jahraus, jahrein, um die Massen der Trapas zu ernähren. Wer den kargen Boden Tibets gesehen hat, versteht, daß die Laien die eigentlichen Büsser des Landes sind!

Aus Selbsterhaltungsgründen schürt die Hierarchie den von Natur aus starken Aberglauben der hilflosen Nomaden. Gespensterfurcht hat im Laufe der Generationen wie schleichendes Gift den Volkskörper zersetzt. In wenigen Herzen brennt heute der entschlossene Wille zu einer Auflehnung und die Initiative zu gründlicher nationaler Reform. Gar vieles wird in Zelten und Jurten geraunt.

Viel trägt der Fluch der Syphilis zu der sich ständig steigernden Unruhe im Volke bei. Die Überträger dieser Völkergeißel sind vor allem entartete Mönche. Kenner des Landes behaupten, daß über die Hälfte der Bevölkerung und eine überwiegende Mehrheit der Trapas (Mönche niederer Grade) bis ins innerste Mark krank sind. Ärzte fehlen — ungezählte Tausende hilfloser Menschen erliegen jährlich dem fressenden Gift. Es gibt Laien wie gebildete Lamas, die



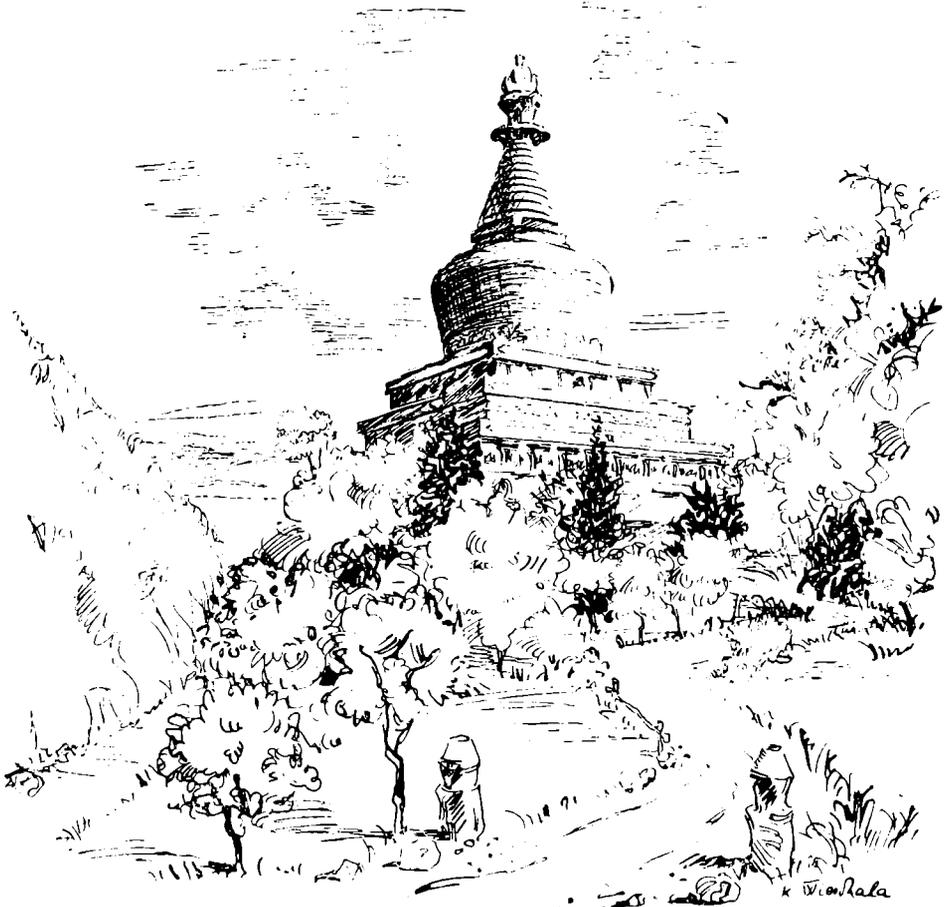
Zum ersten Male sehe ich einen Tibeter auf tibetischem Boden

mit offenen Augen diese unhaltbaren Zustände sehen. Sie empfinden sehr wohl die Tendenz russischer Propaganda, welche erbarmungslos auf die offene Wunde zeigt: „Die Mönche haben euch arm gefressen, euch verdummt; jetzt zerstören sie eure Leiber und euer Leben.“ Der Hieb sitzt; er mag sehr wohl den Anstoß zu einer völligen Umwälzung geben.

Es brodeln und gärt in Kirche und Volk. Dalai Lama und Panchen Lama — das weltliche und das geistige Oberhaupt — beide sind tot. Der Kampf um die Macht hat zur Aufstellung von Kandidaten und Gegenkandidaten für das höchste Priesteramt geführt.

Wird dem Lande ein Einiger und Reformers erstehen? Wird die Priesterherrschaft stürzen? Werden Söhne alter Geschlechter die Führung übernehmen?

Viele Geheimnisse birgt Tibet, größere noch das werdende Asien.



V IN DEN WILDSCHLUCHTEN DES LABRANG HO

In unendlichen Windungen krümmt sich der Labrang Ho durch die Gebirgstäler Amdos. Allen Biegungen des Wildstromes folgt unser Pfad. Zunächst dehnt sich das Tal breit und meilenlang; dann rücken die Berge immer näher heran; durch senkrecht aufsteigende Kesselwände donnert unbändig und sprühend entfesselte Flut. Bald wieder erschließt sich dem Wanderer ein liebliches Tal, nur um aufs neue im wirren Zickzack des Flußlaufes feuchten und halb in Dämmerung liegenden Schluchten Platz zu machen. Plötzlich endet der Pfad an steilen Uferwänden. Auf primitiven Brücken wechseln wir zwei-, dreimal in der Stunde von einer Stromseite zur andern. Dann und wann verbieten senkrechte Felsmauern einen Weitermarsch am Flußufer; auf sich steil aufschwingenden Ziegenpfaden geht es Hunderte von Metern hoch und ebenso steil hinab ins nächste Tal. Selbst wenn wir die Wildwasser für Stunden aus der Sicht verlieren, verfolgt uns doch Tag und Nacht das nimmer endende Tosen gleichmäßig stürzender Fluten. Mit jedem Tag verstärkt sich der Donner — Fluß und Windesrauschen werden zu ständigen Begleitern.

Mühselig stapft mein Brauner durch ein Meer schillernder Pfützen. Kaum kennbar zieht sich der Pfad längs des Labrang Ho. Drüben am anderen Ufer dämmen steile Wände den Wildfluß ein; überhängende Felskegel spiegeln sich in hastig talwärts wandernden Wellen; um breite, trotzige Felsklötze spült zornig grüne Flut. Verschwenderisch weit greift der Strom in die flache, sumpfige Talsohle. Zu meiner Rechten recken sich öde, verkarstete Bergrücken, auf denen dürres Gestrüpp mutlos zu halber Höhe kriecht. Schweigend reiten meine Begleiter hinter mir. Fern voraus am Horizont funkeln aus dem blauen Morgen in scharfen Rissen die Schneekuppen der Min-Shan-Kette.

Zum ersten Male sehe ich einen Tibeter auf tibetischem Boden; von der Morgensonne beleuchtet, reitet er vor mir her. Sein Hab

und Gut ist in breiten Satteltaschen verpackt, über dem schweren Schafpelz trägt er ein modernes Gewehr mit der in Tibet üblichen Gewehrgabel. Diese seltsame Vorrichtung stammt noch aus früheren Jahrhunderten, als die ersten unhandlichen Musketen den Weg in das Hochland fanden. Wegen ihres beträchtlichen Gewichtes mußte man sie beim Schießen auf eine Zielstütze auflegen. Die Schützen gewöhnten sich an den Gebrauch des Gabelgestells, das bei der Einführung moderner Hinterlader übernommen wurde. Die neuesten Repetiergewehre sind mit ihm ausgerüstet. Fehlte wirklich einmal die bajonettartig über den Lauf hinausragende Forke, so war das sicher ein Zeichen dafür, daß der Schütze eben erst die Waffe erstanden und noch keine Zeit gefunden hatte, die unentbehrliche Auflage zu beschaffen. Selbst die Reichen und Fürsten des Landes folgen dem alten Brauch; nur ist in diesem Falle das Zielgestell reich mit Gold und Silber beschlagen. Häufig sah ich an der Spitze des Gewehrlaufes farbige Gebetswimpel im Winde flattern.

Eine geraume Weile blieb ich mit meinem stärkeren Pferde hinter dem Reiter vor mir, um so lange wie möglich meinen ersten tibetischen Eindruck zu genießen. Als ich das Tempo beschleunigte, sah ich im Vorbeireiten, wie die Finger des Nomaden emsig über große Holzperlen eines buddhistischen Rosenkranzes glitten. Seine Lippen murmelten ein stilles Gebet. Ich rief ihm freundlich „Arro, Arro“ zu. Sein Gegengruß überraschte mich. Er hielt mir nämlich den rechten Arm mit flacher, nach oben geöffneter Hand entgegen und streckte dabei die Zunge weit heraus. Die Erklärung dieser eigenartigen Begrüßungsform ist recht interessant. Die ausgestreckte flache Hand besagt: „Ich habe nichts Böses gegen dich in der Hand“, und die herausgestreckte Zunge bedeutet: „Ich habe auch nichts Böses gegen dich auf der Zunge.“ Trotz ihrer Sinnigkeit würde diese Zeremonie in Europa wahrscheinlich leicht mißverstanden werden. Auf mich machte sie dieses erste Mal einen gewaltigen Eindruck. Nur konnte ich mich nie entschließen, selbst diese Grußform anzuwenden. Ich zog es vor, „Arro, Arro“ zu rufen und mit der Hand zu winken.

Im Laufe des Tages wurden die Täler lieblicher. Büsche und Bäume umsäumten die Flußufer. Grüne Matten und gepflegte Felder wechselten in bunter Folge. Dichte Nadelwälder bedeckten die Hänge. Hoch über uns kreisten mächtige Raubvögel.

Eigenartige Gestalten kamen mir entgegen. Da waren drei Bettler, zwei davon in erbärmliche Lumpen gehüllt und auf einen primitiven Wanderstab gestützt. Der Dritte, besser gekleidet, trug das Innungszeichen, eine Lanze mit dem Dreizack und aufgerollter Gebetsfahne. Wilde Haarsträhnen waren in der Form eines Turbans um den Kopf gebunden; in der Hand hielt er den unvermeidlichen buddhistischen Rosenkranz mit seinen hundertundacht Perlen. Eine Religion, die ständig gute Werke fordert und Almosen als besonders Gott wohlgefällig bezeichnet, ist ein üppiger Nährboden für Jünger der Landstraße. Im Laufe von Generationen hat sich das Betteln zu einer Kunst entwickelt; die Ausübung vererbt sich vom Vater auf den Sohn. Gilden mit strengen Vorschriften fassen diese Landstreicher bezirksweise zusammen. Bettler, denen man am Wege begegnet, strecken einem, wie üblich, die Zunge entgegen. Anstatt der ausgestreckten flachen Hand aber heben sie beide Hände mit geschlossenen Fäusten in Hüfthöhe, nur die Daumen stehen steil nach oben. Es ist das der zünftige Gruß. Oft sitzen zerlumpte Gestalten am Wegrande. Bei Annäherung eines versprechenden Opfers fängt der gerissene Komödiant laut an, Gebete herzuheulen und sich immer aufs neue vor dem Näherkommenden bis zur Erde zu verneigen. Manche sind von einem struppigen Köter begleitet, andere haben Kinder bei sich; nicht selten treten ganze Gruppen von Bettelmusikanten und Straßentänzern auf. Bei den großen Wallfahrten nach berühmten Stätten des Lamaismus wimmelt es von religiösen Schwindlern, welche auf jene rechnen, die nicht alle werden. Bettler kennen Land und Leute besser als irgend jemand. Sie wissen alle Neuigkeiten und verdienen sich mit Klatsch manchen Zehrpfeunig. Wird irgendwo ein Verbrechen begangen und der Täter ist unbekannt oder flüchtig, so wendet sich die Regierung vielfach an die Bettlergilde der umliegenden Bezirke; meist wird der Schuldige auch wirklich zur Strecke gebracht. Weniger beliebt bei den Zunftbrüdern ist eine Regierungsmaßnahme neuester Zeit, besonders lästige Strolche zwangsweise zu Regierungsarbeiten, wie Wegeausbesserung, heranzuholen. Man kann sicher sein, daß in einem Bezirk, der sich ein paar solcher unfreiwilliger Helfer gegriffen hat, über Nacht alle übrigen Tippelbrüder spurlos verschwunden sind. Dann tauchen sie eben in doppelter Stärke mehrere Tagereisen von der brenzligen Stelle entfernt wie-



Da waren drei Bettler, zwei davon in erbärmliche Lumpen gehüllt und auf einen primitiven Wanderstab gestützt. Der Dritte, besser gekleidet, trug das Innungszeichen, eine Lanze mit dem Dreizack und aufgerollter Gebetsfahne

der auf und erfüllen dort die Luft mit ihrem wehklagenden „Gib mir ein Geschenk, Buddha“.

Einige besonders anrühige Arbeiten wurden nur von Bettlern ausgeführt, so der Abtransport von Leichen der ärmeren Bevölkerungsschicht.

Wie zur Entschädigung für den wenig erfreulichen Anblick dieser drei Bettler überholten wir auf unserem Wege eine vornehme Tibeter Familie, die nach kurzer Rast sich gerade wieder marschbereit machte. Auf mein lautes „Arro, Arro“ brachen sie alle in freundliches Lachen aus. Als ich schon einige Kilometer weiter geritten war, hielt die Gruppe noch immer Schritt mit meinem Tibeter und fragte ihn natürlich gründlichst über woher und wohin des Fremden aus. Meinen Begleitern hatte ich eingeschärft, immer zu betonen, daß mein Ziel Labrang sei, da ich dort den Einzug des Panschen Lama mit erleben wollte. Man hielt mich vielfach für einen Buddhisten aus fernen Landen, der eigens die weite Reise über Meere und Kontinente gemacht habe, um den Heiligen von Angesicht zu Angesicht zu sehen.

In buntem Reigen wechselten die Bilder. Da stürmte auf flüchtigem Jak ein alter Nomade an uns vorüber. Ein Bild von außerordentlicher Wucht und Einprägsamkeit. Sein Gesicht war hart und windzerfressen. Mit einer Schulter war er aus dem Schafpelz geschlüpft, um seine alten Knochen von der Sonne bescheinen zu lassen. Wirres Strähnenhaar fiel ihm über die Schulter. Auf dem Rücken baumelte ein unwahrscheinlich spitz zulaufender Filzhut. In der linken Hand hielt er als Waffe gegen herumstreunende Hunde einen schweren Knüppel; mit der Rechten lenkte er das Tier. Die Art und Weise der Führung eines Jaks ist eine denkbar primitive Angelegenheit. Durch die Nasenlöcher ist eine hölzerne Zwinge gezogen, die kreisförmig nach oben gebogen und zopfartig verknotet ist. Ein Strick aus schwarzem Jakhaar dient als Zügel.

Ganz besonders stolz bin ich auf eine Aufnahme, die mir bald darauf glückte und die eindringlicher, als Worte es vermögen, ein Bild von dem Aberglauben und der Dämonenfurcht des einfachen Volkes gibt. Ich war etwas hinter meiner Kolonne zurückgeblieben und schloß in leichtem Trabe auf. Als ich an meinem Mafu vorbei mich wieder an die Spitze setzen wollte, bemerkte ich, besser gesagt bemerkte mich, eine uns entgegenkommende Tibeterin, welche ihr





Da stürmte auf flüchtigem Jak ein alter Nomade an uns vorüber

Links: Auf mein lautes „Arro, Arro“ brachen sie alle in freundliches Lachen aus

Baby in der Brustfalte des Pelzes trug. Ihr Gesicht nahm den Ausdruck größten Schreckens und Entsetzens an. Blitzschnell bedeckte sie die Augen des Kindes, damit nicht der Fluch des Fremden dem Leben des Kleinen gefährlich werden könnte. Auch der freundlichste Gruß verfiel nicht. Mit großen Schritten und immer noch ihr Kind vor der Gefahr des bösen Blickes schützend, hastete das arme Weib an mir vorbei und lief noch, als ich mich nach Minuten noch einmal nach dieser seltsamen Erscheinung umdrehte.

Das Gesicht der Landschaft änderte sich stündlich. Einmal glaubte ich mich in eine liebliche Alpenlandschaft versetzt; dann folgten trostlose Täler mit baumlosen Karstrücken. Wir passierten ein großes Tibeter Dorf. Die Häuser waren niedrige, fast fensterlose Steinkästen mit flachen Dächern ohne den geringsten Zierat. Besonders charakteristisch waren lange Reihen freistehender Holzgerüste. Hier wird das unreif gebliebene Getreide zur Nachreife dem scharfen Wind der Hochebene und den Strahlen der Sonne ausgesetzt. Die Vegetationsgrenze ist ganz verschieden. In Labrang sah ich noch in dreitausendzweihundert Meter Höhe Gerstenkultur. An anderen Stellen, die weniger begünstigt sind, liegt die obere Wachstumsgrenze bei zweitausendfünfhundert Metern. Überall findet man diese Trockenhorden, die sicher einer vielhundertjährigen Erfahrung ihr Entstehen verdanken.

Mein Tibeter unterhält sich mit einem Dorfbewohner, der ihm erzählt, daß durch Hochwasser eine ganze Reihe Brücken auf unserem Weg nach Labrang weggerissen seien. Keine angenehme Aussicht! Wir wollen in einer Herberge in Chao Kou übernachten. Die Entfernung beträgt noch mindestens zwölf Kilometer. Es ist bereits sechs Uhr abends, und das Wandern in der im Talkessel früh einsetzenden Dämmerung bietet wenig Annehmlichkeit. Die Flußniederung ist durch Überschwemmung so versumpft, daß wir es vorziehen, auf steilen Ziegenpfaden uns langsam vorwärts zu tasten. Es wird immer ungemütlicher. Längst ist es Nacht; von der Chao-Kou-Herberge ist nichts zu sehen. Bei der ersten Gelegenheit steigen wir talwärts, um wenigstens nicht abzustürzen. Den Tibeter schicke ich voraus, um die Herberge zu suchen und uns dort anzumelden. Nachtkühle dringt empfindlich durch die Kleider. Schritt für Schritt kämpfen wir uns vorwärts. Das Tosen des Stromes allein unter-



Blitzschnell bedeckte sie die Augen ihres Kindes, damit nicht der Fluch des Fremden dem Leben des Kleinen gefährlich werden könnte



Das Gesicht der Landschaft änderte sich stündlich

Rechts: Wir passieren ein großes Tibeter Dorf. Besonders charakteristisch waren lange Reihen freistehender Holzgerüste



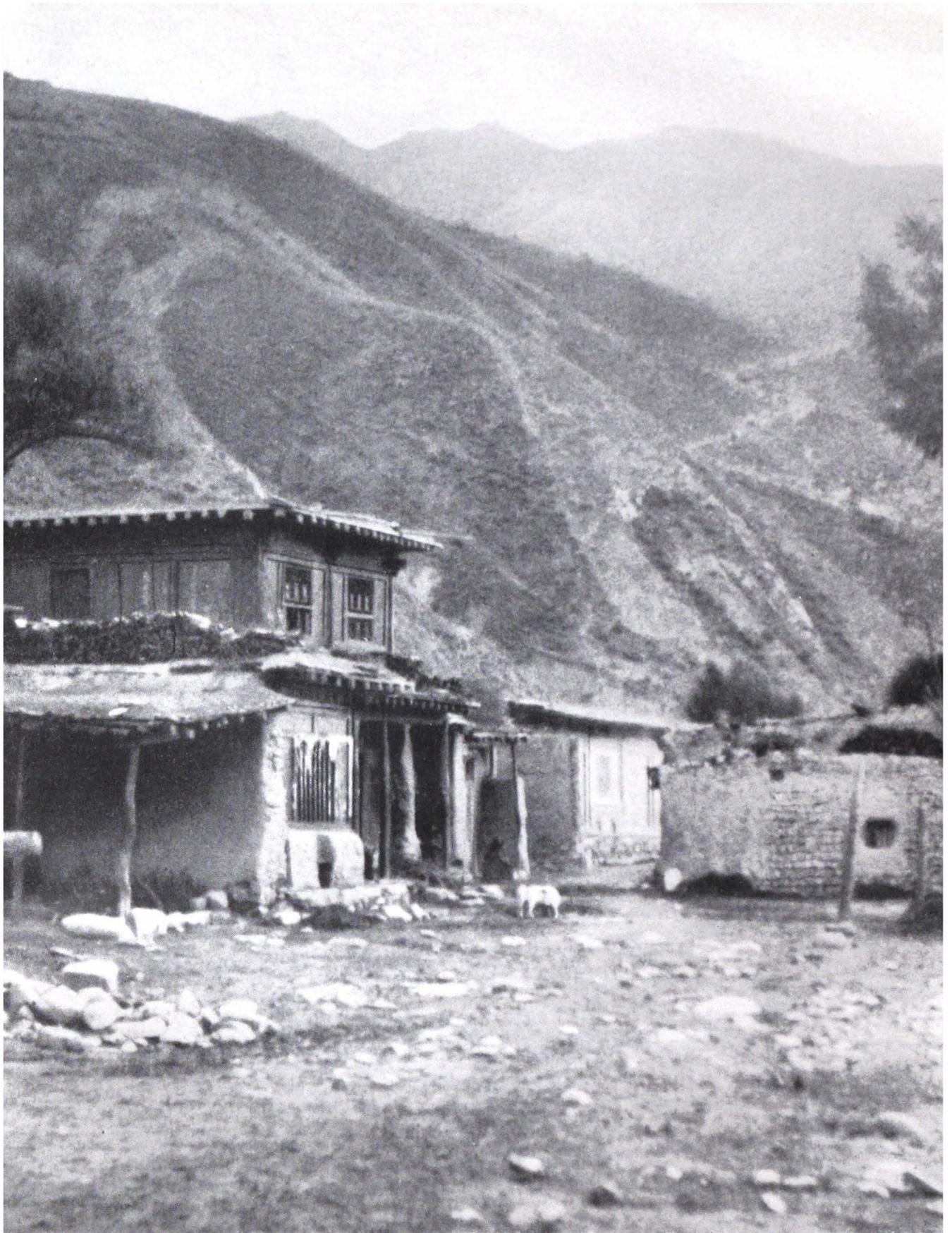
bricht die nächtliche Stille. Weit voraus erscheint ein Licht, — eine Laterne, mit der mein Tibeter uns entgegenkommt. Übermüdet erreichen wir endlich Chao Kou, eine in schlechtem Bauzustand befindliche Herberge. Böartige Hunde schützen Haus und Hof, ja sogar das Dach.

Aus bleiernem Schläfe weckte mich mein Mafu. Es war noch dunkel. Aus dem geplanten frühen Aufbruch wurde jedoch nichts; an einer durch Hochwasser beschädigten Brücke unweit des Hauses wurde noch gearbeitet. Erst gegen acht Uhr traten wir den Weitermarsch an.

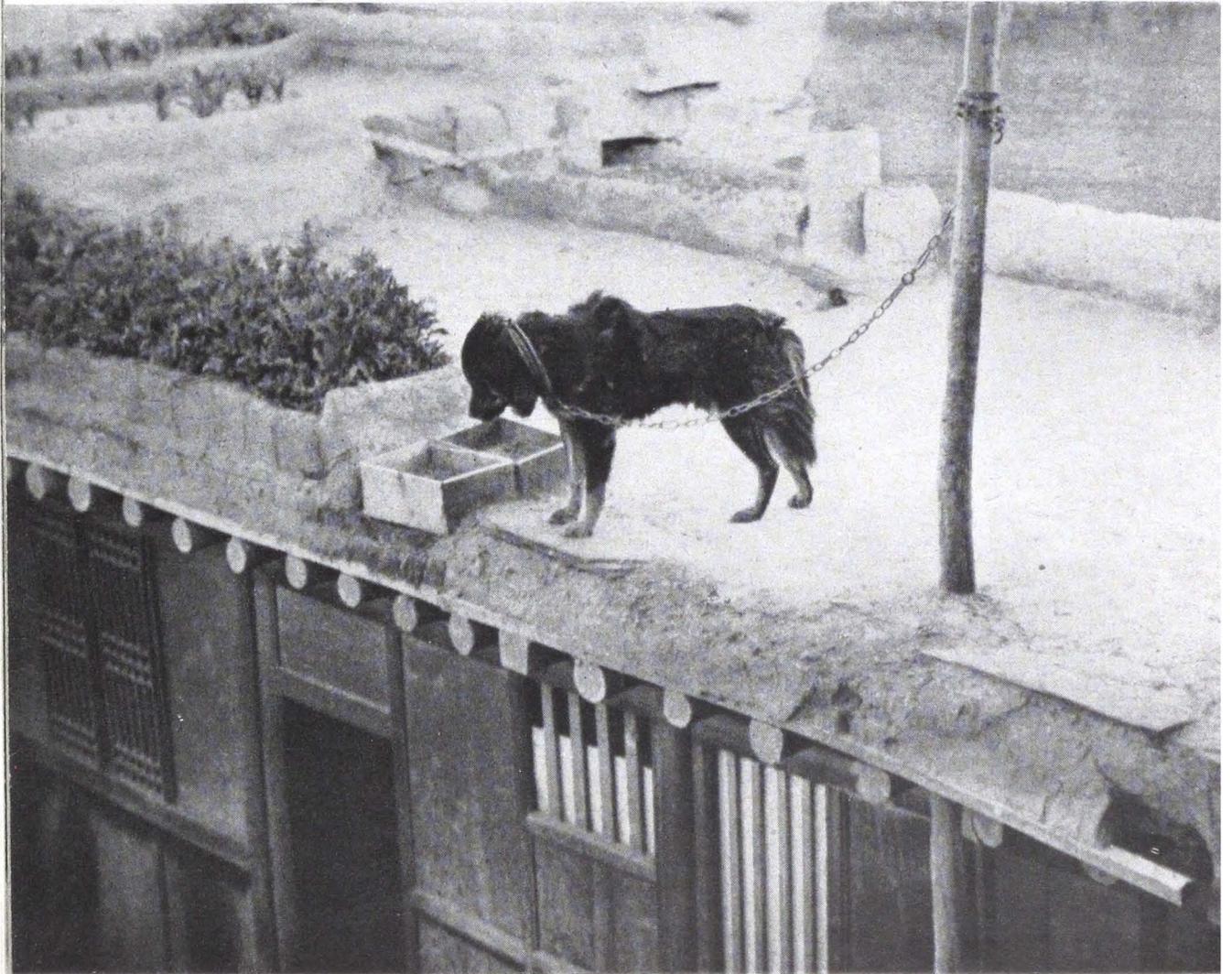
Über tibetische Brücken

Der Himmel war mit kleinen Wolken übersät; leichter Nebel zog aus den Tälern. Das gewundene Silberband des Stromes zeigte uns den Weg. Ein steiler Felsenkegel stieg wie ein Riesenfindling unvermittelt aus der Talsohle.

An diesem Tage hatte ich ausgiebig Gelegenheit, mich mit den landesüblichen Brücken vertraut zu machen. Beim ersten Anblick schaut keine von ihnen vertrauenerweckend aus, sie gewinnen auch nicht bei näherer Betrachtung. Trotzdem gewöhnt man sich daran, täglich dutzendemale auf schwankenden Stämmen von einer zur anderen Flußseite zu wechseln, je nachdem, ob am linken oder rechten Ufer ein pfadbreites Wegband den Weitermarsch längs der Steilwände gestattet. Mangel an technischer Erfahrung und an Material verbietet den Bau dauerhafter Brücken. Außerdem würden selbst die solidesten Konstruktionen von der unvorstellbaren Wucht plötzlich einsetzenden Hochwassers hinweggeschwemmt werden. Die Verwendung eines freischwebenden Mittelstückes, der sogenannten Brückenleiter, hat sich in langen Jahrhunderten als einzig brauchbar erwiesen. Die Bauweise ist höchst einfach. Da, wo der Fluß überbrückt werden soll, werden zuerst einmal bei Niedrigwasser schwere Stämme, die paarweise mit Querbalken von Brückenbreite verstrebt und verkeilt sind, in das Kiesbett des Flusses eingerammt. Der Bau geht von beiden Ufern gleichzeitig vor sich. Stehen die Pfeiler, so wird aus Felsstücken eine Plattform errichtet, deren Höhe mit der mittleren geplanten Spannhöhe übereinstimmt und die vom Land her bis an das erste Pfeilerpaar heranreicht. Dann werden



Chao Kou, eine in schlechtem Bauzustande befindliche Herberge





Der Himmel war mit kleinen Wolken übersät; leichter Nebel zog aus den Tälern. Das gewundene Silberband des Stromes zeigte uns den Weg



Ein steiler Felsenkegel stieg wie ein Riesenfindling aus der Talsohle

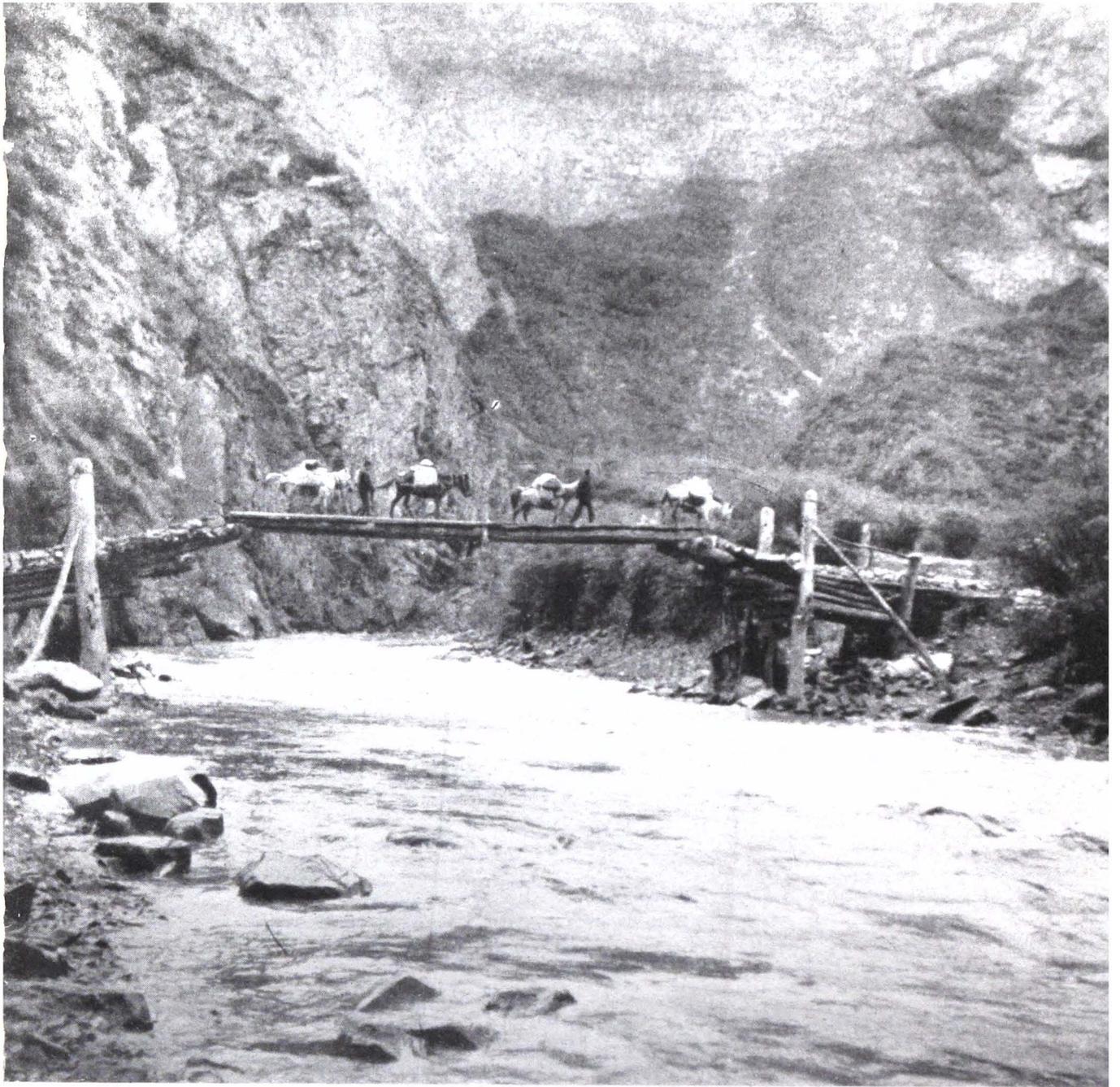
Beim ersten Anblick schaut keine dieser primitiven Brücken vertrauenerweckend aus; sie gewinnen auch nicht bei näherer Betrachtung



lange Stämme so über die Querverstrebungen der eingerammten Brückenpfeiler gelegt, daß Stamm an Stamm liegt und nur die vordere Kante der Balken bis zu einem Meter über die Verstrebung der Pfeiler hinweg gegen die Strommitte übersteht. Mit besonders schweren Felsbrocken werden diese Stämme am Ufer beschwert oder verankert. Die noch vorhandenen kleinen Zwischenräume zwischen den Balkenreihen füllt man mit Ästen aus und bedeckt die Oberfläche mit einer Schicht feinen Kies. Anschließend wird eine zweite Balkenschicht so über die erste gelegt, daß wiederum das der Strommitte zu gelegene Ende etwa einen Meter über die untere Balkenschicht übersteht. Die zweite Schicht wird am Uferende ebenso wie die erste verankert; es folgt die dritte, vierte, fünfte und sechste Lage, je nach der Breite des Stromes. Die oberste Schicht erhält einen soliden Kiesbelag und an Stelle eines Geländers leicht überstehende Randsteine. Nicht immer können die Balken frei am Ufer verankert werden. Rückt der Berg nahe an das Flußufer heran, bleibt nichts übrig, als ein Loch in die Felswand zu schlagen, das die einzelnen Balkenreihen aufnimmt und gleichzeitig verankern hilft.

Inzwischen ist das Mittelstück, die Balkenleiter, deren einzelne Stämme fest miteinander verstrebt sind, angefertigt. Die Länge dieses Spannteiles ist etwas größer als der noch offene Abstand zwischen den beiden Seitenkonstruktionen. Die Breite des Mittelstückes ist verschieden; sie mißt oft nur sechszig bis siebenzig Zentimeter. Die Leiter wird auf die Brücke getragen und mit Seilen über den Fluß hinweggezogen. Sie liegt frei auf. Rasch noch etwas Sand und Steine auf die Gehbahn gestreut, und die Brücke ist gebrauchsfertig — bis zum nächsten Hochwasser oder bis zum ersten Unfall. Ich habe Brücken gesehen und selbst überschritten, deren freischwebendes Mittelstück gut und gerne fünfzehn Meter lang war. Kein Wunder, daß sich beim Überschreiten einer solchen Brücke deren Mitte ganz bedenklich durchbiegt. Der Anprall der Strömung auf die Tragpfeiler bringt das primitive Bauwerk in zitternde Schwingung. Manche Leiter ist so schmal, daß man sehr sorgfältig balancieren muß, um nicht in das rauschend unter einem hinweggleitende eisige Wildwasser zu stürzen.

Einem Europäer bleibt es unverständlich, mit welcher Gleichgültigkeit die Karawanen eine solche Brücke nehmen. Man sollte glauben, daß sorgsam immer nur ein Tier den schwankenden Steg zu be-

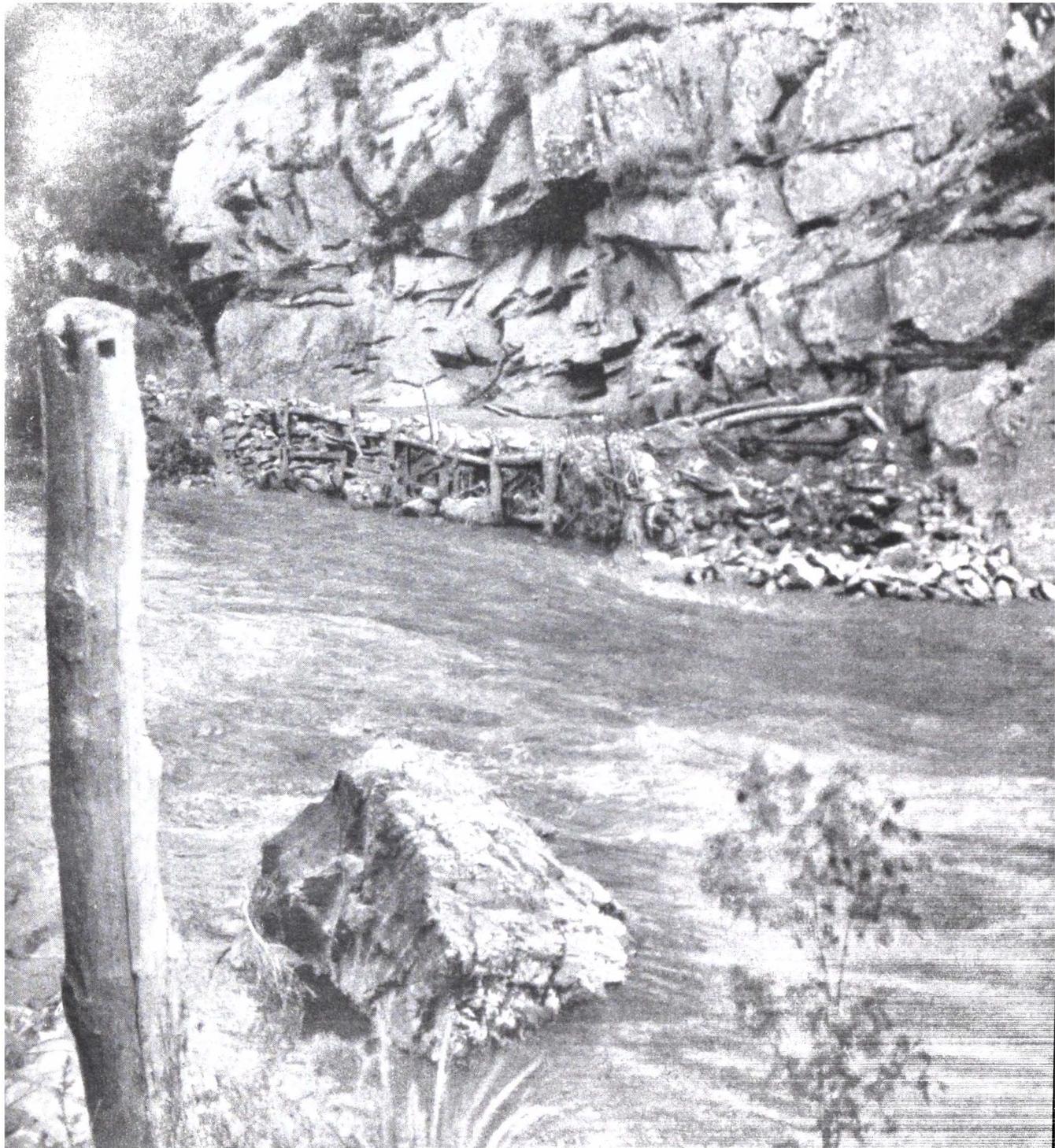


Vier beladene Packtiere mit zwei Treibern schaukelten stumpfsinnig zu gleicher Zeit über das zehn bis zwölf Meter lange, kaum meterbreite Schwebeteil

treten wagt. Keine Spur — in der Marschordnung der Kolonne geht es auf und über die Brücke, wie das Bild zeigt, das ich einige Stunden nach unserem Abmarsch aus Chao Kou vor die Kamera bekam. Vier beladene Packtiere mit zwei Treibern schaukelten stumpfsinnig zu gleicher Zeit über das zehn bis zwölf Meter lange, kaum meterbreite Schwebeteil, ein Kunststück, das ich mir bei meinem eigenen gleich dahinter folgenden Zuge energisch verbat. Unglücke passieren, sind aber schon am nächsten Tage vergessen.

Die Schluchten des Labrang Ho werden immer gewaltiger. Über tausend Meter hohe, vielfach senkrechte Felswände geben einen gewaltigen Resonanzboden für das Donnern des Wildwassers. Es ist auch tagsüber empfindlich kühl. Oft sehe ich den Himmel nur als schmales blaues Band hoch über uns. Verkrüppelte Latschen nisten in überhängenden Wänden, von denen dünne Wasseradern stürzen, die sich über uns als staubfeiner Sprühregen ergießen. Längst habe ich aufgehört zu zählen, wie viele Brücken wir passiert haben. Auch gewöhnte ich mich schnell daran, selbst bei wenig vertrauenswert aussehenden Stegen im Sattel zu bleiben. Es geht schneller, als wenn man das Tier führt.

Leider sollte sich meine stille Hoffnung, daß die Warnung der Chao-Kou-Leute vor weggerissenen Brücken übertrieben sein möchte, nicht erfüllen. Plötzlich war der Pfad zu Ende. Einen Steinwurf weiter sperrten überhängende Felswände unsere Flußseite ab. Der Pfad ging auf dem gegenüberliegenden Ufer weiter, aber die Brücke fehlte; sie war weggerissen. Die vor uns marschierende Karawane hielt am Ufer. Die Leute machten sich eben fertig, den Fluß — Brücke oder nicht — zu überqueren. Der Labrang Ho war an dieser Stelle knapp zwanzig Meter breit, dafür aber unberechenbar reißend. Ein kräftiger junger Tibeter führte sein Leittier stromauf bis zur Steilwand, zog es trotz allen Widerstrebens über das Ufergeröll und trieb es mit rohen Schlägen ins Wasser. Er selbst hielt sich am Schwanz der armen Kreatur fest. Ein letzter kräftiger Hieb — und das Tier schwamm und ruderte verzweifelt gegen den starken Strom an. (Ich habe niemals beobachten können, daß Tiere bei Flußüberquerungen stromab schwimmen; immer kämpften sie gegen die Strömung an.) Trotzdem das Pony vielleicht zehn Meter über die vorgesehene Landestelle hinaus abgetrieben wurde, kam es doch glücklicherweise am anderen Ufer in knapp metertiefem Wasser zu



stehen. Der Treiber war während der Flußüberquerung wiederholt mit dem Gesicht unter Wasser gekommen und schnappte gewaltig nach Luft. Den Schwanz des Tieres hielt er krampfhaft fest. Zum Glück war am Ufer die Strömung nicht sehr reißend. Es kam zwar noch eine kurze Strecke, wo das Tier mit seinen Hufen den Grund verlor und schwimmen mußte. Doch erreichte es heil die alte Brückenstelle. Der Treiber watete nun vorsichtig in das Wasser und stützte sich mit einem kräftigen Knüppel, den er am Ufer aufgelesen hatte, gegen die Strömung. Das folgende Tier, welches allein freischwimmend das Ufer zu erreichen suchte, versank und wurde abgetrieben. Auch das dritte Pony erstoff jämmerlich. Beide hatten eine Last Mehl zu tragen gehabt, das im Wasser sofort bleischwer wurde und die armen Tiere in die Tiefe zog. Der zweite Mann mit dem letzten Tiere, das auch Mehl geladen hatte, sagte kein Wort, sondern kehrte in Richtung Chao Kou um.

Ein Zaudern meinerseits in dieser mißlichen Lage hätte meine ganze Reise zum Scheitern gebracht. Wir hatten ja kein Mehl als Ladung. War der eine Mann hinübergekommen, mußte es mir eben auch gelingen. Der Mafu und mein Tibeter waren miteinander in heftigen Wortwechsel geraten. Der Tibeter wollte hinüber, der Chinese nicht. Ich entschied die Sache, indem ich mein Pferd bis zum letzten möglichen Zentimeter stromauf an den steil aufragenden Felsen heraufführte und das Tier gegen die Strömung in den Fluß drängte. Ehe ich mich versah, rissen mir die Wildwasser die Beine unter dem Leibe weg; schwer stampfte der Pony gegen die tosende Flut an. Mir selbst blieb nichts übrig, als mit einem kühnen Griff nach dem Schweif des braven Braunen mich meinem guten Stern anzuvertrauen. Viel schneller als mir lieb war, trugen uns die Wellen talab. Doch kam auch das andere Ufer von Sekunde zu Sekunde näher. Es klappte wider Erwarten gut. Wie eisigkalt das Wasser war, merkte ich erst, als ich sicher am anderen Ufer stand. Ich nahm einen langen Gepäckriemen wurfbereit in die Hand, um dem mir folgenden Tibeter Hilfestellung geben zu können. Es war aber nicht nötig, denn er brachte das Kunststück fertig, direkt in dem Geröll der eingestürzten Brücke an Land zu kommen, obwohl er seinem Tier noch einen Teil der Last des Beipferdes aufgepackt hatte. Der Tibeter ging vorsichtig wieder ins Wasser, ich sicherte ihn mit dem Lederriemen. Die Maßnahme erwies sich als notwendig. Der Mafu

hatte nun das Beipferd in das Wasser getrieben, das Tier mußte sich ohne Führung durch die Strömung hindurchkämpfen. Als es sich ans Land heranarbeitete, bekam mein Mann zwar das vorbeitreibende Tier mit einem raschen Griff am Zügel zu fassen, verlor aber dabei das Gleichgewicht und wäre ohne den Halt der starken Leine sicher abgetrieben worden. Der Mafu stand noch immer am anderen Ufer. Ich zog es vor, nichts zu sagen und ihm selbst die Initiative zu lassen. Kommen mußte er ja, denn sonst hätte er so sehr „das Gesicht verloren“, daß er sich weder bei uns noch später in Lanchow hätte sehen lassen können. Endlich schien er mit sich einig zu sein. Weiß Gott — er stieg in den Sattel und ritt in den Strom. Das Tier war damit nicht einverstanden und schüttelte ihn ab. Zum Glück konnte er mit einer Hand den Steigbügel fassen; er hielt fest ums liebe Leben. Wir fischten ihn mehr tot als lebendig aus dem Strome. Gesprochen wurde nichts. Es ging einfach weiter. Glücklicherweise waren die an diesem Tage noch zu passierenden Brücken erhalten, wenn auch das Überschreiten des einen oder anderen beschädigten Steges nicht gerade ungefährlich war. Eine andere Schwierigkeit entstand. Der Pfad folgte nicht mehr der Talsohle, sondern führte immer wieder in Bögen — bald fünfzig, bald hundert Meter hoch — über das Steilufer empor. Jeder einzelne Schritt war gefährlich. Der geringste Fehltritt — und wir wären die schroffe Wand hinabgesaut. Abscheulich war, daß wir oft meilenweit in der gleichen Richtung, aus der wir mühsam auf der einen Flußseite vorwärts gekommen waren, die andere Flußseite wieder zurückmarschieren mußten. Denn immer wieder zwangen uns unpassierbare Wildschluchten, weite Umwege oft um ganze Bergrücken herum zu machen. Nach stundenlangem Marschieren auf unwegsamem Steilpfaden hatte man dann eine fast kreisförmige Strecke zurückgelegt, deren Ende wenig mehr als einen Kilometer von unserem Ausgangspunkte entfernt lag. Solange man den Weg voraus nicht übersehen konnte, ging es noch; denn da war man völlig mit der Bewältigung der allernächsten Schritte beschäftigt. Mußte ich aber bei Annäherung an eine Brücke am anderen Ufer hoch oben einen geradezu verboten aussehenden, roh in die Wand hineingeschlagenen grauen Strich wahrnehmen, von dem feststand, daß wir ihn in der nächsten halben Stunde zu passieren hatten, wurde ich doch leicht nervös. Ein solcher Pfad ist oft nur fußbreit.



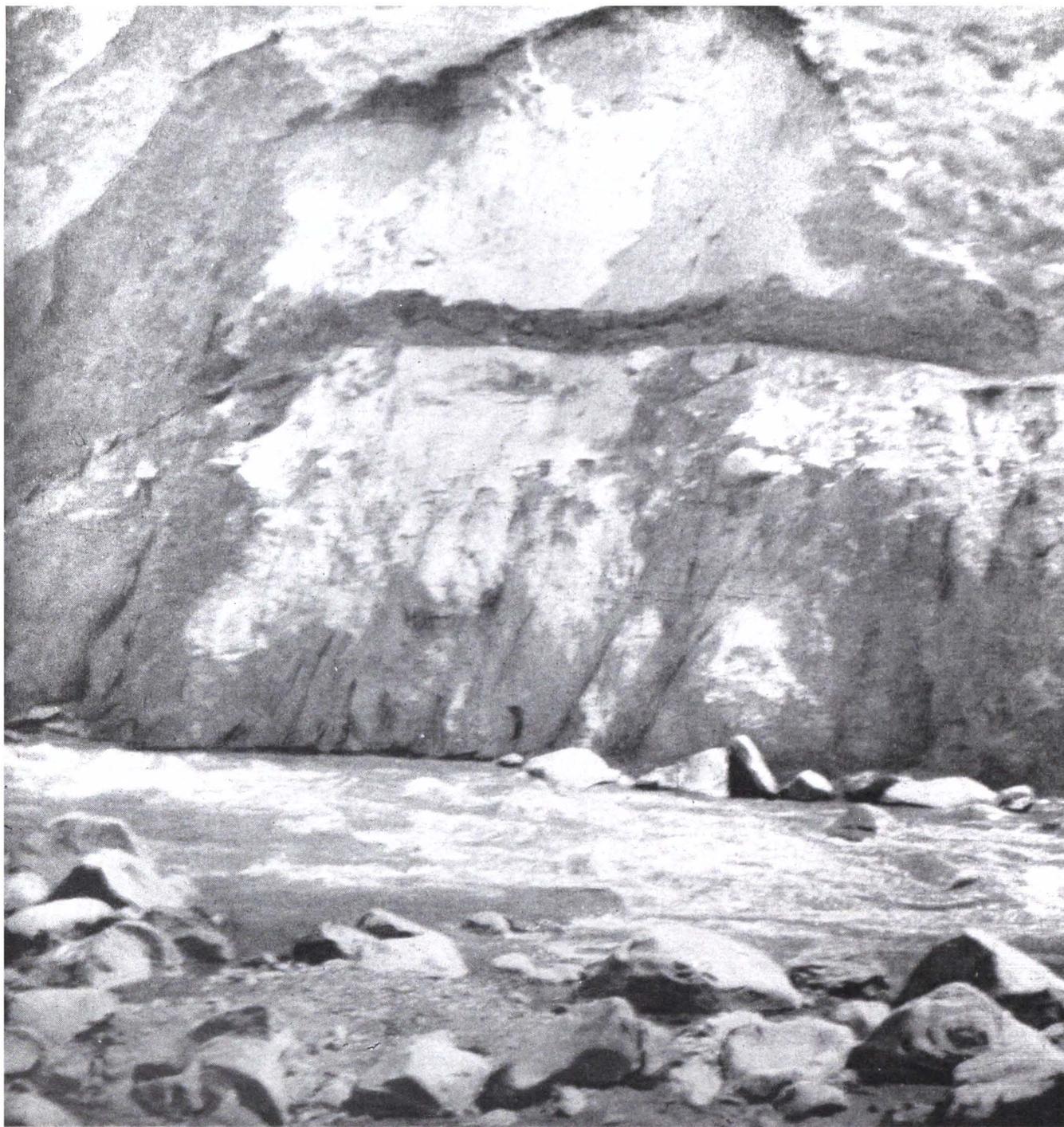
Glücklicherweise waren die an diesem Tage noch zu passierenden Brücken erhalten



Das Überschreiten des einen oder anderen beschädigten Steges war nicht ungefährlich

Die Lasten der Tiere schleifen mit kratzendem Geräusch die Felswand entlang. Man muß immer wieder umpacken und die schweren und schmaleren Teile der Ausrüstung auf der der Wand zugekehrten Sattelseite verstauen, während die leichteren und mehr Raum beanspruchenden Ausrüstungsgegenstände nach der offenen Steilseite zu überhängen. Wiederholt ist der Pfad durch Bergrutsch ganz weggerissen; dann führen über den Abgrund provisorische Balkenleitern, die nicht nur dieselbe Bauart wie die Brückenmittelstücke aufweisen, sondern auch ebenso unangenehm schwanken, frei über den gähnenden Abgrund hinweg. Man sieht weit unter sich den schäumenden Strom und tut einen tiefen Atemzug, wenn man wieder auf festem, wenn auch nur fußbreiten Felsband steht. Weit aus am gefährlichsten erwiesen sich die alle fünfzig bis hundert Meter wiederkehrenden Faszinendämme. Wo der Weg abgebröckelt ist und sich nicht ohne umfangreiche Gesteinsarbeiten wiederherstellen ließ, bilden leichte Äste eine verräterische Unterlage, die zwar auf der abfallenden Seite einige stützende Streben aufweist, aber mehr für das Auge als den Fuß berechnet zu sein scheint. Es entsteht so eine oberflächliche Ähnlichkeit mit einem passierbaren Wegband, doch birgt jeder Zentimeter ungeahnte Tücken.

Derlei Steilstrecken wurden in der Weise bewältigt, daß ich vorausmarschierte, dann folgten mein Reitpferd und das Pferd des Mafu, dahinter der Chinese und das letzte Beipferd. Den Schluß bildeten das vierte Tier und der Tibeter. Schon bei einer der ersten dieser Passagen brach das schwer bepäckte Pony meines Mafu bis zum Bauch durch die lockere Faszinendecke und machte verzweifelte, aber vergebliche Anstrengungen, wieder auf festen Boden zu kommen. Mein Brauner trug keine Last und war daher glücklich über diese Stelle hinweggekommen. Die Schmalheit des Pfades hinderte mich, sofort dem eingebrochenen Tiere zu helfen, da ich erst wegen meines dicht hinter mir trottdenden Reitpferdes eine ganze Strecke weitermarschieren mußte, ehe sich eine Stelle fand, wo ich mich an dem Tier vorbei nach rückwärts durchquetschen konnte. Den hinter dem Sattel meines Tieres befestigten Schlafsack nahm ich zur Unfallstelle mit. Der Mafu hatte mittlerweile die Segeltuchsäcke vom Sattel des eingebrochenen Tieres lösen können und bemühte sich, das aufgeregte Pony zu beruhigen. Ich breitete meinen Schafpelz dicht vor der Einbruchsstelle aus, griff den Zügel und ging nun, ohne



Der Pfad führte immer wieder in Bögen — bald fünfzig, bald hundert Meter hoch — über das Steilufer empor. Jeder einzelne Schritt war gefährlich

loszulassen, zurück, so weit ich konnte. Nach einigen von hinten her applizierten handgreiflichen Aufforderungen des Mafu stand das Tier tatsächlich mit den Vorderbeinen auf dem einigermaßen Halt gewährenden Schafpelz; dafür hing es um so tiefer mit dem Hinterteil nach unten durch. Es half nichts, ich mußte ganz nahe an die arme Kreatur herantreten. Mit äußerster Kraftanstrengung und ständig selbst von der Gefahr des Einbrechens bedroht, konnte ich durch ruckweises Ziehen an dem glücklicherweise fest genug gegurteten Tragsattel das Tier für den Bruchteil einer Sekunde wenigstens so weit hoch bekommen, daß der Mafu, welcher hinter der Einbruchstelle auf dem Bauche lag, den Schwanz des Ponys fischen konnte. Noch ein Ruck, und das Beipferd war gerettet. Es hatte nun aber nicht die Vernunft zu halten, sondern stürmte den Pfad entlang und trieb mich, der ich nicht ausweichen konnte, vor sich her. Erst an der Stelle, wo mein Reitpferd mit gestrecktem Halse friedlich an ein paar grünen Halmen emporschnupperte, konnte ich meinen gefährlichen Laufschriftt abbremsen. Schnell trieb ich meinen Gaul noch etwas an; im Vorbeiflitzen drückte mich das Beipferd gegen die Wand, so daß mir fast Hören und Sehen verging. Ich mußte zurück, um dem Mafu zu helfen, die abgestellten Lasten auf dem Rücken weiter zu tragen, damit das Pferd des Tibeters und dieser selbst den Weg frei bekamen.

Durch Sumpfgebiet

An eine Ausbesserung des Loches war nicht zu denken. Der Tibeter hatte auch sein Tier entlastet; es kam mit einem Satz über die Einbruchstelle hinweg. Das vordere Beipferd war fast einen Kilometer weit gelaufen und hatte dabei mein Reitpferd vor sich hergetrieben. Es war eine heillöse Arbeit, die schweren Lasten die ganze Strecke zu tragen und dann wieder den auf engem Pfade widerstrebenden Tieren aufzubürden.

Es folgten ähnlich schwierige Übergänge, nur gebrauchte ich da die Vorsicht, höchstens zwanzig bis dreißig Meter über die gefährliche Stelle hinaus zu marschieren. Dann hielt ich, so daß keines der Tiere mehr ausreißen konnte. Wir mußten noch zweimal ab- und wieder aufladen. Durch meine Vorsicht blieb uns wenigstens die Rolle, nochmals menschliche Packesel zu spielen, erspart.

Als wir an der nächsten Talsohle angelangt waren, gabelte sich der Weg. Einer führte rechts der Marschrichtung erneut die Höhe empor, ein anderer Pfad lag im Tale. Mein Tibeter wies sofort auf den Bergpfad, der aber die gleichen Improvisierungen aufwies wie die gerade zurückgelegte Strecke. Der Weg im Tale war von Pfützen bedeckt, doch schien er mir schnelleren Fortschritt zu versprechen. Der Tibeter hielt nur den oberen Pfad für möglich, da das Tal sumpfig sei. Ich sah, daß hier in der Ebene ein benützter Karawanenweg lag, bedachte aber nicht, welche Veränderungen des Bodens die Überschwemmungen der letzten Woche mit sich gebracht haben konnten. Versuchen wollte ich es auf alle Fälle. Ich stieg auf, war aber noch keine zehn Meter geritten, da verlor der Gaul plötzlich den Halt. Zu spät riß ich den Braunen herum; er versackte bis zum Bauch in zähem Schlamm. Das hatte gerade noch gefehlt. Ich wollte absteigen, der Tibeter rief mir jedoch zu, sitzenzubleiben. Er watete mir entgegen und warf mir das eine Ende einer Leine zu. Das erwies sich höchst zweckmäßig, denn, als ich nun abstieg, blieb ich so fest in dem zähen Schlamm stecken, daß ich allein kaum einen Schritt weit gekommen wäre. Ich hatte glücklicherweise Schnürstiefel und Gamaschen an. Hätte ich lange Stiefel getragen, wären sie bestimmt im Morast stecken geblieben. Mit vereinten Kräften brachten mich meine beiden Begleiter auf festen Grund. Verdreht von oben bis unten stand ich da und muß wohl ein wenig geistreiches Gesicht gemacht haben, denn selbst mein stoischer Tibeter konnte ein leichtes Grinsen nicht verbergen. Ich machte mir schwere Sorgen um das arme Tier, das bis zum halben Leibe hilflos im Schlamm steckte. Überrascht war ich, als mein Tibeter meinte, wir sollten absatteln und hier lagern. Allein könnten wir doch nichts ausrichten; sicher käme eine oder die andere Karawane vorbei, die für Geld und gute Worte das Tier herausholen würde. Innerlich schwor ich mir, in aller Zukunft dem Rate Landeskundiger zu folgen. Meine Leute ahnten wohl, wie mir zumute war, und lobten mich über den Schellenkönig für meine Hilfeleistung oben auf dem Steilpfad. Der Mafu hatte kaltes Essen ausgepackt, doch war mir jeder Appetit vergangen. Wir schnitten am unteren Hang der Bergseite eine Menge verkrüppelter Sträucher, um wenigstens etwas für die Rettung meines Tieres vorzubereiten. Wir hatten Glück. Seit meinem Schwabenstreich war kaum mehr als eine Stunde vergangen, da



Der Tibeter hielt nur den oberen Pfad für möglich, da das Tal sumpfig sei

hörten wir Rufe von einer über den Paßbrücken herannahenden Karawane. Es war ein großer Wolltransport aus Labrang, fast zwanzig Tiere mit sechs Treibern. Die Leutchen witterten sofort gute Verdienstmöglichkeit und forderten für ihre Hilfe pro Mann drei chinesische Dollar. Meinen Leuten gelang es, den Preis auf die Hälfte zu drücken, aber um Vorausbezahlung kamen wir nicht herum. Ein Mann ritt nun auf einem leichten Esel bis auf zwei Meter an das eingesunkene Tier heran; die übrigen bildeten eine Kette und beförderten von Hand zu Hand erst einmal die von uns gesammelten Sträucher zu dem mittlerweile auch steckengebliebenen Eselreiter, der allerdings so vorsichtig gewesen war, sein Schuhzeug auf festem Boden zurückzulassen. Die Faschinen wurden zwischen den beiden eingesunkenen Tieren festgetreten. Einem zweiten Manne gelang es, mit einigen zu Seilen verknoteten schweren Ladestricken sich zu meinem Reitpferd heranzuarbeiten. Er konnte aber nicht unter dem Bauch des Tieres hindurchfassen; daher mußte er sich begnügen, die Schlinge um die Vorderbeine zu legen. Das andere Ende des Seiles wurde an dem Tragsattel eines auf festem Grunde stehenden Maultieres befestigt. Mit einem Ruck zog das Tier an. Der einzige Erfolg war, daß mein Pferd auf die Seite gerissen wurde. Immerhin gelang es jetzt dem meinem Gaul am nächsten stehenden Manne, das Tau zweckentsprechender anzubringen und unter der Brust des Pferdes hindurchzuziehen. Beim zweiten Versuch riß das Seil. Zum Glück hielt es beim drittenmal stand. Mit lautem Hallo wurde das Tier wie ein Sack bis zu dem ebenfalls hoffnungslos feststeckenden Esel gezogen. Es wollte aufspringen, saß aber sofort wieder fest. Ein weiteres Seil wurde nunmehr hinter dem Sattel angebracht. Mit einem zweiten Maultier als Vorspann gelang es dann endlich unter dem Geschrei der Treiber, meinen erschöpften Braunen auf festen Grund zu schleifen. Zum Glück hatte sich das Tier nichts gebrochen und fraß auch sofort die Ration Schwerkorn, die der Mafu ihm vorlegte. Die Bergung des Esels nahm wenig Zeit in Anspruch. Zum Dank gab ich den Treibern noch einige Dollar extra; wir versäumten auch nicht, sie auf die gefährliche Einbruchsstelle am Steilhang aufmerksam zu machen. Bald hatten sie ihre Lasten wieder aufgeladen und verschwanden in frohester Laune und mit freundlichem Winken im Paßeinstieg. Es war ziemlich spät geworden; wir marschierten auf dem Höhenpfad

lediglich bis zur nächsten Talsenkung, wo wir in den Schluchten des Steilufers Schutz und Gelegenheit zum Lagern fanden. Feuer entzündeten wir nicht, da die Gegend unsicher war und wir keine nächtlichen Besucher anlocken wollten. Wachen wurden eingeteilt. Ich hatte die erste.

Bald schliefen meine Begleiter, und die Tiere hatten sich gelegt. Angestrengt horchte ich in die Nacht. Ewig waches Donnern des Flusses füllte das Tal. Seufzend strich der Wind über ragende Klüfte. Aus dunkelblauem Samt der Himmelswölbung flackerte helle Sternenpracht. Eisigkalter Frost kroch von den Bergen. Als ich gegen halb zwölf Uhr in meinen Schlafsack schlüpfte, war ich rechtschaffen müde und schlief trotz Kälte und Nachtfeuchtigkeit sofort ein. —

Auf engen Bergpfaden

Schneidender Morgenwind blies die letzte Spur von Müdigkeit aus verschlafenen Augen; das Fertigmachen der Packtiere dauerte mir viel zu lange; ich sehnte mich nach wärmender Bewegung des kommenden Marsches. Hoch über das Tal führte der Steig und lagerte sich als fußbreites Band der Steilwand vor. Angestrengt horchten wir auf Lautzeichen einer etwaigen Gegenkolonne. Not und Erfahrung haben unumstößliche Berggesetze geschaffen, ohne deren strenge Befolgung ein Karawanenverkehr auf Amdos Bergpfaden völlig undenkbar wäre. Es gibt weder Umkehr noch Ausweichen auf den Paßhöhen; eine Begegnung von Tierlastzügen endet unweigerlich mit einer Katastrophe. Doch treten solche Fälle fast nie ein. Kommt ein Lastzug an eine unübersichtliche Steilstrecke, so wird erst einmal gehalten und der dreimal wiederholte Warnungsjodler „Hui, hui, hui“ klingt schallend über die Wände. Ist eine entgegenkommende Karawane vor der eigenen Marschrichtung, antwortet sofort das die Felsen entlangrollende „Hui, hui, hui“. Die höhere Kolonne hat das Wegrecht.

Am Einstieg in eine Steilkamm sind zwei bis drei Meter breite Ausweichstellen vorgesehen. Die rastende Gruppe stellt ihre Tiere an die Wandseite, da zum Wegrecht auch die freie Benützung der Außenseite gehört, und wartet geduldig, bis der Gegenzug mit lautem „Arro, Arro“ vorüberzieht. Es ist streng verboten, auf Hui-



Not und Erfahrung haben unumstößliche Berggesetze geschaffen, ohne deren strenge Befolgung ein Karawanenverkehr auf Amdos Bergpfaden undenkbar wäre

rufe zu antworten, wenn sie von hinten her kommen, da sonst die Jodler irregeführt werden und auf eine gar nicht vorhandene Marschkolonne warten. So primitiv diese wegpolizeilichen Vorschriften sind, so genügen sie doch vollkommen und werden ausnahmslos eingehalten. Räuberische Überfälle, die in diesem Gebiete an der Tagesordnung sind, ereignen sich niemals auf Steilpfaden, da sie keinerlei Spielraum für Angriff oder Abtransport der Beute lassen.

Immer wieder stoßen wir auf sogenannte Obo, das sind Haufen aufeinandergeschichteter Steine, welche zu Ehren der Gottheit des Passes angelegt sind. Jeder Karawanentreiber legt einen Stein, den er selbst den Berg hinaufgetragen hat, auf diese Opferstätte, die Tausende frommer Tibeter vor ihm geschichtet haben und spricht dabei sein Gebet. Manche Pilger schütten Tee über ein Obo. Oft finden sich auch Pyramiden mannshoher Stangen, an denen teilweise Gebetswimpel befestigt sind.

Bergauf, bergab geht der Weg. Wir sind gezwungen, einen Paß von fast viertausend Meter Höhe zu nehmen, nur um einige Stunden später wieder auf der zwölfhundert Meter tiefergelegenen Flußsohle zu landen. Das Landschaftsbild hat sich vollkommen geändert. An Stelle der letzten, zwar romantisch-schönen, aber finster drohenden Schlucht ist eine liebliche Alpenlandschaft getreten, mit grünen Matten und herrlichen Nadelwäldern. Hoch auf den Bergen steigen indigofarbene dünne Rauchsäulen aus dem dunklen Grün. Sie zeigen Meiler an, die dort auf den Höhen brennen. Holzkohle ist hier ein sehr beehrter Handels- und Haushaltartikel. Sie ist leichter zu befördern als Holz und hat wesentlich höhere Heizkraft.

Meinem Gaul ist das Schlammbad vom Tage vorher ganz gut bekommen. Munter trabt er vor mir her, da ich im Gebirge nur auf ebenen Strecken und genügend breiten Pfaden den Sattel einem Fußmarsch vorziehe. Zwischen Mensch und Tier hat sich ein stillschweigendes Übereinkommen gebildet. Geht es steil bergauf, so wickle ich den langen Schweif meines Braunen einige Male um die linke Hand, und das Tier zieht mich willig in die Höhe. Das ist eine gewaltige Erleichterung und mindert fühlbar die Strapazen beschwerlicher Anstiege. Zum Dank helfe ich dafür wieder meinem vierbeinigen Kameraden, wenn es steil bergab geht. Pferde kommen allgemein sehr schlecht Steilhänge herunter. An solchen Strecken halte ich den Schweif des Tieres fest und bremse, so gut ich kann.



Immer wieder stoßen wir auf sogenannte „Obo“



Das imponiert dem klugen Vierbeiner mächtig. Wenn er frei vor mir hertrabend an eine steile Abstiegsstelle kommt, bleibt er von selbst wie angewurzelt stehen, dreht sich um und nickt mit dem Kopfe, als wollte er sagen: Na, alter Freund, wie wär's mit ein bißchen Hilfestellung?

Ich benütze chinesisches Sattelzeug, das bei Gebirgsmärschen praktischer als unser Militärsattel ist. Einem sattelähnlichen Holzgestell wird eine Filzdecke unterlegt. Über dem Sattel liegt eine schwere Satteldecke. Der so gepolsterte Sitz erlaubt ein Hochnehmen der Beine; man sitzt bequem wie in einem Lehnstuhl und reitet sich niemals wund. Die Satteldecken sind Knüpfarbeit und in herrlichen Mustern und leuchtenden Farben ausgeführt. Die besten „Brücken“-Teppiche unserer Salons, soweit sie aus dem Fernen Osten stammen und wirklich gute Arbeit sind, prangten bestimmt einst auf Pferderücken. Ich habe mir einige besonders künstlerische Stücke in die Heimat gerettet. —

Eine malerische Doppelbrücke führte uns über den Labrang Ho, den ein riesiger Felsklotz in zwei Arme teilte.

Von weitem grüßte (als seltenes Kulturzeichen in dieser Wildnis) eine außerordentlich einprägsame Tschorte.

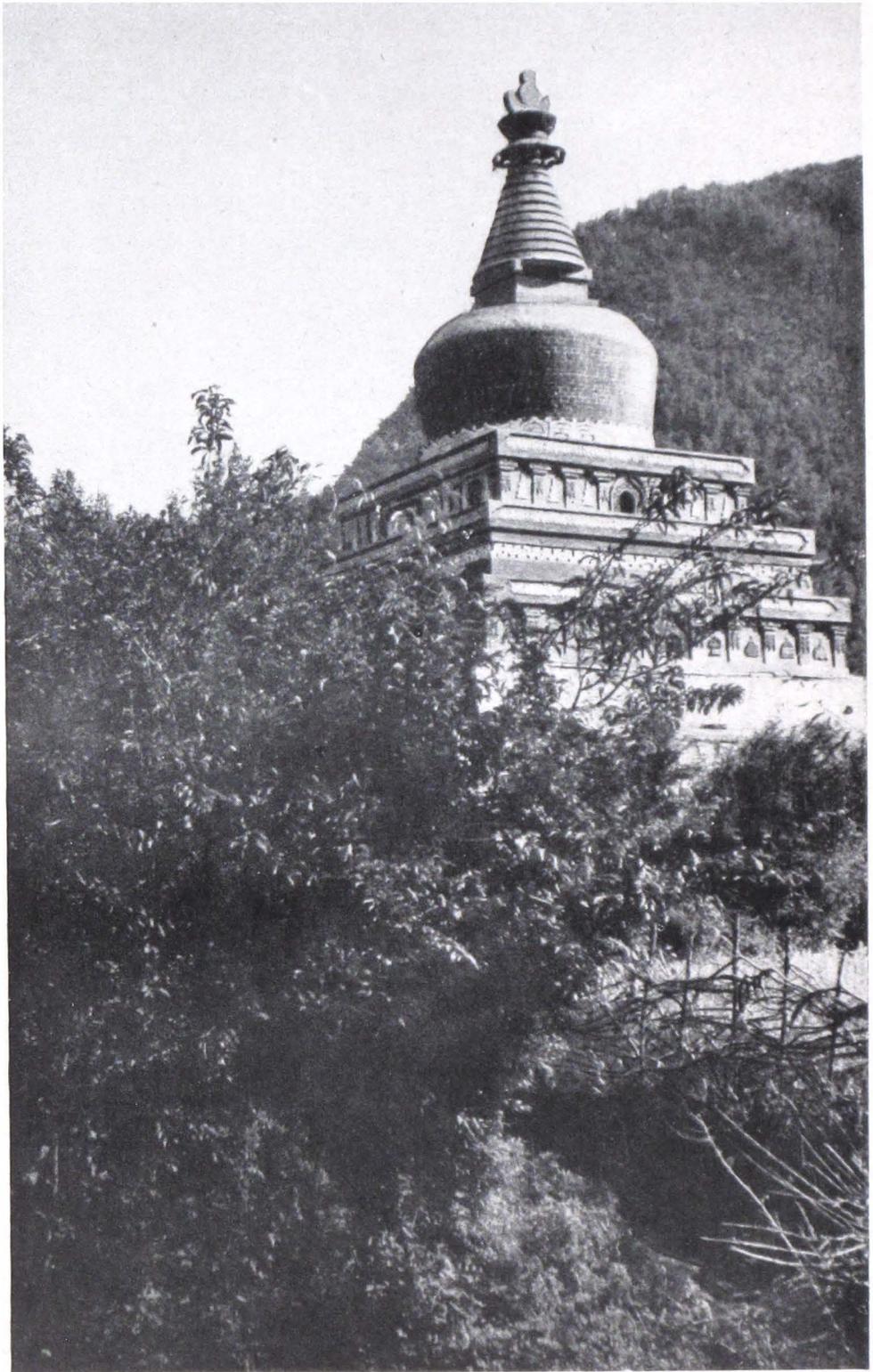
Je näher wir kamen, desto stärker trat ihre aristokratische Schönheit zu Tage.

Bald standen wir am Fuße des etwa zwölf Meter hohen Bauwerkes. Es war zur Erinnerung an den verstorbenen Abt einer hier terrassenartig aus dem Tale aufsteigenden Lamaserie von frommen Mönchen errichtet worden.

Hoch über dem Flusse lagerte auf einem baumlosen Plateau eine Jakkarawane. Nur wenige Tiere standen im Lager selbst. Die meisten weideten frei in weitem Umkreise; einige trotteten an uns vorbei zum Flußufer, um zu saufen. Ich traute meinen Augen nicht, als ich sah, wie ein schwerer Jakbulle mit einem Satz ins Wasser sprang und schwimmend den reißenden Strom überquerte. Nur der Kopf des mächtigen Tieres ragte über die Wildwasser heraus. Kraftvoll ruderte es gegen den Strom an, wurde aber doch fast hundert Meter abgetrieben. Schnaubend und sich schüttelnd, gewann der Bulle das andere Ufer, wo er sich in aller Gemütlichkeit an dem saftigen Grase gütlich tat.

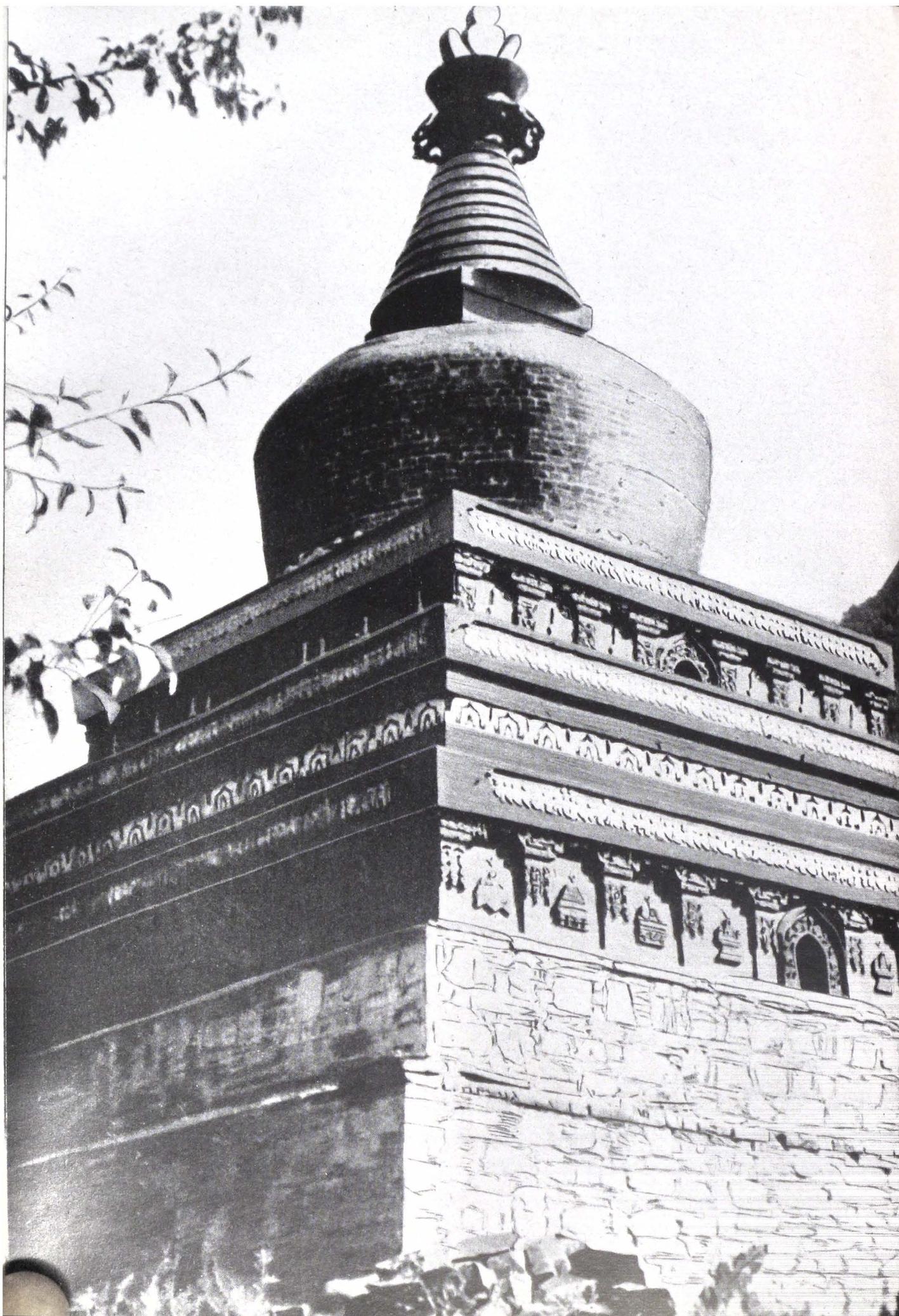
Links: Es finden sich auch Pyramiden mannshoher Stangen, an denen Gebetswimpel befestigt sind



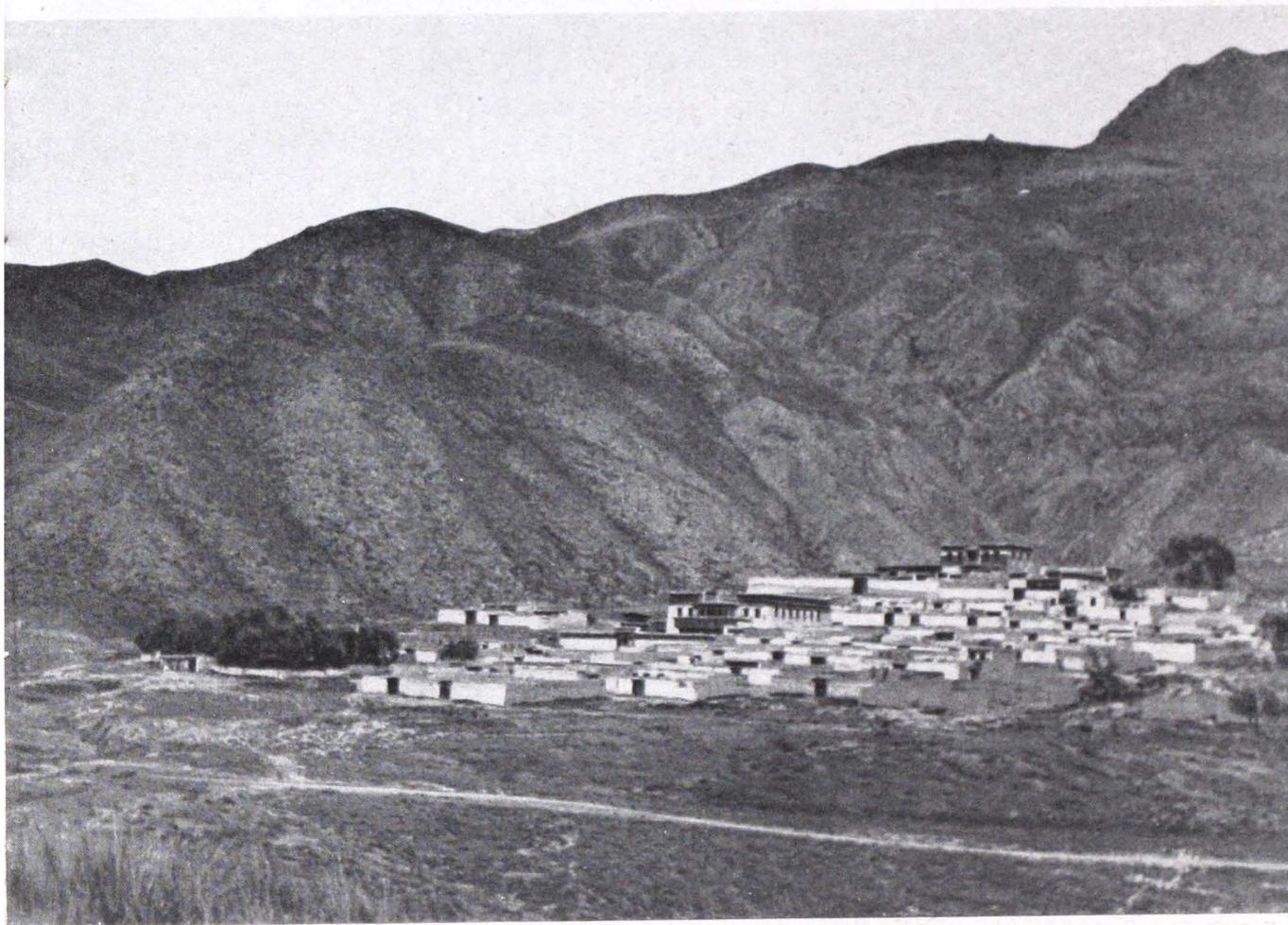


Je näher wir kamen, desto stärker trat ihre architektonische Schönheit zutage

Links: Von weitem grüßte eine außerordentlich einprägsame Tschorte



Links: Bald standen wir am Fuße des etwa zwölf Meter hohen Bauwerkes



Eine aus dem Tal aufsteigende Lamaserie



Hoch über dem Flusse lagerte auf einem baumlosen Plateau eine Jakkarawane

Ich besuchte die Nomaden, wobei ich allerdings die Vorsicht gebrauchte, zu reiten, da das Lager von wild aussehenden Hunden bewacht war. Auf meinen Anruf banden zwei der lagernden Männer die sich wie toll gebärdenden Tiere an einen Zeltpfosten fest.

Ich habe während meiner Reise verschiedene und nie angenehme Erlebnisse mit Hunden gehabt. Die Wachhunde des Hochlandes übertreffen an Wildheit und Angriffslust alles, was an eigentlichem Raubwild in Zentralasien vorhanden ist. Tibethunde sind ausnahmslos langhaarig, wie das durch das rauhe Klima bedingt ist. In Größe und Gestalt gibt es manche Unterschiede. Gewöhnlich sind die Hirtenhunde etwas kleiner als unser Bernhardiner; sie besitzen einen breiten Kopf, massive Brust und buschigen Schwanz. Ihr Durchschnittsgewicht dürfte zwischen fünfundzwanzig und vierzig Kilo liegen. Daneben gibt es besondere Züchtungen, von denen die der Ngolok, der Räuberstämme Nordosttibets, am berühmtesten ist. Diese Tiere wiegen bis zu neunzig Kilo, sind also schwerer als der stärkste kanadische Wolf. Es ist dies mit Abstand die schwerste Hunderasse der Welt.

In der Regel sind in Tibet Hunde nur in menschlichen Niederlassungen zu finden. Eigentliche Wildhunde gibt es nicht, wohl aber schließen sich hin und wieder Hunde einer Nomadensiedlung zu Rudeln zusammen, um Wild aufzuspüren, das gerissen und sofort verschlungen wird.

Die Gefahr für den Reisenden, die ihm von wildernden Mastiffs droht, ist ebenso groß wie eine Begegnung mit einem Rudel ausgehungertes Wölfe. Da im Hochland Leichen ausgesetzt und auch von Hunden aufgefressen werden, kennen die Bestien Menschenfleisch und greifen daher um so gieriger einzelne Fußgänger an. Alljährlich werden Pilger und Bettler von Hunden zerrissen. Man darf in Tibet bei Annäherung an eine Jurten-Ansammlung nie vom Pferde steigen, bevor die Hunde gesichert sind. Jeder Reiter trägt entweder eine bleibeschwerte Jagdpeitsche oder einen zweieinhalb Meter langen zolldicken Stock, der beim Reiten mit einer Leder Schlaufe am Handgelenk getragen wird und jederzeit griffbereit sein muß. Im unteren Drittel ist das Rohr mit Schnur umwickelt, um ein Splittern der Schutzwaffe beim Zuschlagen zu vermeiden.

Die Sicherung der Hunde geschieht folgendermaßen: Wenn ein Fremder in die Nähe einer Tibeter-Siedlung kommt, bleibt er auf dem Pferde sitzen oder steigt, falls er vorher zu Fuß gegangen sein sollte, auf; dann ruft er, so laut er kann, „Arro, Arro“, bis Bewohner der Siedlung oder der Jurte sichtbar werden. Der Angerufene vergewissert sich über die Person des Fremden, indem er zurückfragt: „Tímuje, Tímuje?“, das heißt: Wo kommst du her? Fällt die Antwort befriedigend aus, pfeift der Tibeter seine Hunde zurück und bindet ihnen mit einer Lederschlaufe einen Vorderlauf eng an das Lederhalsband. Die Tiere können dann nur noch humpeln und scheinen durch diese Maßnahme alle Angriffslust zu verlieren. Trotzdem ist es besser, auch um einen gesicherten Mastiff einen möglichst weiten Bogen zu schlagen. Obgleich im großen und ganzen Tibethunde ihren Herrn kennen und ihm gehorchen, bleibt doch ihre Wildheit eine ständige Gefahr für den Besitzer selbst, falls er den geringsten Fehler in der Behandlung der Bestie macht. Es kommt gar nicht selten vor, daß Tibeter von ihren eigenen Tieren zerrissen werden.

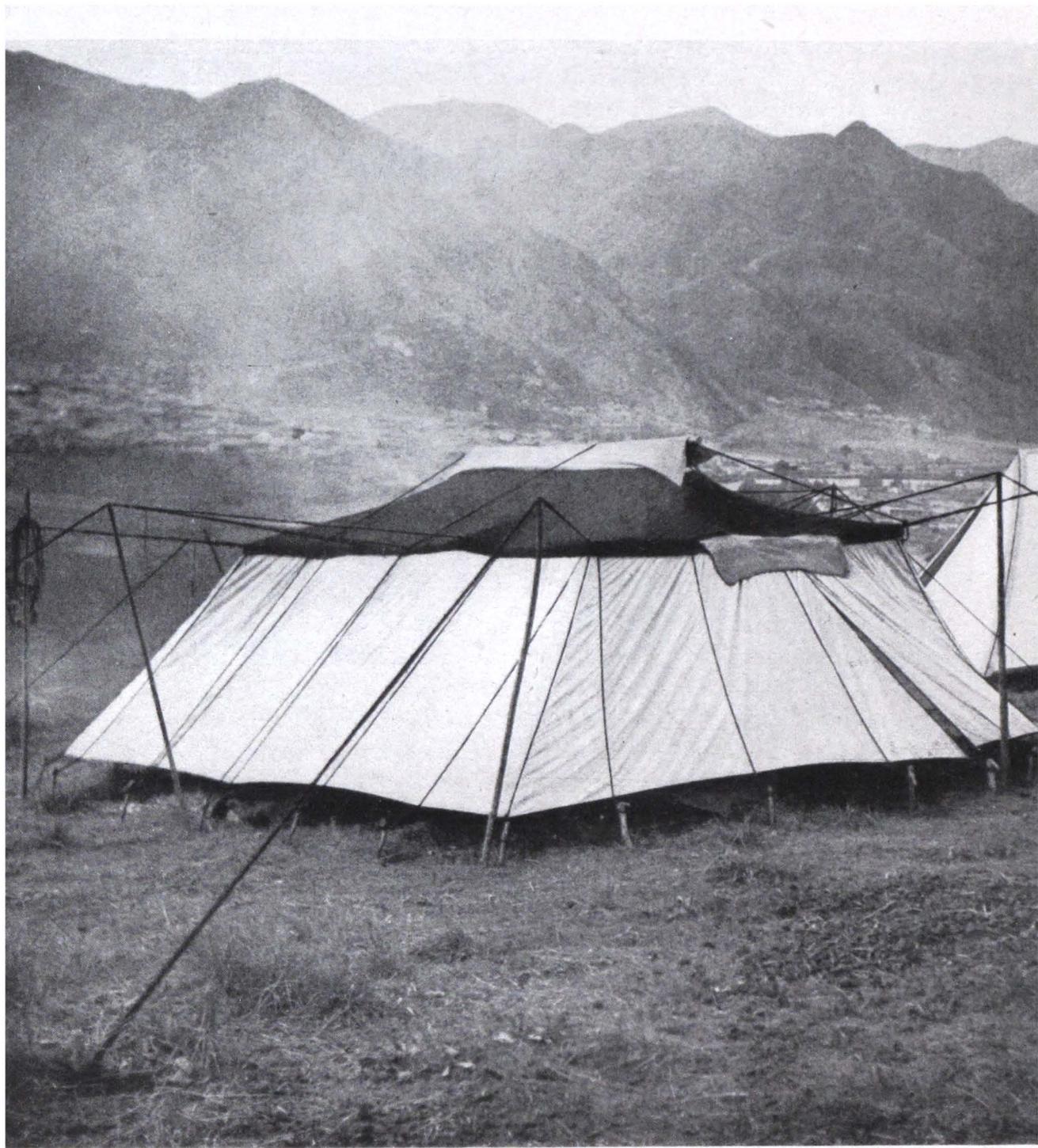
In festen Ansiedlungen laufen die Hunde nachts frei auf dem flachen Dache des Hauses herum. Es ist ein höchst unangenehmes Gefühl, über sich in Höhe des ausgestreckten Armes das heisere Knurren des in der Dunkelheit unsichtbaren Wächters zu hören.

Verschiedentlich wurde der Versuch gemacht, Tibethunde in Peking oder Schanghai einzugewöhnen; doch vertragen sie die feuchte Sommerhitze nicht und gehen fast ausnahmslos zugrunde. Auf dem Marsche trägt der Nomade frisch geworfene Tiere in der weiten Bauchfalte seines Schafpelzes, bis die Welpen laufen und der marschierenden Kolonne folgen können.

In dem Zeltlager befanden sich neben Nomaden auch einige Mönche. Alle waren auf dem Wege zum Panschen Lama nach Labrang.

Lagernde Karawane

Tibetische Zelte machen mit ihren vielen Verspannungsschnüren von weitem den Eindruck einer Riesenspinne, da die Halteseile nach allen Seiten wie Insektenbeine überstehen. Diese Eigenart des Zeltbaues birgt eine große Gefahr in sich. Gelingt es Räufern, un-



Tibetische Zelte machen mit ihren vielen Spannungsschnüren von weitem den Eindruck einer Riesenspinne, da die Halteseile nach allen Seiten wie Insektenbeine überstehen

bemerkt in dunkler Nacht an ein Zelt heranzukommen, so schneiden sie die Halteseile durch, so daß das Zelt zusammenfällt. Die unter der schweren Zeltwand begrabenen Schläfer sind völlig hilflos und werden von den Räubern mit Knüppeln totgeschlagen. Ein unbemerkter Überfall ist natürlich nur dann möglich, wenn keine Wachhunde vorhanden sind, was bei den Nomaden selten vorkommt. Der Stoff der Zelte ist aus Jakwolle gewebt, manchmal sieht man auch Filzzelte, ähnlich den Mongolen-Jurten. Meist sind die Zelte doppelwandig; die obere Schicht wird während des Tages als Schattendach hochgeklappt und mit Pfählen verstrebt. Die Zeltbahnen reichen nie bis zum Boden, sondern lassen die letzten dreißig Zentimeter über der Erde zur Lüftung frei. Aus dem starken Wind, der fast immer weht, machen sich die Gebirgler wenig. Sie sind daran gewöhnt und tragen außerdem Sommer wie Winter ihren schweren, duftenden Schafpelz. Einige in der Zeltmitte geschichtete Steine bilden den primitiven Herd, eine Abzugklappe oben in der Zeltdecke sorgt für Lüftung. Sämtliche Lasten und Sättel werden abends im Zelt längs der Wände aufgestapelt.

Die Jaks grasen auch nachts. Wird ein Aufbruch vorbereitet, so kommen die Tiere auf den Ruf: „Scha, scha, scha“ von allen Seiten her angezottelt. Interessant ist eine Jakkolonie im Marsch. Der Treiber feuert die Tiere unausgesetzt an, indem er beim Ausatmen jedesmal die Luft pfeifend durch die Oberzähne ausstößt. Es ergibt das einen halblauten, aber durchdringenden Pfeifton, der denen, die ihn je gehört haben, unauslöschlich in der Erinnerung haften bleibt. Dieses Jakkpfeifen gehört zu den markanten Eigentümlichkeiten einer Tibetwanderung.

Ich verweilte nur kurze Zeit in dem Pilgerlager. Die von mir angebotenen Zigaretten wurden gerne angenommen und auch gleich mit sichtlichem Vergnügen geraucht. Als ich aber einzelne Typen zu photographieren versuchte, begann die Haltung der Leute feindselig zu werden. Ich gab den Versuch sofort auf und kehrte zu meinen Leuten zurück.

Wir marschierten bald weiter. Das uns aufnehmende breite Tal zeigte nichts von der Wildheit früherer Schluchten. Die Berge waren dicht bewaldet, der trockene Weg führte breit und bequem an hohen Laubbäumen und wogenden Gerstenfeldern vorbei, die in voller Blüte standen. Hier hatten wir ein kleines lustiges Erlebnis.



Ausgedehnte Hochweiden waren übersät mit grasendem Vieh



Der trockene Weg führte an hohen Laubbäumen und wogenden Gerstenfeldern vorbei

Ich erwähnte schon, daß sich die Gebirgsstämme Kansus und auch Amdos mit lauten Jodelrufen weithin verständigen können. Der Anmarsch eines Fremden war bestimmt auf diese Weise den auf dem Felde Unkraut jätenden Bäuerinnen bekanntgeworden. Ich bekam daher nur Leute zu Gesicht, die auf der Straße wanderten und nicht schnell genug ein Versteck finden konnten. Als ich um eine Biegung kam, tauchten mit Blitzesschnelle zwei Frauen in der knapp meterhohen Gerste unter und rührten sich nicht. Ich hielt meinen Gaul an und rief lachend „Arro, Arro“. Daraufhin blieb ihnen nichts anderes übrig, sie mußten aus ihrem Straußenversteck auftauchen und versuchten dabei vergeblich, die Erstaunten zu spielen. Um den Kopf trugen die beiden bunte Pulos in Turbanform, der Oberkörper war frei. In der heißen Jahreszeit und besonders während der Arbeit schlüpfen die Tibeter, Männer wie Frauen, aus den Ärmeln ihres Winterpelzes und stülpen ihn bis zum Hüftgürtel nach unten. Wiederholt sah ich Oberkörper, deren rosiger Ton nicht sehr von europäischer Hautfarbe abstach. Ich habe die Beobachtung gemacht, daß Tibeter und Tibeterinnen keinerlei Scheu vor Wasser und Waschen haben. Nur waschen sie sich nicht selbst, sondern die Frau wäscht den Mann und die Frauen waschen sich gegenseitig. Über Frauenkleidung sei in diesem Zusammenhang nur so viel vorweggenommen, daß nur die ärmere Schicht ein einteiliges Gewand trägt, nämlich den Schafpelz, während wohlhabendere Kreise unter dem Pelz Unterkleidung anhaben. Meist trägt die Frau der gehobenen Stände über dem Hemd ein helles, wollenes Überkleid und darüber einen innseitig mit geschorenem Lammfell gefütterten Stoffmantel. Den Unterschied der Kleidung zwischen arm und reich sah ich bald darauf, als mir zwei junge Frauen begegneten, die offensichtlich Herrin und Magd waren. Die Herrin trug an einem Jakstrick ein Butterfaß, während die Magd den dazugehörigen Butterquirl schulterte. Die saubere, kleidsame Tracht der einen stach wohltuend gegen den zerfetzten Schafpelz der anderen ab. Auch ging die Magd barfuß, während die Bäuerin bestickte Filzstiefel trug. Die vielzöpfige Frisur war bei beiden gleich in der Form, aber bestimmt nicht in der Ausführung. Das Haar der Magd war mit einer einfachen Schnur festgehalten, ihre Herrin schmückte ein handgehämmerter silberner Kopfschmuck.



Den Unterschied der Kleidung zwischen arm und reich sah ich bald darauf, als mir zwei junge Frauen begegneten, die offensichtlich Herrin und Magd waren

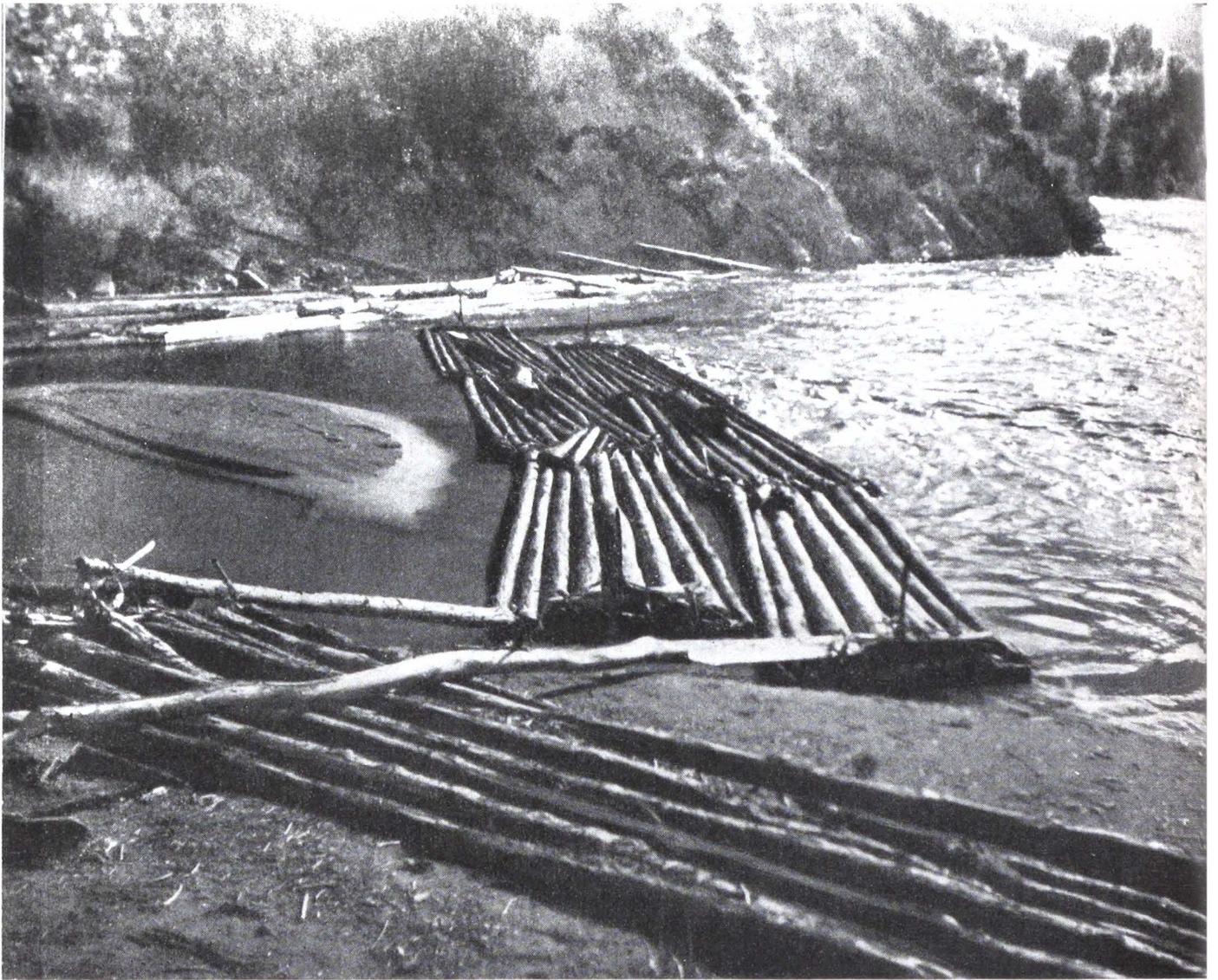
Die Straße wurde immer belebter. Beim Passieren eines Pilgerzuges, den ein rotgekleideter Mönch anführte, sah ich zum ersten Male Tibeter, die Holzlanzen trugen. Es waren das wohl sechs Meter lange, zugespitzte Stangen, die am vorderen Ende im Feuer gehärtet waren. Mir fiel die primitive Bewaffnung um so mehr auf, als die meisten Männer moderne Repetiergewehre trugen. Außerdem gehörte die Karawane zweifellos begüterten Kreisen an. Einige trugen sogar europäische Unterkleidung. Die Frauen zeigten landesübliche Tracht, dazu Lammfellmützen von blitzender Sauberkeit. Neben den Pferden gehörten zu diesem Zuge eine Anzahl kleiner Tragochsen der etwas verkümmerten Amdorasse. Anscheinend führten die Pilger das ganze Tierfutter für die Labrangreise mit sich. Abends fanden wir frühzeitig Unterkunft in Sasuma. Der Mafu mußte sich sofort legen. Ich versuchte vergeblich, sein Fieber, zu dem sich lebhafte Leibscherzen gesellt hatten, zu lindern. Nachdem alle meine medizinische Weisheit zu Ende war, pumpete ich ihn voll Alkohol, was ihm trotz aller Schmerzen zu behagen schien und ihm den nötigen Seelentrost und einige Stunden ungestörter Nachtruhe verschaffte. Die Herberge war groß, trotzdem aber von Karawanentreibern und Pilgern vollbesetzt. Der Wirt war nicht Tibeter, sondern Mohammedaner, also ein gerissener Geschäftsmann, und hatte das, was man im Fernen Osten treffend mit dem Ausdruck „Juckende Handfläche“ bezeichnet. Mit dem nötigen silbernen Nachdruck ging alles wie geölt. Diesmal spielte der Tibeter den Koch; von dem Wirte kauften wir ein Huhn, das schleunigst seine ach so frühe Seelenwanderung in unseren Nudeltopf antrat. Wir ließen es uns zu zweit richtig schmecken. Um uns herum hatten wir einen großen Kreis von Zuschauern, die meinen Tibeter halbtot fragten. Mir mißfielen einige der Typen, die richtige Galgenvögel zu sein schienen. Sie schielten mir zu sehr auf mein vor dem Kang aufgebautes Gepäck. Glücklicherweise war der Kang breit, so daß ich unser ganzes Hab und Gut an der Wand hinter mein Lager verstauen konnte. Vor das Gepäck baute ich mit der nötigen Zeremonie und unter reichlichem Streuen von Läusestod den Schlafsack auf und schlüpfte in voller Kleidung hinein. Mein Begleiter legte sich auf die noch freie Seite vor mich. Mitten in der Nacht weckte

er mich, weil ihm aufgefallen war, daß die von mir schon am Abend übel vermerkte Gruppe heimlich ihre Pferde gesattelt und bepackt vor dem Hause stehen hatte. Es sah so aus, als wäre ein Diebstahl unseres Gepäcks mit schleuniger Flucht geplant. Auf alle Fälle schlüpfte ich sofort aus meinem Schlafsack. Licht machte ich nicht, wohl aber lag meine elektrische Blendlaterne gebrauchsfertig in der Hand. Wir hielten uns beide mäuschenstill. Es dauerte nicht lange, da schob sich ein Schatten durch die offene Türe und blieb wartend nahe derselben stehen. Als sich aber der Kerl näher an meinen Kang heranschlich, leuchtete ich ihm in sein verdutztes Spitzbubengesicht, worauf er blitzschnell ins Freie huschte. Wir hörten unmittelbar darauf Huftritte der sich beschleunigt in Bewegung setzenden Diebsgesellschaft. Anscheinend war auch anderen für ihr Hab und Gut besorgten Pilgern das sonderbare Benehmen jener Herbergsgäste aufgefallen. Kaum flammte meine Blendlaterne auf, da schrie auch schon jemand laut: „Räuber, Räuber!“. Die ganze Herberge geriet in Aufruhr. Der Wirt sprang mit seinem Schießprügel vor die Türe und schoß ein paarmal in die Nacht hinein. Laternen wurden angezündet; ein allgemeines Aufbrechen begann. Die einen kochten Tee, andere beteten halblaut vor sich hin. Ich selbst war ja angezogen und sah nach meinem Mafu, der sich schweißüberströmt auf seinem Kang hin- und herwälzte.

Die Anwesenheit eines Fremden, auf den ein zweiter Überfall vielleicht noch in gleicher Nacht möglich war, schien nicht zur Beruhigung der Pilger beizutragen. Sie machten sich reisefertig und marschierten schon gegen zwei Uhr früh geschlossen in Richtung Labrang ab. Ihre Ängstlichkeit überraschte mich, da sie ja größtenteils mit Gewehren bewaffnet waren. Ob die Bande tatsächlich eine Rückkehr im Sinne hatte, weiß ich nicht. Die Hunde, welche der Wirt frei gelassen hatte, schlugen ein paarmal kräftig an — sonst blieb alles ruhig. Die Überraschung kam am Morgen, als der Wirt das Doppelte des ausgemachten Herbergspreises von mir verlangte, weil ich ihm seine Gäste verscheucht hätte; außerdem wollte er den Wert der abgeschossenen Patronen ersetzt haben. Diesmal konnte ich nicht gut handeln, denn der Mann hatte recht; auch wußte ich nicht, ob mein Mafu, der über vierzig Grad Fieber hatte und mir gar nicht gefiel, nicht doch zurückgelassen werden mußte. Da in der Herberge aber keinerlei Pflege für den Kranken war, blieb nur die



Dieser Transport auf Jakrücken ist ebenso praktisch wie primitiv. Je ein Baumstamm wird links und rechts am Sattel festgebunden und schleift nach Art der Indianertravois am Boden nach



Am Labrang Ho wird das angesammelte Holz zu schmalen Flößen zusammengestellt



Von den Bergen herab steigen zahlreiche Pilgerzüge talwärts

Wahl, hierzubleiben oder zu versuchen, den Kranken auf alle Fälle bis zur nächsten großen Lamaserie mitzunehmen. Der Mafu selbst wollte unter keinen Umständen in Sasuma bleiben. Er lehnte es ab, sich im Sattel festbinden zu lassen, sondern legte sich nur vornüber und hielt sich krampfhaft an der Mähne seines Ponys fest. Das Marschtempo war langsam. Wir kreuzten ein fruchtbares Plateau, das trotz seiner dreitausendeinhundert Meter Höhe neben guten Gerstenfeldern ergiebige Luzerne-, Lein-, Weizen- und Rapskultur aufwies. Ausgedehnte Hochweiden waren übersät mit grasendem Vieh. Große Holztransporte kamen uns entgegen. Da es in Süd-Amdo keine für Fuhrwerksverkehr brauchbare Straße gibt, kann Holz nur auf dem Rücken von Jaks von den Bergen herab bis zur nächsten Flößstelle des Labrang Ho gebracht werden. Dieser Transport auf Jakrücken ist ebenso praktisch wie primitiv. Je ein Baumstamm wird links und rechts am Sattel festgebunden und schleift nach Art der Indianer-Travois am Boden nach. Am Labrang Ho wird das angesammelte Holz zu schmalen Flößen zusammengestellt, die ohne menschliche Begleitung den Strom hinabjagen. Von den Bergen herunter, über halbrecherische Wildpfade, steigen zahlreiche Pilgerzüge talwärts. Immer farbenbunter wird das Bild; einfache Trapas und hohe Lamas reiten an uns vorüber. Das Tal ist voll von Gläubigen, die alle nur ein Ziel haben, den Heiligen zu sehen, der nach Labrang gekommen ist, um sein Volk zu segnen. Reich und arm — ganz Amdo — ist in Bewegung geraten. Betend ziehen sie ihres Weges.



VI UNTER PILGERN IN LABRANG GOMPA

Die Kreatur liegt im Staube. Schwer schlägt die Stirn auf heiligen Boden. Die Arme strecken sich im Gebet nach vorne. Da, wo die flach aufgelegten Hände gesegneten Grund berühren, furchen sie einen Strich in den Staub. Mühsam erhebt sich der Pilger; die Hände greifen in den Himmel. Er tritt vor bis an die Linie, welche zerschundene Hände eben gezeichnet haben. Beim Abwärtsgleiten berühren gefaltete Finger Stirn und Brust. „Om Mani Padme Hum“, „O du Kleinod in der Lotosblüte“ murmeln staubzersprungene Lippen. Wie von einer Riesenfaust gepackt, wirft sich der Gläubige auf seiner langen Büsserfahrt aufs neue vornüber.

Die Kreatur liegt im Staube ...

Im Staube liegen Hunderte, ja Tausende. Aus dem hellen Morgen jenseits des Flußknies taucht ferne im weiten Tal Labrang Gompa auf. Dünne Rauchsäulen entsteigen heiligen Opferstätten. Leuchtend ragen goldene Giebel und Spitzen aus dem zarten Dunst des frühen Morgens; schwer dringen die tiefen, aufwühlenden Posaunenstöße der Gontschen aus der Ferne herüber. Dumpfe Trommelschläge lassen die Luft erzittern. Inbrunst der Gläubigen und urasiatischer Mythos wirken Wunder: Labrang Gompa ist zum Nabel der Welt geworden. Dazu hat die Ankunft des Heiligsten der Heiligen diese geweihte Stätte buddhistischen Glaubens gewandelt. Panschen Ripoten Lama, die lebendige Hülle Buddha Amitabhas, ruft die Gläubigen zum Gebet. Ein Gott segnet sein Volk.

Scheu und ergriffen, in banger Gottesfurcht nahen sich die rauhen Stämme Amdos, waffengeübte Reiter der Mongolei, die wilden Stämme der Ngolok, sturmbewährte Hirten aus Kam, listenreiche Nomaden aus Tsang, machtbewußte Kampos aus Lhasa, schriftgelehrte Würdenträger aus Taschilumpo, weltgewandte Händler aus den Städten und Tälern des Himalaja; vom Tsaidam und von der indischen Grenze sind sie erschienen, arm und reich, hoch und

Mühsam erhebt sich der Pilger; die Hände greifen in den Himmel





Aus dem hellen Morgen taucht ferne im weiten Tale Labrang Gompa auf



Die lebendige Hülle Buddha Amitabhas ruft die Gläubigen zum Gebet

niedrig. Mönche wie Laien hat die geheimnisvolle magnetische Kraft der Buddhainkarnation, die nach langen Jahren auferzwungener Verbannung zum ersten Male heimischen Boden betritt, zu sich herangezogen. Wochen und Monate sind sie gereist; ihr Weg war ein einziges Gebet: „Wir kommen zu dir, du Heiliger.“

Inmitten dieses Stromes wogender Pilgerflut habe ich das heilige Tal betreten. Schweigend bin ich Zeuge des Wunders eines vom Glauben hingerissenen Naturvolkes. In vollen Zügen genieße ich die unbeschreibliche Wucht dieser ersten Stunde am Ziele meiner Reise. Verstand und Erfahrung mögen schweigen; hier spricht nur das Herz und schwingt im Rhythmus des Unfaßlichen mit.

Andächtig erlebe ich den Einzug der Tausende. Zu Fuß, zu Pferde, mit Maultieren und Eseln, auf zottigen Jaks, getragen auf starken Schultern, so kommen sie näher. Von den Bergen herab schimmern die Zeltburgen; hoch oben auf den höchsten Spitzen brennen die heiligen Feuer; auf hohen Masten flattern weiß und blau lange Gebetswimpel aus dem Grün des Tales und dem Golde der Tempeldächer. Das Rauschen des Labrang Ho verschmilzt mit dem an- und abschwellenden „Om mani padme hum“ der Pilgerströme zu einem naturgewaltigen Akkord. —

Langsam gewann ich Gewalt über die fast hypnotische Kraft des Geschehens. Freude stieg in mir hoch, ein großes Ziel erreicht zu haben. Würde es aber gelingen, noch Größeres zu erleben? Durfte ich es wagen, als Europäer inmitten fanatischer Pilger und argwöhnischer Mönche bis zum Heiligtum der Klosterstadt vorzudringen? Würde ich den höchsten Priester Tibets zu Gesicht bekommen? Würde es möglich sein, den religiösen Riten beizuwohnen?

Vorerst durfte ich mich aber nicht an diese Fragen verlieren. Es hieß klaren Kopf behalten und vor allem das höchst reale Problem des Übernachtens lösen. Eine schwierige Aufgabe fürwahr! Als wir in das Tal einritten, konnten wir uns nur schrittweise den Weg durch die Menschenmassen bahnen. Dem Ereignis von einmaliger Bedeutung entsprach eben auch eine einmalige Pilgerzahl. Das Dorf Labrang war zum Bersten voll. Die Armen schliefen im Freien, die Nomaden in Zelten, und die Wohlhabenderen hatten den letzten Fußbreit verfügbaren Herbergsraum längst mit Beschlag belegt.

Eine schwierige Aufgabe fürwahr, da ich aus sehr triftigen Gründen vermeiden wollte, mit meinen Leuten unter freiem Himmel zu biwakieren.



Wochen und Monate sind sie gereist.

Von den Bergen herab schimmern die Zeltburgen



Doch ich war guter Dinge und verließ mich ganz auf ein mir in Lanchow von Freunden anvertrautes Kennwort, mit dem ich in einem bestimmten Hause von Labrang-Dorf offene Türen finden würde. Eine mitgegebene genaue Skizze führte uns nahe des westlichen Dorfrandes in eine kleine Seitengasse, wo eine hohe, festungsartige Umwallung zum Halten zwang. Ein mit schweren Eisenbändern beschlagenes Tor leuchtete dunkelrot aus dem grauen Stein. Nun muß das Glück uns beistehen, dachte ich, als ich den schweren Türklopfer gegen die Eisenplatte fallen ließ. Niemand öffnete. Als ich zufällig an der Mauer empor sah, merkte ich, wie scharfe Augen die Ankömmlinge musterten. Wir blieben ruhig stehen und vermieden, irgendwelche Zeichen von Unruhe zu zeigen. Endlich — es mochten Minuten vergangen sein — öffnete sich in halber Höhe des Tores ein schmaler Sehschlitz; eine rauhe Männerstimme fragte nach unserem Begehre. Ich schob meine Visitenkarte durch den Schlitz und sagte leise das mir anvertraute Kennwort. Blitzschnell schloß sich die Klappe. Was sollte ich davon halten? Erneutes Warten. Immer noch die starrenden Augen über der Mauer. Im Hofe schlugen schwer und drohend Hunde an. Um uns sammelten sich Neugierige, deren Blicke nicht gerade freundlich waren. Das Warten wurde ungemütlich. Da öffnete sich das Tor, ein riesiger Turki hieß uns eintreten. Hinter meinen Leuten und Pferden schloß sich die schwere Eisentüre. Wir standen in einem sauber gehaltenen großen Hofraum, an dessen Nordseite sich ein gepflegtes Wohnhaus erhob. Ein hochgewachsener Mann in Mongolenkleidung trat mir entgegen, schüttelte freundlich meine Rechte und führte mich ins Haus. Der Mafu und mein Tibeter folgten mit den Pferden dem Mohammedaner. Ich genoß uneingeschränktes Gastrecht. Der Besitzer Nusmin und sein Kompagnon Gorotscheff waren Turkestanen. Die russische Revolution hatte auch sie entwurzelt und nach Tibet verschlagen, wo sie im Laufe der Jahre sich der Landessitte anpaßten und durch ihr freundliches Wesen und ihre Ehrlichkeit als Händler bei allen Schichten der Bevölkerung hohes Ansehen erwarben. In Labrang waren sie schon vor zehn Jahren sesshaft geworden und hatten sich durch Fleiß und Tüchtigkeit im Pelzhandel ein Monopol für Nordost-Tibet geschaffen. Nusmin, dessen Alter



Nur in Begleitung seines Herrn konnte ich überhaupt den Hof betreten

ich auf fünfunddreißig Jahre schätzte, stellte mich seiner jungen Frau, einer Sibirerin, und seinem älteren Kompagnon Gorotscheff vor, dessen Frau ebenfalls aus Turkestan stammte und alle Schrecken und Gefahren einer abenteuerlichen Flucht und Armut wie Reichtum mit ihm geteilt hatte.

Die Einrichtung war gediegen, und die Küche vorzüglich. Ich bekam ein gemütliches Eckzimmer mit einem ausgezeichneten Bett. Wie für mich, so war auch für meine Gastfreunde mein Aufenthalt in Labrang ein Erlebnis. Ich bemühte mich, in den folgenden Tagen durch Erzählungen über Europa und China und durch Beantworten von tausend Fragen mich für die selbstlos gewährte Gastfreundschaft erkenntlich zu zeigen. Trotz aller meiner Nachforschungen habe ich später nie wieder von diesen freundlichen Menschen gehört. Ich erfuhr nur, daß kommunistische Horden, von deren Einbruch ich noch berichten werde, Kloster und Dorf verwüstet und in Brand gesteckt haben.

Während meiner Reise war mein Äußeres ziemlich verwildert; daher ging es zuerst an eine gründliche Säuberung und an die Entfernung meines Stoppelbartes. Mit Genuß setzte ich mich zum erstenmal wieder an einen richtig gedeckten Tisch und ließ mir einen prachtvollen Eierkuchen von Herzen schmecken. In Begleitung meines lebenswürdigen Wirtes besichtigte ich sodann Haus und Hof und vor allem die reichhaltigen Fell-Lager. Auch hatte allerlei Getier im Hause des Pelzhändlers Platz gefunden; so war ein junger Wolf neben dem Treppenaufgang an einer Kette festgemacht; jedesmal, wenn jemand die Treppe hinauf oder herunter wollte, riß das scheue Tier wie wahnsinnig an der Kette. Ein Kapitel für sich waren Nusmin's Hunde, einer böser als der andere. Nur in Begleitung seines Herrn konnte ich überhaupt den Hof betreten. Ein gestreifter Kater, bissig und rauflostig, nahm es jedesmal übel, wenn er an der Leine spazieren geführt wurde. Er sah aus wie ein böser Räuber; vom Haustier hatte er nichts an sich. Nusmin mußte leider am gleichen Tage noch eine Geschäftsreise nach dem Kokonor antreten, um von dort einen größeren Pelztransport nach Labrang zu begleiten. Dafür nahm sich Gorotscheff in doppelter Fürsorge meiner an und ebnete mir manchen schwierigen Weg, den ich ohne ihn nicht gefunden hätte.

Labrang aus der Vogelschau

Am frühen Nachmittag machte ich in seiner Begleitung einen kleinen Ritt auf die über dem Labrang Ho gelegene Bergkette. Auf halber Höhe stiegen wir ab und ließen die Tiere in der Obhut eines seiner Angestellten zurück. Auf gewundenen Pfaden ging es durch prachtvollen Nadelwald in die Höhe zum Kamm des viertausendzweihundert Meter hohen Bergrückens, von dem aus wir ein herrliches Panorama auf die fast tausend Meter tiefer gelegene Mönchsstadt hatten. Die Gompa (Klosterstadt) reichte in einem sich weit erstreckenden spitzen Oval bis an die steilen Nordhänge des Tales heran. Die bedeutendsten Tempelanlagen, wie der dem Panschen Lama als Wohnung dienende Palast, lagen in der Mitte der Nordseite. In norma-

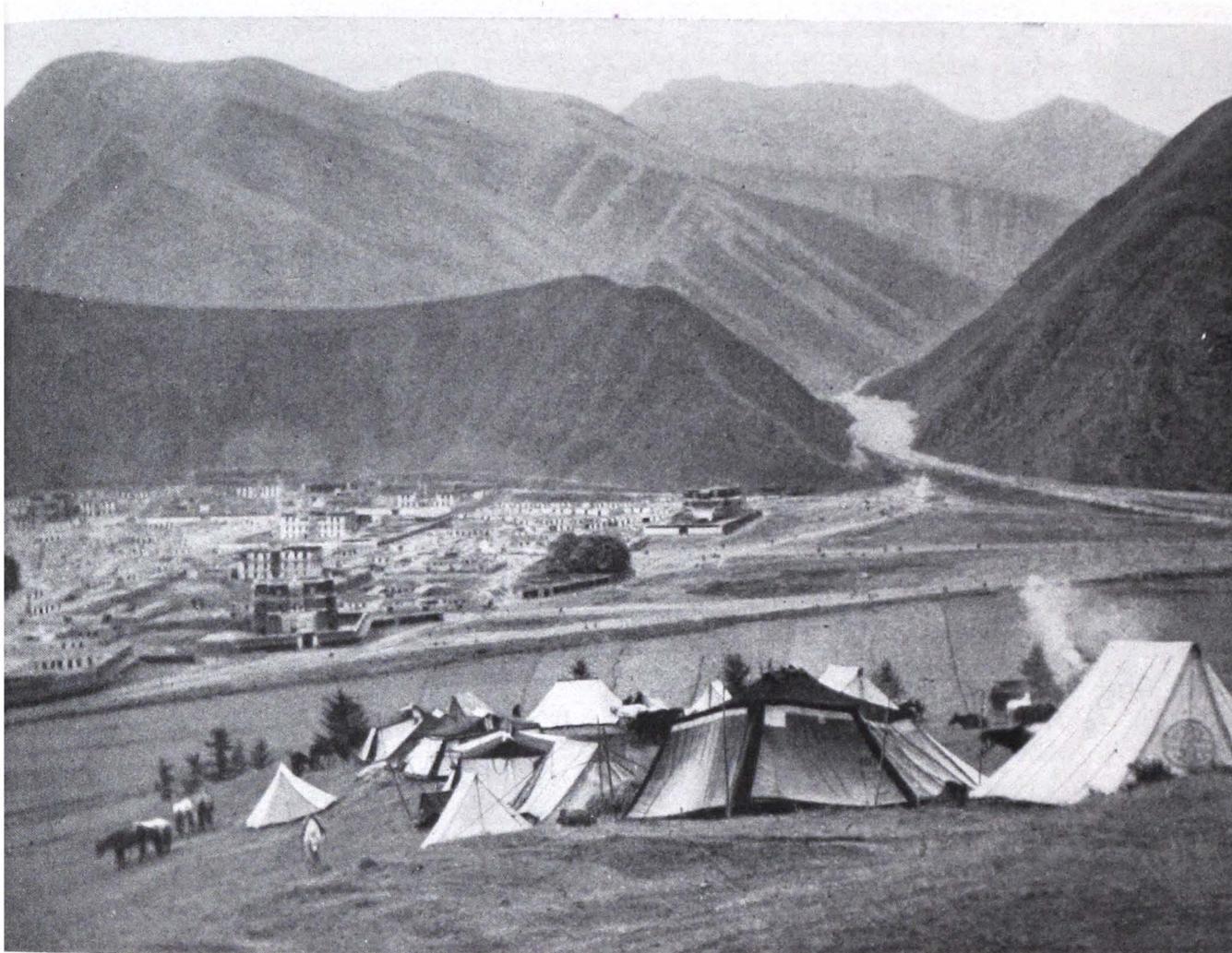
Auf gewundenen Pfaden ging es durch prachtvollen Nadelwald in die Höhe



len Zeiten leben in der Klosterstadt mehr als tausend Lama; dazu ein Vielfaches von Mönchen niederer Grade, Trapas genannt. Das große Ereignis des Besuches ihres Kirchenfürsten ließ die Zahl der Lamas auf das Dreifache anschwellen. Die Stadt war in kleinen Quadraten angelegt, in deren Mitte sich das lange Rechteck des heiligen Hains befand. Um die ganze Stadt herum zogen sich, einer Stadtmauer ähnlich, Arkaden mit Tausenden von Gebetsmühlen. Die höchsten Lamas hatten ihre eigenen palastähnlichen, drei bis vier Stockwerke hohen Häuser, von denen ich mehr als ein halbes Hundert zählte. Einige hundert Meter östlich der Klosterstadt erblickte ich eine weiß in der Sonne glitzernde Tschorte, das Grab des letzten Abtes von Labrang. Es stand am Einschnitt eines langgezogenen Tales, welches das Bergmassiv nördlich des Labrangkessels in zwei Teile teilt. Mein Begleiter erklärte mir, daß dies das Tal des Todes sei. Dorthin würden alle Verstorbenen gebracht und dem Adlerbegräbnis übergeben.

Adlerbestattung

Nur die höchsten Tulkus werden nach ihrem Tode verbrannt. Alle übrigen Verstorbenen tragen Bettler in dieses Tal des Todes. Der Körper wird an einen Pfahl gebunden und mit einem schweren, schwertähnlichen Messer zerstückelt. Der beste Freund erweist dem Toten den letzten Liebesdienst, indem er die Schädeldecke mit einem einzigen wuchtigen Schlag zertrümmert. Nach tibetischem Glauben kann die Seele nur am Scheitel des Kopfes austreten, um ihre lange Wanderung zu beginnen. Ein Trapa zerhackt die abgetrennten Gliedmaßen auf einer altarähnlich aufgebauten Steinplatte in kleine Stücke, der Kopf wird zwischen Steinen zermalmt. In einiger Entfernung von der Leiche kniet ein Priester, der die Totengebete spricht und der Seele des Verstorbenen mit lauter Stimme den richtigen Weg für die Seelenwanderung weist. Er zählt die Klippen auf, die den Toten um seinen Seelenfrieden bringen können, und warnt ihn vor den tausenderlei Gefahren, die nach dem erschütternden Aberglauben des Landes seine Läuterung bedrohen. Über der Begräbnisstätte haben sich Hunderte von Adlern eingefunden, die auf weiten Schwingen langsam und gemessen her-



Ein langgezogenes Tal, welches Tal des Todes heißt, teilt das Bergmassiv in zwei Teile

niederschweben und nahe der Opferstätte geduldig warten, bis der Trapa ihnen Stück für Stück der sterblichen Hülle des Toten vorwirft. Was die Adler verschmähen, verschlingen nachts die Hunde. In den Augen der Tibeter ist ein Adlerbegräbnis weder abstoßend noch unmenschlich, sondern Ausdruck höchster Barmherzigkeit und ein letzter Liebesdienst für Freunde und Verwandte. Es unterliegt diesem eigenartigen Totenkult eine Legende, nach der Buddha Sakyamuni eine verschmachtende Tigerin mit ihren Jungen dadurch vor dem Tode rettete, daß er sich in seiner göttlichen Barmherzigkeit selbst in einen Hasen verwandelte, um dem reißenden Tiere als Nahrung zu dienen. So gab der Heilige den Anstoß für den in ganz Tibet üblichen Brauch der Adlerbestattung.

Selbst wenn der Priesterbeschwörer in dem von den Verwandten eines Verstorbenen angerufenen Orakel bestimmt, daß die Leiche dem Feuer, der Erde oder dem Wasser anvertraut werden solle, so stellt sich die Ausführung doch nur als eine symbolische Handlung dar. Für ein Erdbegräbnis genügt es, einige Hände Erde auf den Toten zu werfen, für das Wasserbegräbnis, ihn mit Wasser zu besprengen oder bei Feuerbestattung, eine Handvoll dürres Reisig auf dem Leichnam zu verbrennen. Unvermeidlich ist und bleibt die darauffolgende Adlerbestattung.

Ziemlich schweigsam und in Gedanken versunken, trat ich den Abstieg an und war doppelt vorsichtig, ja nicht den geringsten Anlaß zu einem ortsüblichen Begräbnis zu geben.

Leben und Treiben der Pilger

Auf dem Plateau, hundert Meter über dem Flusse, lagerten in einer Zeltstadt die Mönche von Radja, einem Lamakloster Süd-Amdos. Die Zelte bildeten einen geschlossenen Kreis; im Innenzirkel grasten mächtige Jaks, in deren Fell ich weiße Papierstreifen befestigt sah — Gebete an den Schutzgeist des Tieres mit der Bitte, ja auf dasselbe aufzupassen und ihm gutes Futter und noch bessere Gesundheit zu gewähren. Da die Abstände zwischen je zwei Zelten durch schwere Hunde gesichert waren, begnügte ich mich mit dem allgemeinen Eindruck und ritt mit meinem Führer zu Tal. In geringer Entfernung der eben hinter uns gelassenen Zeltstadt fanden



Auf dem Plateau, hundert Meter über dem Flusse, lagerten in einer Zeltstadt die Mönche von Radja, einem Lamakloster Süd-Amdos

wir einige arme Tibeterfrauen, welche gesammelten Jakdung zu großen Kugeln kneteten, um ihn nach Hause zu tragen und später in getrocknetem Zustande als Heizmaterial zu verwenden. Gorotscheff erklärte, daß dieser Dung die Entlohnung für die grobe Arbeit sei, welche diese Frauen für die Zeltbewohner verrichteten. Sicher eine der seltsamsten „Münzen“ unseres Jahrhunderts.

Beim Vorüberreiten an einer anderen Nomadenzeltstadt nahe dem Flußufer sah ich vor einem offenen Zelte einen Nomaden hocken, dem ein mohammedanischer Händler den Gebrauch eines neuzeitlichen Hinterladers erklärte. Waffenhandel ist zwar streng verboten, aber der Gewinn ist hoch, und es gibt genügend geschäftstüchtige Turkis, welche auf Schleichwegen die Nomadenstämme mit Feuerwaffen und Munition versorgen. Für ein einigermaßen brauchbares Militärgewehr werden achthundert bis tausend Mark nach unserer Währung gefordert und — bar oder in Ware bezahlt. Man sieht es diesen ärmlich gekleideten Nomaden nicht an, daß sie sich den Luxus einer modernen Feuerwaffe leisten können; aber gerade unter den Hirtenstämmen ist viel Wohlhabenheit zu finden. Mohammedanische Kaufleute bereisen ganz Tibet. Sie sind gerissen und scheuen weder Gefahr noch Risiko. Um unauffälliger zu wirken, tragen sie Landstracht und auf dem Kopfe häufig den europäischen Filzhut, dessen Gebrauch als Privileg der wohlhabenden Klasse gilt. Den ganzen Tag hört man schießen; jeder Käufer will natürlich vor Abschluß des Handels den Wert der Waffe prüfen. Es ist aber beileibe nicht der Käufer, der die Probeschüsse abgibt, ein solches Risiko geht nicht einmal ein Turki ein. Die Schüsse gibt der Händler selbst ab, der seine geübte Treffkunst natürlich dem Wunderwirken seiner Zaubrerflinte zuschreibt. Einen anderen Nomaden sah ich den soeben käuflich erworbenen Schießprügel stolz zu seiner Sippe tragen. Nicht lange, und auch diese Flinte wird die selbst hergestellte Gabel zieren.

Auf dem offenen Platze kurz vor meinem Quartier hatte sich bei meiner Rückkehr ein lebhaftes Jahrmarktreiben entsponnen. Links und rechts der Straße zeigten Händler auf ausgebreiteten Matten und in Körben ihre seltsamen Waren. Votivgegenstände buddhistischer Prägung bildeten den Löwenanteil dieser Freiluftmesse. In langen Reihen hingen da einfache Rosenkränze aus glatten Holzkugeln, „bessere“ in reicher Perlschnitzerei; andere waren aus seltenen

In geringer Entfernung der eben hinter uns gelassenen Zeltstadt fanden wir einige arme Tibeterfrauen, welche gesammelten Jaldung zu großen Kugeln kneteten, um ihn nach Hause zu tragen und später in getrocknetem Zustande als Heizmaterial zu verwenden (Zu beiden Flußufern Labrang Dorf)





Vor einem offenen Zelte hockte ein Nomade, dem ein mohammedanischer Händler den Gebrauch eines neuzeitlichen Hinterladers erklärte



Einen anderen Nomaden sah ich den soeben käuflich erworbenen Schießprügel stolz zu seiner Sippe tragen



Links und rechts der Straße zeigten Händler auf ausgebreiteten Matten und in Körben ihre seltsamen Waren

Fruchtkernen und quarzähnlichen Steinen gefertigt. Amulette und Abbildungen aus dem unerschöpflichen buddhistischen Heiligenkreis warteten auf Käufer. Geheimnisvolle Wurzeln und Kräuter, denen besondere Heilkraft innewohnen sollte, schienen vor allem begehrt zu sein; guten Zuspruch fanden auch bäuerliche Gebrauchsartikel. Auf die Pilgerinnen übten eine Reihe zeltüberdachter Verkaufsstände, in welchen die herrlichen tibetischen Wollstoffe in allen Farben feilgeboten wurden, starke Anziehungskraft aus. Meist handelt es sich um rote, weiße oder grüne Gewebe, andere weisen immer wiederkehrende Muster in Kreuzform auf, die durch starke Farbgegensätze herausgehoben sind. Die Webebreite beträgt höchstens sechzig Zentimeter; ein Stück hat die Länge von acht bis zehn Metern. Unter dem Namen „Pulo“ sind sie in ganz Zentralasien geschätzt und haben eine fast unbegrenzte Haltbarkeit. Gewebt sind sie aus Schaf- oder Ziegenwolle. Jakwolle eignet sich nur für schwere Decken oder Mäntel.

Ein seltsamer Handelsartikel sind Blätter aus illustrierten europäischen und chinesischen Zeitungen. Es gibt kaum eine Tibeter-Hütte, in die sich nicht als Wandschmuck die eine oder andere billige Illustration aus irgendeinem Erdteil und zu irgendeinem beliebigen Vorgang verirrt hat.

Handelsartikel ganz anderer Art bringt die Gilde der Pfeil- und Bogenmacher auf den Markt. Es gibt Gegenden, in denen diese uralte Waffe für die Jagd oder Verteidigung immer noch eine gewisse Rolle spielt. Die Nomaden kennen ein gefährliches pflanzliches Pfeilgift; auch stoßen sie die Pfeile vor Gebrauch in Kadaver verendeter Tiere, um den Pfeilschuß noch gefährlicher zu machen. Als Sport ist Bogenschießen über ganz Tibet verbreitet. Bei den sehr beliebten Sportfesten benützen die Schützen besondere Pfeilspitzen, die seitliche Hohlrippen aufweisen, durch die der schwirrende Pfeil in den verschiedensten hohen und tiefen Tönen erklingt. Auge und Ohr bilden bei Naturvölkern stets ein untrennbare Einheit.

Tibetische Rucksäcke sind außerordentlich praktisch für den Transport schwerer oder umfangreicher Lasten. Das Rahmengestell ist aus Holz, ohne Stoffbezug. Als Tragbänder dienen breite Lederstreifen, manchmal auch nur dicke Jakhaarseile. Je nach dem Umfange der Ladung werden die oben und unten angebrachten Riemen eng oder weit gestellt.

*Geheimnisvolle Wurzeln und Kräuter, denen besondere Heil-
kraft innewohnen sollte, schienen vor allem begehrt zu sein*



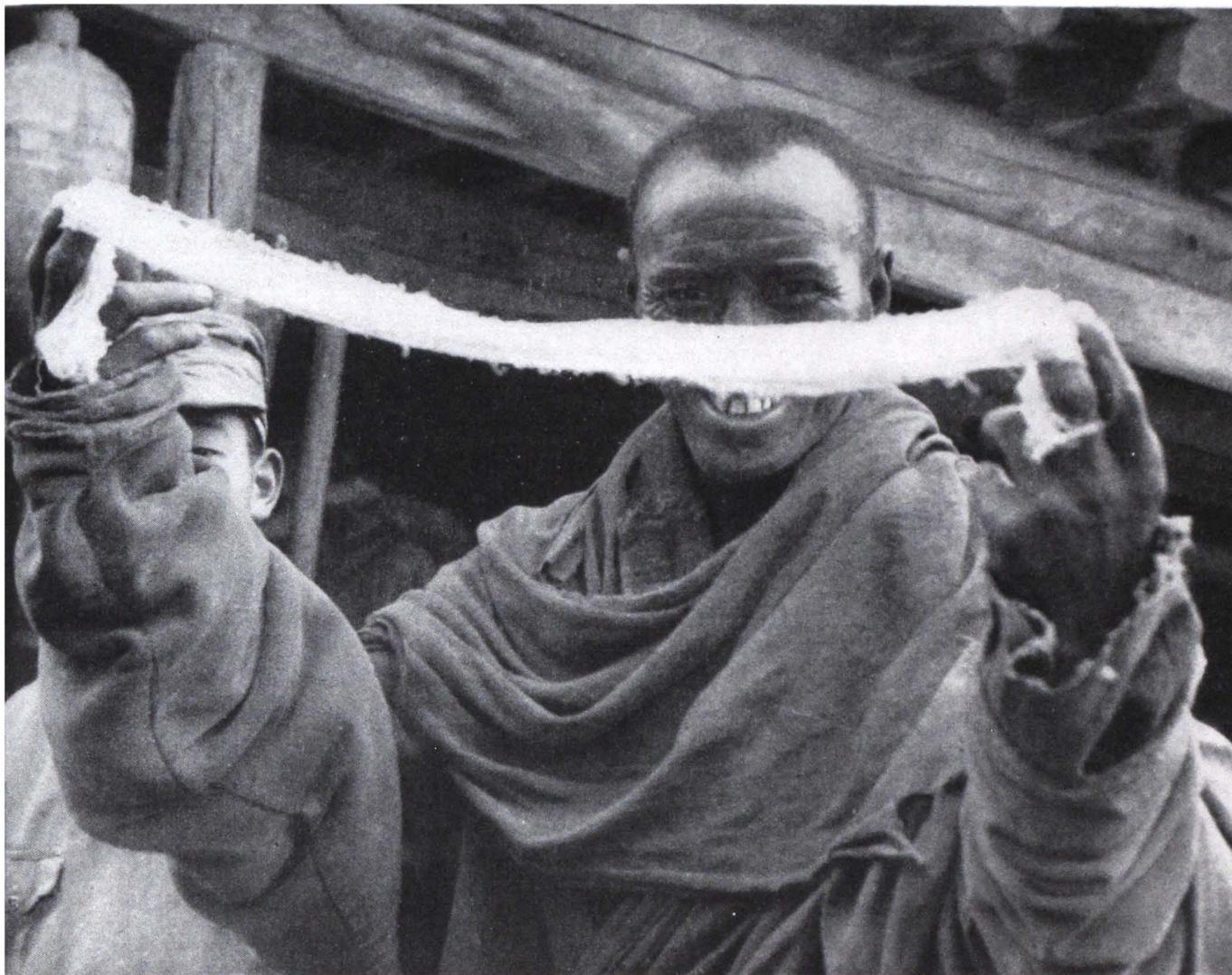


Handelsartikel ganz anderer Art bringt die Gilde der Pfeil- und Bogenmacher auf den Markt

In meinem Quartier angelangt, besprach ich mit Gorotscheff meine Pläne für die kommenden Tage. Vor allen Dingen mußte ich versuchen, mit den führenden Persönlichkeiten Labrangs in Fühlung zu kommen.

Die übliche Einführung wäre das Übersenden von Seidenschals gewesen, doch fürchtete ich wohl mit Recht, daß mir hierbei zu leicht Etikettefehler unterlaufen könnten. Daher entschied ich mich für die „europäische Methode“ und übergab dem Turkestanen ein Päckchen meiner Visitenkarten, deren Rückseite Rang und Titel in chinesischer Sprache aufführte. Ich konnte mich darauf verlassen, daß Gorotscheff keine bedeutendere Persönlichkeit übersehen würde. Die Minister des Panschen Lama, Abt und Tulkus der Gompa, der Tibeter-General, welchem die Amdotruppen unterstanden, der Bevollmächtigte Nankings und der Führer der chinesischen Leibwache des Panschen Lama, ferner einige Pilger von Fürstenrang waren unter den so Bedachten. Später erfuhr ich, daß mein landeskundiger Wirt doch noch jeder Visitenkarte einen Kardach, wie die lose gewebten Seidentücher genannt werden, beigelegt hatte. Gorotscheff befürchtete, daß mir bei Nichtbeachtung der Landessitte ein Vorwurf der Unhöflichkeit gemacht werden könnte. Ich habe mich dann auch immer an die tibetischen Bräuche gehalten. Der Seidenschal gilt als Symbol und bezeichnet die reine Absicht des Spenders. Gewöhnlich ist die Ausführung billig; doch stößt sich niemand daran, weil es sich ja nur um „eine äußere Hülle“ handelt. Die Art der Überreichung ist verschieden: Hochstehende Persönlichkeiten bleiben bei der Zeremonie sitzen; Gleichgestellte legen sich die Seide über beide Handgelenke; im Rang niedriger Stehenden wird der Kardach um den Hals gelegt. Pilger schmücken sogar Götter- und Heiligenbilder mit diesen Tüchern.

Will man einem im Range untergeordneten Tibeter zur Abgeltung geleisteter Dienste ein Geldgeschenk machen, so überreicht man die Silberstücke niemals offen, sondern verknotet sie sorgfältig in eine Ecke des Kardach, den man dem zu Beschenkenden in die Hände drückt. Es gilt als überaus unschicklich, ja als Beleidigung, einen als Ehrung angebotene Seidenschal nur mit einer Hand in Empfang zu nehmen.



Der Seidenschal gilt als Symbol und bezeichnet die reine Absicht des Spenders

Meinen ersten Besuch machte ich dem mit dem Panschen Lama reisenden, in Gesandtenrang stehenden Vertreter der chinesischen Zentralregierung, dem Fu Kuang Hwang. Die Anwesenheit eines Europäers war bereits bekannt; durch meinen Besuch bei Fu Kuang Hwang kam ich der unvermeidlichen Paßkontrolle und einem bereits beschlossenen Verhör zuvor. Hwang überzeugte sich zwar an Hand eines mir vom chinesischen Ministerpräsidenten Wang Ching Wei mitgegebenen Einführungsschreibens „An alle chinesischen Behörden“ über die von Nanking beglaubigte Unbedenklichkeit meiner Person, doch glaubte er in meinem Falle keinerlei Verantwortung übernehmen zu können, da die alleinige Polizeigewalt Amdos in den Händen des Tibet-Generals liege. Er verabreichte mir einen geschickt in höflichen Redensarten versteckten Tadel, wie ich den Leichtsinns habe aufbringen können, in diese unsichere Gegend zu reisen. Es sei noch kein Europäer ohne ausdrückliche Billigung der Behörden Amdos hierher gekommen. Grundsätzlich würde jedem Fremden von tibetischer Seite eine Einreiseerlaubnis schroff verweigert. Mein Mißgeschick täte ihm leid; er würde sich aber dafür einsetzen, daß ich bei einer sofortigen Abreise freies Geleit bis Hochow bekäme.

Es war dem guten Hwang anzusehen, wie peinlich ihm eine Auseinandersetzung mit den tibetischen Behörden war. Doch ließ ich mich nicht einschüchtern und verlangte in höflicher, aber bestimmter Weise Unterstützung meiner Pläne. Ich sei nicht nur Vertrauensmann der chinesischen Regierung, sondern habe als Träger der höchsten Auszeichnung seines Landes ein Anrecht auf seine Hilfe. Ohne triftigen Grund hätte mir der chinesische Ministerpräsident bestimmt kein Empfehlungsschreiben mitgegeben.

Im weiteren Verlauf der Unterredung erfuhr ich, daß auch der Kommandeur der chinesischen Elitetruppe, welche den Panschen Lama im Auftrage Nankings nach Tibet begleitete, bei Hwang sehr energisch gegen die Anwesenheit eines Europäers bei den Festlichkeiten in Labrang protestiert habe. Über die eigenartige Machtstellung dieser Leibwache wird später noch die Rede sein.

Von Fu Kuang Hwang erreichte ich lediglich die Zusage, daß er diesen Offizier sofort aufsuchen werde, um ihn über meine Be-

glaubigungspapiere zu unterrichten. Er bat mich, meine Herberge bis auf weitere Nachricht von ihm nicht zu verlassen. Da ihm an meinem Wohlbefinden läge, werde er mir einen Vertrauensmann mitgeben, der für den Fall von Verwicklungen mit den tibetischen Behörden oder meiner Verhaftung ihn sofort verständigen werde. Das Ende unserer Aussprache war gekommen, als er sein bisher unberührtes Glas Tee zum Munde führte. Ich kannte die chinesische Sitte zu gut, um einen Formfehler zu begehen, und empfahl mich, indem ich unter wiederholten Verneigungen das Zimmer verließ. Vor der Tür wartete bereits der mir zugeteilte „Vertrauensmann“ in Gestalt zweier Soldaten mit aufgepflanztem Bajonett, die stillschweigend hinter mir hertröteten. Als ich durch das Tor meiner Herberge trat, faßten sie vor demselben Posten. Ich war sozusagen in Schutzhaft genommen. Gorotscheff machte ein bedenkliches Gesicht und bat mich auch seinerseits, jede Unbedachtsamkeit zu vermeiden und an diesem Tage das Haus nicht mehr zu verlassen. Er machte sich sofort auf den Weg, um selbst bei einigen einflußreichen Persönlichkeiten in meinem Sinne vorstellig zu werden. Er kam erst spät und ziemlich niedergeschlagen zurück. Besonders der Militär-Buddha, wie bei dem Volke der Tibeter-General genannt wurde, sei nach Mitteilungen seines Vertrauensmannes außerordentlich erbost über die Unverfrorenheit eines Fremden, der nicht nur ungebeten und ohne Paß in sein Gebiet eingedrungen sei, sondern auch als Nicht-Buddhist den ungetrübten Verlauf der heiligen Woche störe. Es wäre ihm gemeldet worden, daß ich eine Reihe photographischer Aufnahmen gemacht hätte, und er sei nun geneigt, mich für einen Spion zu halten. Jedenfalls müsse die Sache gründlich untersucht werden. Auf keinen Fall dürfe ich vor Klärung der Sachlage meine Herberge, geschweige denn Labrang verlassen.

Zu meiner größten Überraschung erschien spät abends ein hoher Lama aus dem Gefolge des Panschen Lama, der mir einen prachtvollen weißen Kardach überbrachte und mich im Namen des Panschen Lama in Labrang willkommen hieß. Gorotscheff atmete auf und beglückwünschte mich; diese Geste des Panschen Lama sei eine ganz ungewöhnliche Auszeichnung und mache mich zum Ehrengaste des höchsten Priesters von Tibet.

Über diese unerwartete Wendung war natürlich niemand froher

als ich selbst. Die eigentlichen Zusammenhänge erfuhr ich erst anlässlich meines späteren Besuches beim Panschen Lama. Jedenfalls war ich entschlossen, die geheimnisvolle Macht meines Kardach voll und ganz auszunützen und mir unter keinen Umständen weiterhin meine Bewegungsfreiheit beschneiden zu lassen. Dem scheidenden Mönche gab ich mit Gorotscheff das Geleit bis zum Tor, vor dem wie durch Zauberhand die beiden Wachtposten verschwunden waren.

Das Ende der Räuber

In aller Frühe des nächsten Morgens fand sich Fu Kuang Hwang bei mir ein und machte mir einen Gegenbesuch. Er war in Begleitung von zwei wohlhabenden tibetischen Kaufleuten, welche, wie man mir sagte, ausgezeichnete Kenner von Land und Volk waren und mit ihrem Rate den chinesischen Delegierten zur Seite standen. Er versuchte, mich vorsichtig über meine Beziehungen zum Panschen Lama auszuholen. Meine aus natürlichen Gründen erklärliche Zurückhaltung mußte in ihm den Glauben erwecken, daß ich wohl irgendeinen geheimen Auftrag habe. Ich ließ ihn bei dieser Annahme. Er bat mich, jede auffällige Handlung und vor allem das Photographieren zu vermeiden. Ich versprach ihm lediglich, vorerst keine Aufnahmen in der Klosterstadt selbst zu machen. Als Gast des Panschen Lama könne mir aber nicht verwehrt werden, in Labrang-Dorf und auf der Marktstraße meinen Apparat zu benutzen. Als alle Überredungskünste erfolglos blieben, bot er mir seine Begleitung an, die ich wohl oder übel annehmen mußte. Aus dem Palast des Panschen Lama war mittlerweile eine vertrauliche Mitteilung an Gorotscheff gelangt, daß ich zu der nächsten öffentlichen Segenserteilung des Panschen Lama am Nachmittage des gleichen Tages eingeladen sei und von einem Lama abgeholt würde. In gehobener Stimmung verließ ich das Haus und ließ mich auch von Hwang bei meinem photographischen Bummel durch die Marktstraße nicht stören. Mein erstes Erlebnis war entsetzlich grausam. Nördlich des mir zunächst liegenden Dorfausganges sah ich an zwei Gebetsmasten je zwei Männer angebunden, die sich vor Schmerzen krümmten. Die Lederfessel, mit denen ihre Hände auf den Rücken gebunden waren,



In aller Frühe machte mir Fu Kuang Hwang (Mitte) einen Gegenbesuch

schnitten tief ins Fleisch. Es waren vier Räuber, welche am Vortage eine in einem freistehenden Zelt schlafende Pilgergruppe überfallen, getötet und beraubt hatten. Sie hatten die Halteseile des Zeltes durchschnitten und solange mit Prügeln und Steinen auf die unter dem schweren Zelt Begrabenen eingeschlagen, bis sich kein Leben mehr regte. Bei der Verfolgung durch Soldaten und bewaffnete Pilger wurde den Räubern der Umstand zum Verhängnis, daß Freunde der Erschlagenen die geraubten Pferde wiedererkannten. Die vier Mörder wurden gefesselt nach Labrang-Dorf gebracht, um hier abgeurteilt zu werden.

Das Gesicht des einen kam mir merkwürdig bekannt vor. Ich trat näher an den Mann heran und erkannte in ihm einen der Strolche wieder, denen ich die unangenehme Nacht in Sasuma zu verdanken hatte. Hwang, der mir wie ein Schatten folgte, meinte trocken, daß dies bestimmt die letzte Untat der Kerle gewesen sei. Auf meine Frage, ob denn die Todesstrafe in Amdo nicht abgeschafft sei, zuckte er nur die Schultern. Ich zog mich schleunigst zurück, da der Räuber auch mich erkannt hatte und in ordinärsten Ausdrücken zu fluchen anfang. Er spie nach mir — Gott sei Dank ohne mich zu treffen — und machte einige derbe Bemerkungen, über welche die gaffende Menge in lautes Lachen ausbrach.

Den Fortgang des Dramas habe ich nicht persönlich erlebt. Gorotscheffs Bericht genügte vollauf, mir ein unauslöschliches Bild von der Grausamkeit dieses wilden Landes zu machen. Gegen Mittag des gleichen Tages schnallte man die Verbrecher auf eine niedere Holzbank. Jeder erhielt mit einem kurzen schweren Knüppel an die zweihundert Schläge über die Fußsehnen, welche bis zu den Knochen durchgeschlagen wurden. Dann band man sie los und kippte die Bank einfach um. Mehr tot als lebendig versuchten sie fortzukriechen. Sie kamen nicht weit. Eine Meute von Hunden stürzte sich auf die Unglücklichen und riß sie bei lebendigem Leibe in Stücke.

Gern ließ ich die gefesselten Mörder hinter mir und wandte mich dem Markte zu, wo ein buntes Treiben herrschte. Bald kam ich auf andere Gedanken, da alle — Pilger und Pilgerinnen — fröhliche Gesichter zeigten und mich ebenso neugierig und unbekümmert betrachteten wie ich sie.



Die Lederfessel, mit denen ihre Hände auf dem Rücken gebunden waren, schnitten tief ins Fleisch

Da wollten zwei Tibeterfrauen gerade ein und denselben Schimmel besteigen, konnten sich aber nicht dazu entschließen, solange der Fremde zusah. Ich hatte mittlerweile die Kamera scharf auf den Kopf des stillstehenden Tieres eingestellt und drehte mich betont um. Wie der Blitz sprangen sie beide auf den Rücken des Pferdes, mußten aber doch lachen, als ich sie in ihrem Doppelsitze schnappte. Anscheinend waren es Mutter und Tochter. Trotzdem die jüngere Frau barfuß war, trug sie doch die Kleidung der wohlhabenderen Klasse, während die Mutter sich mit einem schweren Schafpelze begnügte, aus dessen rechtem Ärmel sie herausgeschlüpft war. Ihr einziger Schmuck war ein an der Seite getragenes Silberhorn mit Eßbesteck und vermutlich anderen weiblichen Utensilien. Die Tochter hatte prachtvolle mehrgliedrige Ohringe; auf der Brust glänzte ein kostbares edelsteingeschmücktes Amulett. Anscheinend hatten sie nur einen kurzen Ritt, vielleicht bis zum Lager, vor sich, denn sie saßen auf dem blanken Pferderücken. Mein nächstes unfreiwilliges Modell war eine junge Frau, die Brennholz gesammelt hatte. Da sie nicht die übliche Schaffellmütze trug, bot sich hinreichend Gelegenheit, das Kunstwerk ihrer Frisur eingehend zu betrachten. In kleinste Stränge geflochtene, bleistiftdünne Zöpfe fielen ihr links und rechts vom Scheitel wie Fransenschnüre über die Schultern. Der längs des Scheitels sich hinziehende Wirrwarr kurzer Haare stellte entschieden einen groben Frisurfehler dar. Aus der Vorderansicht einer Frisur kann man bereits erkennen, ob Rückenschmuck getragen wird oder nicht. Es zieht sich dann unter den Zöpfen hindurch über die Stirn ein schmales Lederband, das zugleich als Tragstütze für den Rückenschmuck dient. Die bis zum Kleidersaum fallenden Schmuckbänder bestehen aus breiten Stoff- oder Lammfellstreifen, die reich mit gehämmerten Gold- und Silbertellern und kinderfaustgroßen Bernsteinstücken verziert sind, und die eine Fassung von besonders schönen Türkisen aufweisen. Von der Hüfte abwärts verbreitert sich dieser eigenartige Schmuck um zwei Parallelstreifen aus gleichem Material und in gleicher Ausführung. Die Seitenstücke haben in Gürtelhöhe kleine Haartaschen, in welche die Zopfenden hineingestopft werden. Das obere Rückenband wird durch seitlich angebrachte Tragriemen gestützt, welche das auf dem



Wie der Blitz sprangen sie beide auf den Rücken des Pferdes



In kleinste Stränge geflochtene, bleistiftdünne Zöpfe fielen ihr links und rechts vom Scheitel wie Fransenschnüre über die Schultern

Bild rechts: Aus der Vorderansicht einer Frisur kann man bereits erkennen, ob Rückenschmuck getragen wird oder nicht





Kopfe lastende Gewicht vermindern. Man sagte mir, daß Bernstein schon in früheren Jahrhunderten aus Indien eingeführt worden sei. Die Türkise stammen aus der Mongolei, während die getriebene Silber- und Goldarbeit von Kunsthandwerkern im Lande hergestellt wird. Zu den in breiten Fransen auslaufenden Rückenbändern gehört als unentbehrliche Ergänzung das an der Seite in einem Silbergehänge untergebrachte Eßbesteck. Reiche Tibeterfrauen tragen oft einen Schmuck im Werte von vielen Tausenden Dollar, nach dem im kaufmännischen Verkehr häufig die Kreditwürdigkeit der Ehemänner abgeschätzt wird. Die oft gebrauchte Phrase „die Reichgeschmückte“ kennzeichnet gleichzeitig die Wohlhabenheit der Familie. Tibeterfrauen führen häufig das Geschäft des Mannes. Schmuckwaren verkauft aber nur der Mann. Anscheinend lehrte die Erfahrung, daß die Versuchung für eine Frau, schönen Schmuck lieber selbst zu tragen als ihn zu verkaufen, doch zu groß ist.

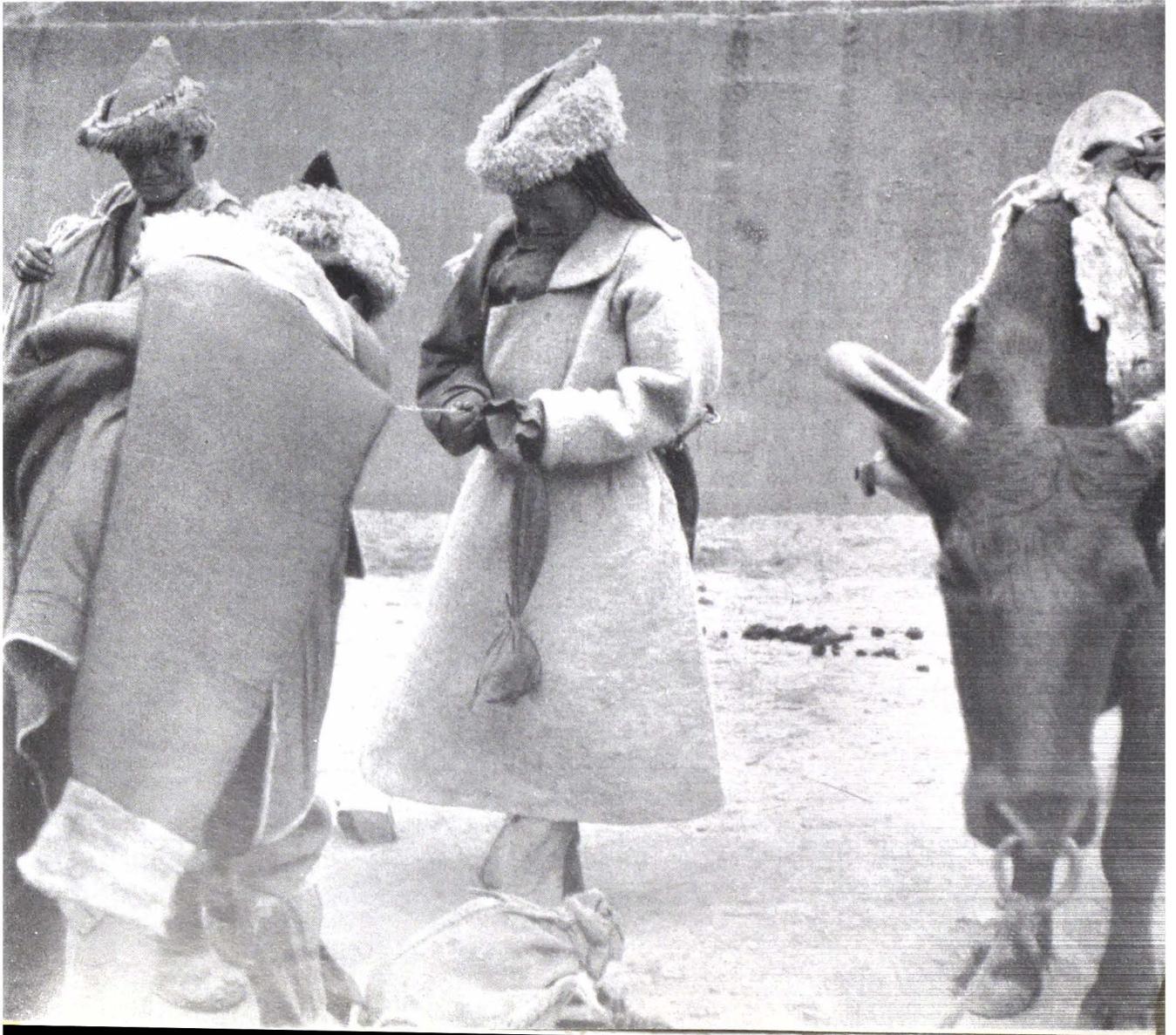
Mann und Frau haben gleiches Recht, doch sucht sich das Mädchen den Gatten nicht selbst, vielmehr bestimmen die Eltern die Wahl, welche fast ausnahmslos den Beifall des Mädchens findet. Mann und Frau teilen sich in die Feldarbeit. Während Melken und Buttern als weibliche Beschäftigung gelten, bleibt das Pflügen dem Manne vorbehalten. Ihre Kleidung stellt die Tibeterin in den langen Wintermonaten selbst her, wobei ihr das Gesinde behilflich ist. Außergewöhnlich kleidsam sind Filzmäntel aus gepreßtem Jak- und Schafwollhaar. Sie sind unverwüstlich und erfüllen alle Anforderungen, welche das Klima auch im strengsten Winter an sie stellen mag. Allgemein üblich ist der Gebrauch der Schafpelzmütze, welche die Form einer steifen Zipfelmütze hat und mit der Fellseite nach außen getragen wird. Schafpelzmäntel werden selten gewaschen; hingegen sind die Fellmützen gewöhnlich von größter Sauberkeit, da sie nicht nur als Kopfbedeckung gelten, sondern auch als Schmuck und zu gefälliger Umrahmung des Gesichtes dienen. Übrigens spielen auch bei den Männern reich verzierte Kopfbedeckungen eine große Rolle. Je nach der Gegend ist Kleidung, Haartracht, Schmuck und Mützenform verschieden. Es gibt Kopftücher, die mit einem breiten, türkis- und korallengeschmückten Bande umsäumt sind; in einem anderen Falle sah ich

Bild links: Die Schmuckbänder bestehen aus breiten Stoff- oder Lammfellstreifen, die reich mit gehämmerten Gold- und Silbertellern und kinderfaustgroßen Bernsteinstücken verziert sind



Reiche Tibeterfrauen tragen oft einen Schmuck im Werte von vielen Tausenden

Außergewöhnlich kleidsam sind Filzmäntel aus gepresstem Jak- und Schafwollhaar. Sie sind unverwüstlich und erfüllen alle Anforderungen, die das Klima auch im strengsten Winter an sie stellt







Je nach der Gegend ist Kleidung, Haartracht und Mützenform verschieden

Bild links:

Übrigens spielen auch bei den Männern reichverzierte Kopfbedeckungen eine große Rolle

bei einer aus der Gegend des Kokonor stammenden Frau eine helmförmige, gefütterte Seidenkappe mit einem Bernsteinknauf als oberen Abschluß. Das Haar hatte sie in drei Strähnen geteilt. Die seitlichen Flechten steckten lose in einem als Gürtel dienenden breiten, einfarbigen Pulo; der mittlere Zopf war durch den Gürtel hindurchgezogen. Eine von der Hüfte abwärtshängende Silberdose mit Perlen- und Türkisenschmuck nahm das untere Zopfende auf. Wiederholt fand ich bei Männern wie Frauen ausgesprochene Indianertypen. Besonders eine Frau vom Stamm der Turen, die mir in der Nähe des Flusses über den Weg lief, hätte ich mir sehr gut als Squaw in einem Siouxseltel vorstellen können.

Selbst die ärmsten Nomaden tragen einen wenn auch bescheidenen Schmuck. Ich sah da ein knapp heiratsfähiges Mädchen aus bestimmt sehr ärmlichen Verhältnissen, das an einem dünnen silbernen Halskettchen eine Korallenhaube trug; auch besaß sie goldene Ohrringe mit hängendem Korallenquästchen. Ihre Kopfbedeckung war eine weit über den Rücken reichende Schaffellkapuze. Die eine Brust trug sie frei. Prüderie ist in Tibet ganz unbekannt.

Eine interessante Kaufszene beobachtete ich vor einem Stoffstand. Zwei den wohlhabenden Ständen angehörende Frauen waren wohl gerade mit dem Turkikaufmann handelseinig geworden; der Kaufpreis wurde in Silberstücken auf dem Boden ausgelegt, wobei Käufer wie Verkäufer kniend oder hockend angestrengt auf die Münzen blickten. Die Tibeterin ließ sich Zeit und legte jeweils nur ein Geldstück zu den bereits auf dem Boden glitzernden Münzen; der Mohammedaner aber schüttelte nur mit dem Kopfe und sah weiter auf den Boden; er wollte mehr Geld sehen. So ging das eine ganze Weile, und die Kunstpausen zwischen den einzelnen Teilzahlungen wurden immer länger. Der Mohammedaner rührte und regte sich nicht. Da standen wie auf Verabredung beide Frauen gleichzeitig auf. Der Händler aber ließ sich durch diese Geste nicht aus der Ruhe bringen und sah unentwegt auf die Silberstücke am Boden. Nach einer Weile schienen sich beide Frauen durch Blicke verständigt zu haben; sie gingen noch einmal in Hockstellung, und ein weiteres Geldstück flog mit Schwung auf den Boden. Jetzt endlich nickte der Kaufmann, grinste über das ganze Gesicht und nahm mit bewundernswerter Schnelligkeit das Silber an sich. Der Kaufakt war beendet und ein schönes Stück roten Pulos wechselte den Besitzer.



Eine aus der Gegend des Kokonor stammende Frau trug eine helmförmige, gefütterte Seidenkappe



Wiederholt fand ich ausgesprochene Indianertypen...

...besonders eine Frau vom Stamme der Turen (Bild rechts)

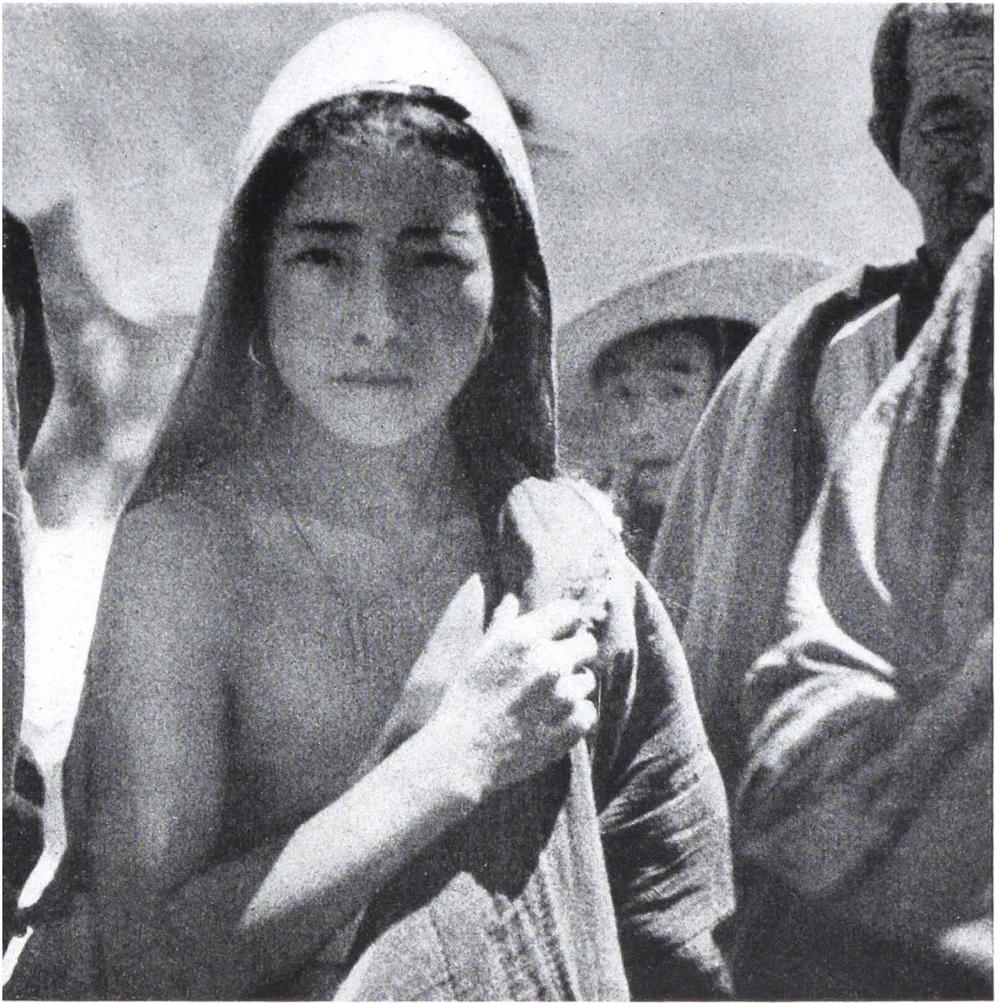




*Ich hätte sie mir sehr gut als Squaw in einem Indianerzelte vorstellen können
(Siehe auch Farbbild auf Seite 373)*

Selbst die ärmsten Nomaden tragen einen, wenn auch bescheidenen Schmuck





*Ihre Kopfbedeckung war eine weit über den Rücken herabfallende Schaffellkapuze. Die eine Brust trug sie frei. * (Siehe auch Farbbild auf Seite 371)*



Der Kaufpreis wurde in Silberstücken auf dem Boden ausgelegt; wobei Käufer wie Verkäufer angestrengt auf die Münzen blickten. (Siehe auch Farbbild auf Seite 372)

An einer anderen Stelle wurde ich unbeachteter Zeuge, wie eine Käuferin vor Hergabe des Geldes die Münze noch einmal kräftig an ihrem Lederbeutel rieb, um das gute Glück, das mit dem Erwerb und Besitz der Münze verknüpft war, festzuhalten.

Die Stellung der Frau in Tibet ist besonders in begüterten Familien außerordentlich hoch. Die Einehe hat sich fast allgemein durchgesetzt. Daß die Frau nicht nur ihren Mann, sondern gleichzeitig dessen sämtliche Brüder mitheiratet, soll in einigen Gegenden noch üblich sein. Wegen der Kinder gab es in solchen Vielmännerehen keinerlei Streitigkeiten, sie gehörten dem eigentlichen Ehemann. Starb der Gatte, so trat der nächstältere Bruder in dessen Rechte.

In Abwesenheit des Mannes führt die Frau alle Haushaltsgeschäfte. Fehlt männliche Nachkommenschaft und ist eine Tochter vorhanden, so heiratet der Schwiegersohn in die Familie der jungen Frau ein und nimmt ihren Namen an. Er ist ihr in der Vermögensverwaltung unterstellt.

In armen Familien hat die Frau ein sehr schweres Los. Daran ist nicht eine lieblose Einstellung des Mannes zur Frau schuld, das harte Nomadenleben verlangt eiserne Gesundheit und enorme Körperkräfte vom Mann wie von der Frau. Häufig werden auch Frauen einfacher Stände von der Regierung zu Straßenarbeiten und sonstigen unbezahlten Werkverpflichtungen herangezogen.

Im religiösen Leben steht der Mann höher als die Frau. Es gibt zwar Frauenklöster und einige wenige berühmte Äbtissinnen; jedoch muß nach dem buddhistischen Glauben die Seele einer verstorbenen Frau so lange ruhelos wandern, bis sie in den Körper eines neugeborenen Kindes männlichen Geschlechtes gelangt; sonst findet sie nicht den Weg zur Vervollkommnung. Im allgemeinen sind die Frauen von einer schlichten kindlichen Religiosität. Ein übertriebener Ehrgeiz auf diesem Gebiete oder Betschwernerntum ist äußerst selten zu finden. Um so tüchtiger sind sie beim Singen und Schwätzen. Die Freizeit verbringt die Tibeterin bestimmt mit ihren Nachbarinnen. Sehr streng achtet der Ehemann darauf, daß die Frau alle Kinder, aber auch alle Dienstboten gleichmäßig behandelt; sie muß verträglich und gesellig sein. Jede Arbeit teilt sie mit dem Personal. Ich habe immer wieder gesehen, wie Frauen der besseren Stände selbst bei niedrigen Arbeiten mit Hand anlegten. Das Verhältnis zu Mägden und Knechten ist vorbildlich.

Ich mußte die Besichtigung des Marktes unterbrechen, da Gorotscheff mich durch den Mafu bitten ließ, nach Hause zu kommen. Der Fu Kuang war den ganzen Morgen nicht von meiner Seite gewichen. Er versuchte immer wieder, mich vom Photographieren abzuhalten. Wenn ich Bilder haben wolle, könne er sie mir auf ungefährliche Weise besorgen, da der chinesischen Truppe ein Berufsphotograph zugeteilt sei. Ich wurde hellhörig, da ich mir ganz gut vorstellen konnte, daß mein chinesischer Kollege von der Schwarzweißkunst eine Monopolstellung beanspruchte und sie auch gegenüber dem Europäer mit Hilfe seines Einflusses bei der Truppe durchzusetzen gedachte. Selbstverständlich hatte er da die Rechnung ohne den Wirt gemacht; ich war fest entschlossen, drei schwierige Aufgaben durchzuführen: zu photographieren, den Panschen Lama zu sehen und meine Aufnahmen sicher nach Schanghai zurückzubringen. Der gute Fu Kuang hatte schwere Sorgen; angesichts der verschlungenen Intrigen um mich herum wollte er sich keinerlei persönliche Feindschaft schaffen, noch weniger aber „Gesicht verlieren“.

Als ich das Haus Gorotscheffs betrat, war ich doch sehr verduzt, im Hofraum ein halbes Dutzend Tibeter-Soldaten vorzufinden. Im Wohnzimmer warteten ein Offizier der Leibwache und ein Dienstgrad der tibetischen Truppe auf mich. Ich blickte fragend auf meinen Hausherrn, der mir erklärte, das Militär wolle trotz seiner freiwillig angebotenen Bürgschaft mein Gepäck auf Waffen untersuchen.

Ich hatte nichts zu befürchten, denn Waffen führte ich nicht mit mir. Trotzdem war meine Laune keineswegs rosig. Gorotscheff schien zu befürchten, daß ich mich weigern würde, mein Gepäck kontrollieren zu lassen, stürzte geistesgegenwärtig nach der Teekanne und schenkte uns allen erst einmal ein Glas Tee ein. Nach dem üblichen Schweigen und den in Asien gebräuchlichen Höflichkeitsfragen wollte ich wissen, ob man mir nicht auf mein Wort glaube, daß ich auch nicht die geringste Waffe mit mir führe. „Natürlich sei ich ein Ehrenmann“, wurde mir erklärt, „es sei aber allgemein üblich, daß Neuankömmlinge ihre Waffen registrieren ließen. Es gäbe so viele Diebe, und Waffen seien ein so begehrtter Artikel, daß

gestohlene Gewehre oder Revolver oft nur durch die bei der Registrierung festgestellte Fabriknummer bzw. Kennzeichen ihrem rechtmäßigen Eigentümer wieder zugestellt werden könnten. Ich würde auch nicht gezwungen, meine Waffen vorzuzeigen oder abzuliefern, nur müßte in diesem Falle mein Gepäck amtlich versiegelt werden. Der Besitzer des Hauses bürgte dafür, daß die Siegel nicht entfernt würden.“

Ich war fest entschlossen, Gorotscheff aus der unerquicklichen Affäre herauszuhalten und bat, einen Teil des Tisches frei zu machen, auf welchen ich die mir am nächsten liegende Satteltasche legte. Ich bemerkte trocken, daß ich vor Beginn dieser entwürdigenden Preisgabe meines persönlichsten Eigentums vor den Augen dieser beiden Offiziere mir doch die Frage erlauben möchte, ob Seine Heiligkeit der Panschen Lama von dieser mich kränkenden Maßnahme in Kenntnis gesetzt worden sei. Außerdem sei ich bedeutend dienstälter als die beiden anwesenden Offiziere und bekleide einen viel höheren Rang als sie selbst. Sowohl der Führer der Leibwache wie der General der Tibeter müßten sich über diese Situation vollkommen klar sein. Die Tasche lag friedlich und still in der Mitte des Tisches; keiner der beiden wollte mit der Durchsuchung anfangen. Eifrigst schenkte Gorotscheff Tee nach, brachte Zigaretten, und wie durch Zauberhand erschien eine Platte Leckereien; die beiden Krieger griffen kräftig zu. Aber sie blieben eisern sitzen. Später erzählte mir Gorotscheff, daß der Offizier der Leibwache strengsten Befehl hatte, meine photographische Ausrüstung zu beschlagnahmen. Das hätte aber das Ende meiner Knipserei und ein völliges Mißlingen meiner ganzen Reise bedeutet. Der Tibeter stellte an mich die Frage, warum ich mich nach meiner Ankunft nicht sofort bei seinem General gemeldet hätte. Ich erwiderte, daß ich den beiden kommandierenden Offizieren sofort meine Karte geschickt hätte und nun auf die bestätigende Gegenkarte warten müßte, ehe ich Besuch machen könne. Der General würde es sicher sehr übel vermerken, wenn ich als alter Offizier ihm einen überstürzten Besuch aufzwingen wolle, ehe er seine Bereitwilligkeit, mich zu empfangen, kundgetan hätte. Gorotscheff stand der Schweiß auf der Stirne, zwinkerte mir aber doch ermutigend zu.

Endlich verabschiedeten sich die beiden mit ziemlich verlegenem Lächeln. Sie müßten Bericht erstatten und neue Instruktionen holen.

Zu allem Pech brachte mich dieser stundenlange Besuch um das Schauspiel der Pilgerfeier im Heiligen Hain. Ein Lama betrat nach dem Weggang der Krieger den Raum und teilte uns mit, er sei beauftragt gewesen, mich zu dem Gebetszelte zu führen; er habe aber wegen der anwesenden Offiziere seinen Auftrag nicht ausführen können. Mittlerweile sei es zu spät geworden; er wolle sofort die verständliche Ursache meines Nichtkommens dem Minister Seiner Heiligkeit vortragen.

Beim Minister des Panschen Lama

Ich wußte, daß der Panschen Lama sich auch während der folgenden Tage öffentlich zeigen würde, um die Pilger zu segnen; doch war ich außerordentlich erbost über die offensichtliche Intrige, durch die es gelungen war, meine Anwesenheit bei der religiösen Feier des Tages zu vereiteln.

Meine Stimmung besserte sich schnell, als der gleiche Lama nach kaum halbstündiger Abwesenheit wieder erschien und mich im Auftrage des höchsten Kampo, dessen Stellung ungefähr der eines Ministerpräsidenten entspricht, zum Tee einlud. Er sei beordert, mich zu führen. Da der Lama selbst zu Fuß gekommen war, konnte ich nicht gut mein Reitpferd benützen. In Begleitung von Gorotscheff machten wir uns auf den Weg. Ich betrat zum ersten Male die Klosterstadt. An hohen, kahlen Mauern vorbei, die nur hin und wieder schwere Einlaßstore aufwiesen, kamen wir zu einem außerordentlich gepflegten dreistöckigen Haus, dessen Pforte offen stand. Im Hofraume warteten eine Menge Pilger. Ich wurde sogleich über eine dunkle Treppe in den ersten Stock geführt. Hier ging es einen nach der Hofseite offenen Korridor entlang. Der Lama führte uns in eine Art Vorzimmer, wo wir stehend der weiteren Entwicklung der Dinge harreten. Nach kurzer Wartefrist erschien unser Führer wieder und geleitete Gorotscheff und mich in einen großen, mit chinesischen Hartholzmöbeln ausgestatteten Empfangsraum. Der Kampo, ein klug und energisch aussehender Mann von vielleicht fünfzig Jahren, empfing mich mit kräftigem europäischen Handschlag. Er war mit dem Panschen Lama durch ganz China gereist und begann das Gespräch mit der Erwähnung seiner Erlebnisse in

Schanghai und Nanking. Ich benützte die Gelegenheit, um ihm mein Empfehlungsschreiben der chinesischen Regierung vorzulegen. Nach kurzem Blick auf Unterschrift und Siegel gab er es mit beiden Händen zurück und meinte lächelnd, ich habe ja eine viel größere Protektion: Der Panschen Lama sei ja schon vor meiner Ankunft von meinem Besuche unterrichtet gewesen.

Trotz meines heutigen Mißgeschickes würde ich Gelegenheit haben, Seine Heiligkeit nicht nur bei den öffentlichen religiösen Feiern zu sehen, er wolle mich auch persönlich empfangen. Man werde dafür sorgen, daß mir keine weiteren Hindernisse in den Weg gelegt würden. Gleichzeitig bot er mir an, in der Klosterstadt als sein persönlicher Gast Wohnung zu nehmen. Das war nun nicht nach meinem Sinn. Ich zog alle mir im Laufe der Jahre in China erworbenen Höflichkeitsregister, um auf manierliche Art der Einladung zu entgehen. Ein Wohnen in der Klosterstadt hätte mir den größten Teil meiner Bewegungsfreiheit genommen. Der Kampo war feinfühlig genug, meine Einstellung sofort zu verstehen; er wechselte das Gespräch und fragte nach meinen Reiseerlebnissen. Es sei erstaunlich, meinte er, wie ich es wagen konnte, ohne Waffe durch das unsichere Gebiet von Amdo zu reisen. Selbst Lamas seien in letzter Zeit wiederholt überfallen worden. Auch wertvolle Transporte seien auf dem gleichen Wege verlorengegangen.

Er läutete mit einem silbernen Glöckchen; ein Trapa erschien, stellte drei silbereingefasste und mit Türkisen geschmückte Holzschalen auf einen reichgeschnitzten chinesischen Teetisch. Zum ersten Male in meinem Leben hatte ich das zweifelhafte Vergnügen, Buttertee zu trinken, der aus einer prachtvoll gehämmerten Silberkanne eingeschenkt wurde. Der Kampo schien zu meiner Verwunderung zu erwarten, daß ich länger, als sonst bei einem ersten Besuch üblich, bliebe. Er forderte Gorotscheff, welcher sich als vorzüglicher vielsprachiger Dolmetsch erwies, und mich selbst auf, auf einer mit reichgestickten Kissen bedeckten Bank Platz zu nehmen. Ich wurde nun Zeuge einer Reihe von Staatsbesuchen. Zuerst erschien ein hoher Kampo aus Sikang mit einem interessanten schmalen Gesicht, der eine Abrechnung über eingegangene Pilgergelder mit dem Ministerpräsidenten besprach. Es folgten Besucher mit religiösem Anliegen. Immer mehr wunderte ich mich, was wohl der Grund unserer verlängerten Audienz sein möge. Eben hatte sich einer der Be-



Ich betrat zum ersten Male die Klosterstadt

sucher mit tiefem Kotau empfohlen, da nickte der Kampo mir mit einem merkwürdig feinen Lächeln zu, ging zur Tür und holte selbst den nächsten Besucher herein — es war der Tibetergeneral, ein hochgewachsener, soldatisch aussehender Mann in den besten Jahren in reichgeschmückter Tibeterkleidung.

Der Militärbuddha

Jeglicher Zweifel war ausgeschlossen — ich wußte nunmehr, daß das Zusammenfallen meines Besuches mit der Anwesenheit des Militärbuddhas nicht Zufall sein konnte. Ich stand bewußt militärisch stramm, als der General mir die Hand gab. Er ließ sich nicht das geringste anmerken, daß meine gleichzeitige Anwesenheit beim höchsten Kampo ihn zu einer definitiv freundlichen Einstellung mir gegenüber zwang. Er war sich bestimmt darüber im klaren, was gespielt wurde. Nach meiner Begrüßung wandte er sich mit betonter Ehrfurcht an den Kampo, überreichte ihm mit halbgebeugtem Knie einen breiten Kardach und dankte unter wiederholten Verbeugungen dafür, daß Seine Heiligkeit der Panschen Lama vier weitere öffentliche Andachten für die Pilger, die Bewohner Labrangs und seine Truppen gnädigst zugesagt habe. Er bat, ob es nicht möglich sei, den Heiligen zu verlängertem Aufenthalt in Labrang zu bewegen. Es seien an die zwanzigtausend Pilger eingetroffen. Sie alle hätten Geschenke mitgebracht; jeder einzelne sehne sich nach dem Segen des Heiligen. Der Kampo erwiderte, er wolle gerne Seiner Heiligkeit dem Panschen Lama die Wünsche des Generals vortragen; er hoffe selbst, seinem Besucher bald eine bejahende Antwort übermitteln zu können. Nun stellte der Priesterdiplomat eine vierte Schale auf den Tisch und ließ es sich trotz des Protestes des Generals nicht nehmen, diesen selbst das Gastgetränk einzugießen. Wohl oder übel mußte der General neben mir Platz nehmen. Das Glöckchen des Kampo brachte den Lama aus dem Vorraum herbei, dem der Kampo erklärte, es würden vorerst keine neuen Besucher vorgelassen. Das Gespräch kam stockend in Gang, aber der Kampo verstand es, durch kleine Liebenswürdigkeiten die Zunge des Gastes zu lösen. Der Militärbuddha fragte mich, warum ich ohne Bedeckung gekommen sei. Wenn mir ein Unglück zugestoßen wäre, hätte er die Verantwor-

tung gegenüber Nanking zu tragen gehabt. Ob ich denn nicht gewußt hätte, daß gleichzeitig mit mir ein großer Transport von sechzig Maultieren unter stärkster militärischer Bewachung von Lanchow nach Labrang abgegangen sei, der unter Vermeidung der unsicheren Hochow- und Chao-Kou-Gegend über Titao Chou marschiert und zwei Tage vor mir sicher eingetroffen sei.

Ich betonte, es habe mich gedrängt, Seine Heiligkeit den Panschen Lama zu sehen und seinen Eintritt in Tibet mitzuerleben. Ich hätte mit diesem Ziele vor Augen nicht an einen Umweg gedacht, sondern wäre geradeswegs nach Labrang marschiert. Als Soldat hätte ich keine Angst, auch wenn ich waffenlos käme. Ich sei in der ganzen Welt gereist und vertraue blindlings meinem guten Stern. Daß ich erst nach der früher abgegangenen Karawane eingetroffen sei, daran trügen widrige Witterungsverhältnisse schuld. Der General nickte zustimmend, bemerkte jedoch, die zahlreichen Räuber Amdos seien leider sehr gottlose Leute, die wenig Respekt und noch weniger Rücksichtnahme gegenüber einem unbewaffneten und noch dazu alleinreisenden Fremden an den Tag legten. Einzig und allein der allwissenden Fürsorge des Heiligen hätte ich es zu danken, daß ich unbelästigt und mit heiler Haut Labrang erreicht habe. Er hätte anfangs Mißtrauen gegen mich gehegt, das aber schon dadurch zerstreut worden sei, daß mir ein so einwandfreier und hochangesehener Mann wie dieser — hier zeigte er auf Gorotscheff — Gastfreundschaft gewährt habe. Er würde sich freuen, uns beide am kommenden Tage bei einem einfachen und bescheidenen Mahle bei sich zu sehen. Leider sei er nur feldmäßig eingerichtet; doch hoffe er, ich möge diesen Umstand entschuldigen.

Das Gespräch bewegte sich anschließend um Chiang Kai Shek und die großen Fortschritte Chinas in den letzten Jahren, von denen ich ausführlich berichten konnte. Auch meine eigene berufliche Tätigkeit im Fernen Osten interessierte ihn. Er freute sich, sagte er, daß ich mit so großer Achtung über chinesische Kultur spräche und hoffe, daß ich Tibet in gleicher Weise lieben lerne. Auch gratuliere er mir zu dem Kardach des Panschen Lama, den er ehrfürchtig berührte. Über Waffen und Photographieren wurde kein Wort verloren. Der General verabschiedete sich; wir folgten seinem Beispiel. Ich drückte dem Kampo, der wieder das leise Lächeln um den Mund trug, dankend die Hand.

Im Vorzimmer wartete Fu Kuang Hwang auf mich. Man sah ihm ordentlich an, wie erleichtert er sich durch diese unerwartete Wendung der Dinge fühlte. Er bat mich zu sich zum Tee, obwohl es bereits sechs Uhr abends war. Sein Haus diente zugleich dem Führer der Leibwache als Quartier. Ein Doppelposten mit gezogener Mauserpistole stand vor dem Hofeingang. Hwang kredenzte grünen Tee, dessen köstliches Aroma meine frohe Laune noch erhöhte. Die Einladung beim Tibetergeneral imponierte Hwang mächtig. Ich betonte, wie sehr ich mich darüber freue, da der General, wie mir Fu Kuang selbst mitgeteilt habe, die alleinige Polizeigewalt über Labrang ausübe und ich daher keine weiteren Schwierigkeiten zu befürchten hätte. Dem Fu Kuang schien die Pille nicht besonders zu schmecken. Er verteidigte sich damit, daß er als Zivilbeamter bei beiden militärischen Behörden einen sehr schweren Stand habe. Er sei überrascht, welche großes persönliches Interesse der Panschen Lama an mir nähme. Ein stiller, aber erbitterter Kampf habe zwischen den Ministern des Panschen Lama und den scharf gegen meine Anwesenheit eingestellten Militärstellen stattgefunden. Trotz der augenblicklichen günstigen Konstellation wären weitere Verwicklungen möglich. Militärs seien unberechenbar. Er werde mich mit dem Führer der Leibwache zusammenbringen; die Waffenfrage solle ich bei dieser Gelegenheit jedoch nicht berühren.

Der Führer der Leibwache

Ein Soldat führte uns die Treppe hinauf in ein kleines zellenähnliches Gemach, dessen einfache Ausstattung angenehm soldatisch berührte. Der Führer der Leibgarde war ein noch junger chinesischer Offizier in der kleidsamen Uniform der Leibgarde des Marschall Chiang Kai Shek. Die Begrüßung war denkbar kurz, die mir entgegengebrachte Zurückhaltung überdeutlich. Das Wohlwollen dieses Mannes zu gewinnen schien mir undenkbar. Entschlossen, lieber energisch aufzutreten als auch nur das geringste Zeichen von Schwäche zu zeigen, begann ich mit einem Hinweis auf den mir von Nanking gewährten Schutz. Ich ersuchte ihn als Offizier der

chinesischen Zentralregierung, mir meine Mission zu erleichtern und auch den ihm unterstellten Mannschaften bekanntzugeben, daß ich unter chinesischem Schutz reise. Als Gast des Panschen Lama hätte ich Anspruch auf Respekt. Der General der Amdotruppen sei mir ebenfalls freundlich gesinnt. Während meiner Ausführungen trommelte der Offizier mit den Fingern auf der Tischplatte, stand dann auf und trat nahe an mich heran. Ich hielt seinem energischen Blick ruhig stand. Fu Kuang war die Situation mehr als unbehaglich; er versuchte, dem Gespräch eine liebenswürdigere Form zu geben. Das Eis wurde nicht gebrochen. Ich hatte die Vorsicht gebraucht, das Ordensband des leuchtenden Jade zu tragen. Es war kaum anzunehmen, daß der Offizier sich gegenüber einem Träger der höchsten Auszeichnung seiner Regierung eine offene Blöße geben würde. Daß ich auch in den kommenden Tagen größte Vorsicht üben müsse, dessen war ich mir voll bewußt. Unser Treffen hatte nur wenige Minuten gedauert. In Begleitung von Hwang kehrte ich zu meiner Herberge zurück.

Es war sieben Uhr abends geworden. Gorotscheff gratulierte mir herzlich zu der glücklichen Wendung und gab mir eine eben überbrachte schriftliche Einladung des Tibetergenerals für den kommenden Morgen um elf Uhr. Das Schriftstück war chinesisch abgefaßt und trug das Siegel des Generals. Der Bote hatte mündlich hinterlassen, ich würde durch berittene Soldaten abgeholt werden.

Sehr erfreut war ich über einen seidenen Kardach, welchen der Abt von Labrang zugleich mit einem Korb getrockneter Weintrauben und Nüsse mir als Zeichen seines Wohlwollens schickte.

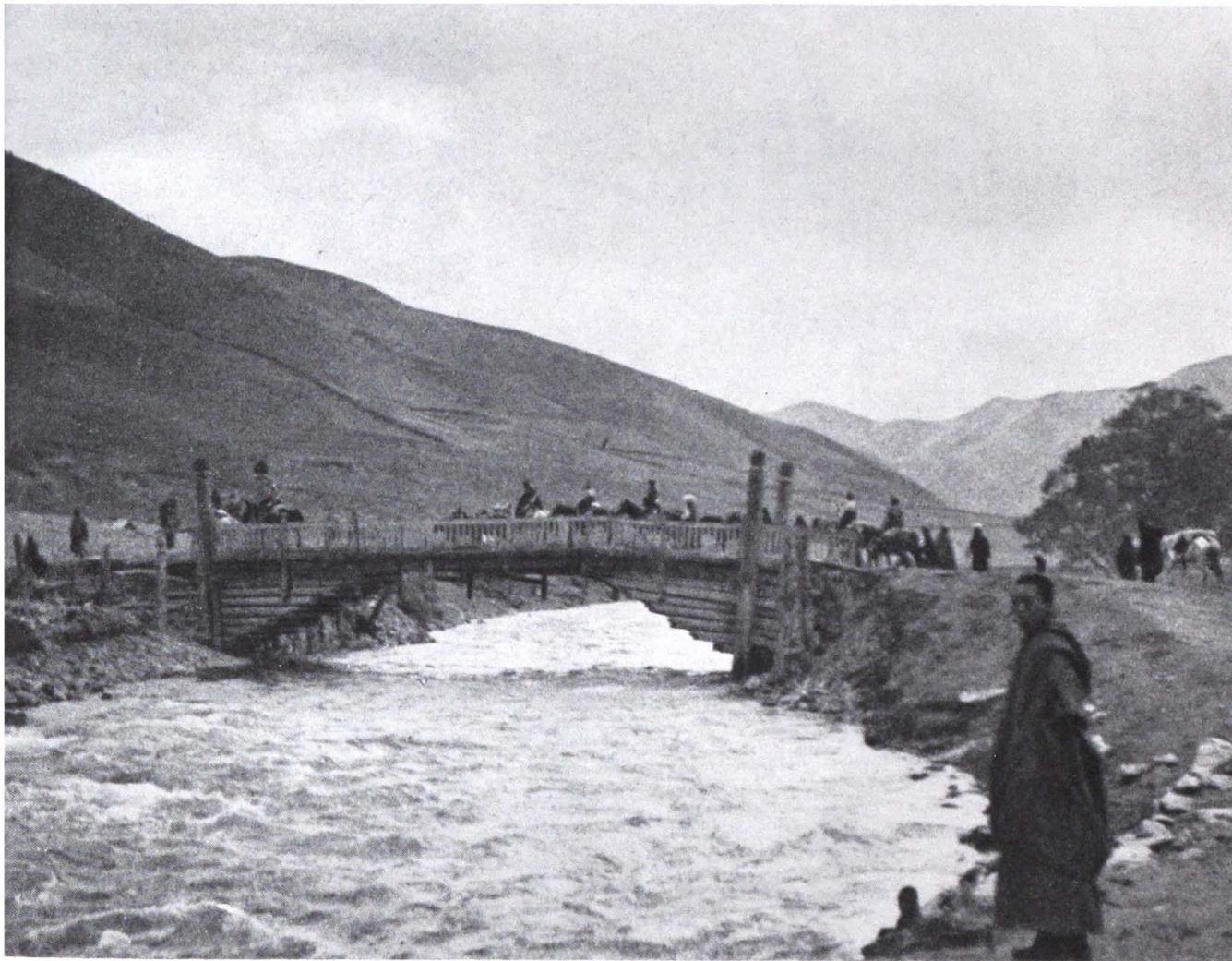
Mit Gorotscheff besprach ich, welches Gegengeschenk ich dem Oberhaupt der Klosterstadt machen könne. Er war sehr mit meiner Wahl einer künstlerischen Aufnahme der prachtvollen tibetischen Kultstätte am „Pe Hai“ in Peking einverstanden. In meinem Gepäck hatte ich einige Vergrößerungen besonders gut gelungener Photos mitgeführt. Das von mir gewählte Bild zeigte die berühmte aus der Mingzeit stammende Lamapagode im zarten Licht der untergehenden Sonne.

Nach dem Abendessen erschienen einige Freunde Gorotscheffs. Auch Fu Kuan Hwang stellte sich ein. Es wurde ein interessanter und lustiger Abend, zu dessen Verschönerung Gorotscheff ausgezeichneten Pekingwein beisteuerte. Die Gäste waren größere Kaufleute, mit denen der Turkeстане in Geschäftsverbindung stand.

Am nächsten Morgen mischte ich mich frühzeitig unter die Pilger der Marktstraße, um die kurzen mir zur Verfügung stehenden Stunden voll auszunutzen. Zwar blieb ich meinem Vorsatz treu, die Klosterstadt vor meiner Einführung beim Panschen Lama nicht allein zu betreten, doch machte ich wenigstens einen kleinen Spaziergang längs des Labrangflusses, von dem die Klosterstadt nur durch einen breiten Weg getrennt ist. Bei meinem ersten Ausflug hatte ich aus der Vogelschau die berühmten Arkaden gesehen, die sich meilenweit um die ganze Klosterstadt herumziehen. Nun konnte ich in Muße und aus nächster Nähe die eigenartige Gebetsübung tausender Pilger beobachten, die in gläubiger Einfalt endlose Reihen gewaltiger Gebetstrommeln drehten.

Die Gebetstrommel, oder besser gesagt Gebetsmühle, ist ein etwa eineinhalb Meter hoher tonnenförmiger Hohlzylinder von ungefähr sechzig Zentimeter Durchmesser, der sich um eine vertikal angebrachte Achse dreht. Rings um den Zylinder angebrachte Latten dienen als Handgriffe für die Pilger. Jede einzelne Gebetsmühle ist mit bunten Ornamenten geschmückt und in breiten Streifen mit religiösen Inschriften bemalt. Die Zylinder sind vollgestopft mit auf dünnem Papier geschriebenen heiligen Gebeten und ganzen Bänden heiliger Schriften. Das gottgefällige Werk besteht darin, einmal oder öfters um die mehrere Kilometer langen Arkaden längs der Klosterstadt herum zu pilgern und dabei jede einzelne Trommel zu drehen. Nach der gläubigen Einfalt des Volkes erwirbt der Pilger so die gleichen religiösen Verdienste, als wenn er diese Millionen in den Trommeln verwahrte Gebete selbst gesprochen hätte.

Die Nomaden waren mit einem Eifer bei der Sache, der rührend wirkte. Das erste Andrehen der Gebetsmühlen ist gar nicht einfach; es verlangt auf die Dauer ein ziemliches Maß von Körperkraft. Ich konnte beobachten, wie von Zeit zu Zeit der vorderste Pilger von dem hinter ihm gehenden abgelöst wurde. Die Frauen standen den Männern in dieser gottgefälligen Übung keineswegs nach. Unaufhörlich drehten sich die Trommeln; auch junge Mütter mit Säuglingen, die sie sicher in der Brustfalte ihres weiten Schafpelzes verstaut hatten, beteiligten sich an dem seltsamen Rundgange. Alte Männer und Frauen, denen die Kraft fehlte, die schweren

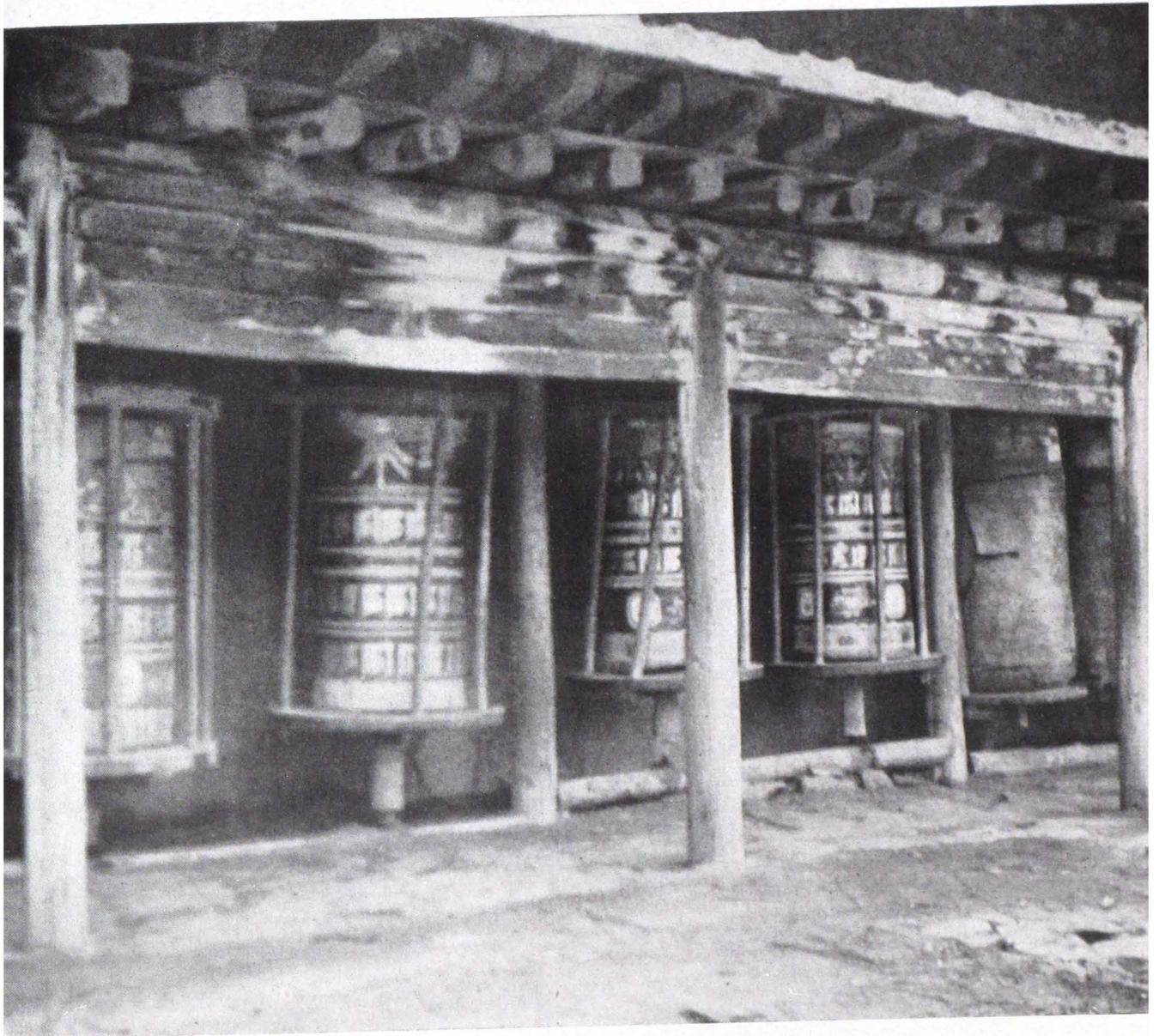


Ich machte einen kleinen Spaziergang längs des Labrangflusses



... von dem die Klosterstadt nur durch einen breiten Weg getrennt war

Jede einzelne Gebetsmühle ist mit bunten Ornamenten geschmückt und in breiten Streifen mit religiösen Inschriften bemalt





Die Frauen standen den Männern in dieser gottgefälligen Übung keineswegs nach .

Trommeln selbst zu drehen, warteten sitzend oder an die Außenpfosten der Arkaden angelehnt jeweils auf den letzten einer Reihe religiöser „Schwerarbeiter“, um die sich noch bewegende Mühle mit den Händen zu berühren. Immer wieder machten sie erschöpft halt, um die nächste Gelegenheit, von der Lebenskraft der jüngeren Generation für ihr Seelenheil zu profitieren, abzuwarten.

Für die Jugend, welcher der religiöse Ernst der Erwachsenen noch nicht Glaubenssatz geworden war, bildete der Trommelgang die Quelle zu einem Heidenspaß. Im Galopp sausten halbwüchsige Tibeterjungen die Wände entlang und zählten sich dann gegenseitig vor, wieviel Trommeln sie allein in Schwung gebracht hätten.

Ich winkte mir so ein paar Lausbuben der Jeunesse dorée heran; sie stellten sich ganz ohne mein Zutun vor meinem Apparat in Positur. Der Überwurf des Größeren zeigte die Kreuzornamentik der Pulo-Stoffe in ganz besonders anschaulicher Weise. Die Filzschuhe waren längs der halbhohen Schäfte reich verziert. Nach der Aufnahme schenkte ich ihnen zwei leere Hülsen meiner Agfapatronen, mit denen sie freudestrahlend abzogen. Einige außerordentlich interessante Typen brachte ich im Laufe dieser allzu kurzen Morgenstunden mit meiner Kamera zur Strecke. Leider waren fast alle meine Modelle viel zu scheu, um richtige Porträtaufnahmen von ihnen zu bekommen. Auf einen Meter ließ mich nur ein einziger heran. Über der Unterkleidung und dem Schafpelz trug er ein prächtiges Leopardenfell. Breite Halsbänder aus bunten Holzperlen waren mit geweihten Amuletten durchsetzt. Die Stirn zerfurchten tiefe Falten, wie sie bei Bewohnern sturmumwehter Hochländer häufig zu finden sind.

Ein junger Mann mit prächtigen Zähnen und einem sympathischen Lächeln hatte fast kaukasische Gesichtszüge. Er trug eine Mütze aus geflochtener Jakschnur. Bei einem reichgekleideten Tibeter mit umgehängter Gabelflinte hatte ich größere Mühe. Nur durch blitzschnelles Arbeiten mit der Kamera gelang die Aufnahme. In dem Brustbausch seines Mantels trug er einen jungen wuschelhaarigen Hund, den er aber dem neugierigen Auge meiner Kamera rasch vor-enthielt, indem er die offene Mantelfalte über die schnüffelnde Hundsnase zog. Auf seiner Brust prangte ein feingehämmertes Medaillon mit eingelegtem großem Türkis. Auf dem Nachhausewege glückte mir in einer Herberge nahe dem Dorfeingang eine besonders inter-

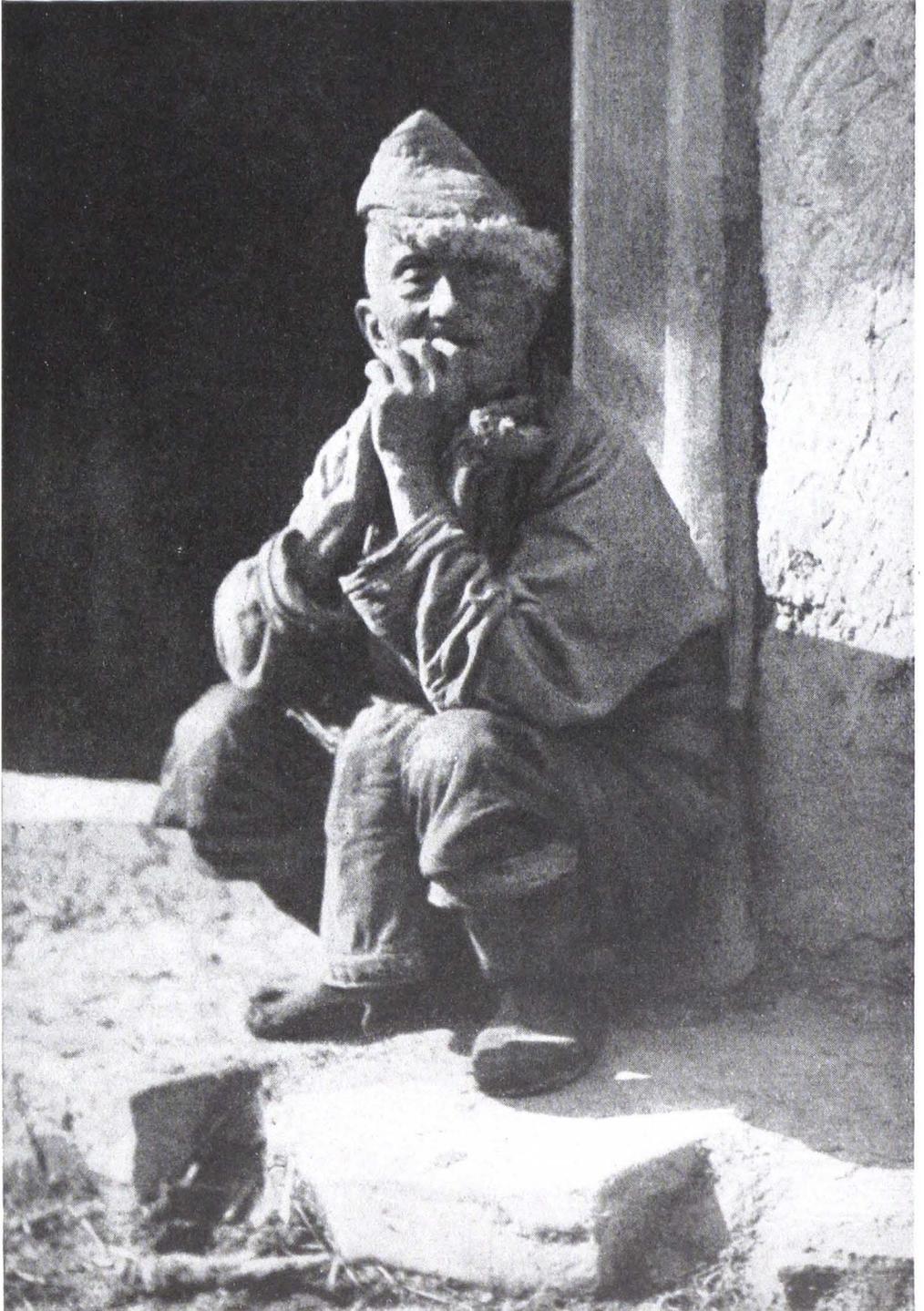


Alte Männer und Frauen, denen die Kraft fehlte, die schweren Trommeln selbst zu drehen, warteten jeweils auf den letzten einer Reihe

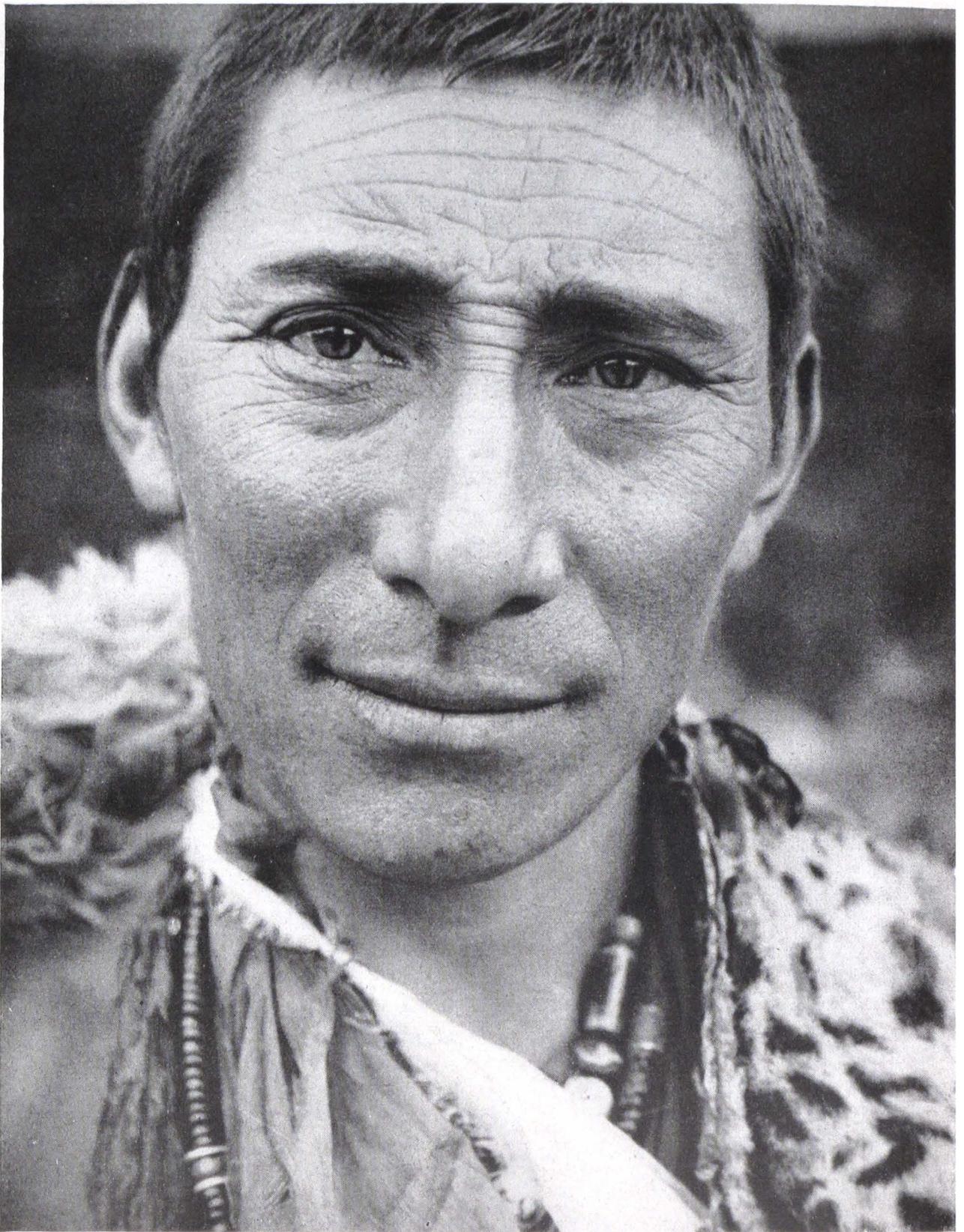


Sie berührten die sich noch bewegende Mühle mit den Händen

Immer wieder machten sie erschöpft halt







Über der Unterkleidung und dem Schafpelz trug er ein prächtiges Leopardenfell. Die obere Gesichtshälfte zerfurchten viele tiefe Falten, wie sie bei Bewohnern sturmwüchter Hochländer häufig zu finden sind

Bild rechts:

Ein junger Mann mit prächtigen Zähnen und einem sympathischen Lächeln hatte fast kaukasische Gesichtszüge





In dem Brustpausch seines Mantels trug er einen jungen, wuschelhaarigen Hund, den er aber dem neugierigen Auge meiner Kamera rasch entzog



Mein Modell war ein in Häuptlingsrang stehender Amdomann, dessen Familie in früheren Jahrhunderten über ein weites Gebiet Nordosttibets herrschte

essante Aufnahme. Mein Modell war, wie ich später erfuhr, ein in Häuptlingsrang stehender Amdomann, dessen Familie in früheren Jahrhunderten über ein weites Gebiet Nordosttibets herrschte. Aufschlag und Ärmel seines Mantels waren mit schmucken Streifen eines Leopardenfelles verbrämt. Um den Hals trug er eine schwere Kette mit bunten Holzperlen und großen Korallen.

Die Einladung beim Tibetergeneral

Als ich durch das Tor meiner Herberge trat, standen im Hofe schon die Pferde gesattelt. In wenigen Minuten waren wir marschbereit. Als Gastgeschenk hatte ich eine meiner Thermosflaschen bestimmt, welche Frau Gorotscheff mit kräftigem Kaffee füllte.

Die Boten des Generals stellten sich pünktlich ein. Es waren zwei wild aussehende Kerle, die mit ihrem umgehängten Karabiner und umgeschnallter Halfterpistole sich ziemlich kriegerisch gebärdeten; beim Reiten sahen sie sehr komisch aus, da die von ihnen gerittenen Ponys viel zu klein waren und infolge ihrer kurzen Schritte ihre Reiter im Sattel wie Marionetten auf und ab hopsen ließen.

Der Yamen, das Amtsgebäude des Generals, lag westlich der Klosterstadt. Eine große Mauer zog sich um einen gutbestandenen Park, welcher das Haus verdeckte. Auf dem freien Platze vor dem Yamen war eine kleine Zeltstadt entstanden; mächtige Jaks dösten zwischen den Zelten. Wir waren vielleicht noch fünfzig Meter von dem Tor des Yamen entfernt, als auf ein kurzes Kommando die Wache vor dem Toreingang unter Gewehr trat. Eine Kolonne kam von rechts; der Anblick, der sich mir bot, hatte etwas Erheiterndes. Der General war der einzige Berittene; links und rechts und hinter seinem Pferde liefen ein Dutzend ausgesuchter Läufer seiner Leibgarde, welche ihre entscherten Pistolen in der Hand trugen. Er ritt durch das Tor hindurch in den Park. Wir selbst ließen uns Zeit. Als wir nach einigen Minuten Kunstpause uns anmelden ließen, wurden wir sofort durch einen Adjutanten in das Haus geführt. In der Tür begrüßte uns der General. Wir betraten einen großen Saal, der zwar mit Ausnahme eines nach chinesischer Sitte gedeckten Rundtisches keine Möbel aufwies, aber durch hunderte an den Wänden hängende Gewehre ein recht imponierendes Bild bot. In einer Nische war in



Der Yamen, das Amtsgebäude des Generals, lag am Westende außerhalb der Klosterstadt

zwei Reihen eine Sammlung ganz entzückender Silberbecher und Kannen mit reich gehämmerten Mustern zur Schau gestellt. Einige Urnen wiesen Tierformen auf, bei anderen beeindruckte besonders der prachtvoll architektonische Aufbau. Räucherurnen unverkennbar chinesischer Herkunft wechselten mit tibetischen Gefäßen ab. Besondere Anmut zeigten einige Tsambabecher, deren schlanke Form getriebene Lotosblätter in streng klassischem Stil umwanden. Der Tibeter legt besonderen Wert auf Schönheit seiner Kultgefäße, zu denen die Kelche für den zeremoniellen Buttermilchtee in erster Linie zählen.

Leider blieb mir nur wenig Zeit zu einer beschaulichen Freude an dieser bezaubernden Schau innerasiatischer Silberschmiedekunst, die in so seltsamem Gegensatz zu der sehr dekorativen, leider aber kaum als Kulturgut zu wertenden Gewehrsammlung ringsum an den Wänden stand. Es bot sich nunmehr Gelegenheit, mein Gastgeschenk zu überreichen, über das sich der Hausherr aufrichtig zu freuen schien. Er erzählte mir, daß er früher selbst eine Thermosflasche besessen habe, doch sei sie bei einem Gebirgsritt in Trümmer gegangen. Die übrigen Gäste gesellten sich aus einem anderen Zimmer zu uns. Nach landesüblicher Sitte erhielt ich einen Platz, von dem aus ich sämtliche Türen und Fenster des Raumes übersehen konnte. Der General saß mir gegenüber. Links und rechts von ihm nahmen je zwei Offiziere seines Gefolges Platz. Zu meiner Rechten saß Gorotscheff, links hatte Hwang Platz genommen, dann folgte der Führer der chinesischen Leibwache. Neben Gorotscheff saß der größte Wollkaufmann Amdos, der zugleich Armeelieferant für den Militärbuddha war.

Obwohl der General einen ausgezeichneten chinesischen Koch hatte, begann das Essen nicht mit den üblichen kleinen chinesischen Vorspeisen. Dafür türmte sich auf einem in die Tischmitte gestellten Silbertablett ein Berg trockenen Brotes, welcher rasch dem kräftigen Zuspruch der Tafelrunde erlag. Ich begnügte mich mit einem kleinen Stück; aber bei den Tibetern scheint Brot die Stelle von Kuchen zu vertreten. Das leere Silbertablett machte einer wahrhaft fürstlichen Folge feinsten chinesischer Leckerbissen Platz. Nach je vier bis fünf rasch aufeinanderfolgenden Gerichten kam eine geschickt gewählte Suppe — einmal mit Pilzen, einmal mit Nudeln, dann wieder Hühnerbrühe oder Fischsuppe. Das süßsaure Schweinefleisch war



Der Tibeter legt besonderen Wert auf Schönheit seiner Kultgefäße

ganz besonders schmackhaft zubereitet. Ich versäumte nicht, immer wieder dem Hausherrn Komplimente über die Vorzüglichkeit der Wahl und Zubereitung zu machen. Reiswein wurde in Mengen getrunken. Ein Diener hatte vollauf zu tun, die ewig leeren Gläser nachzufüllen. Der General und seine Adjutanten bombardierten mich mit einem unermüdlichen Schnellfeuer von „gan be“, was auf deutsch so viel wie „trocken der Becher!“ heißt und unserem „ex“ entspricht. Mehr als ein Dutzend dieser kleinen Schalen heißen Weines trank ich aus, ohne die Prostfreudigkeit des Militärbuddha auch nur im mindesten erschöpfen zu können. Ich verschmähe fröhliche Sitte durchaus nicht, aber dieses betont schnelle Zutrinken überraschte mich. Dem General merkte man weder im Gespräch noch an seinen Bewegungen auch nur eine Spur bacchantischer Ausgelassenheit an. Ich beobachtete ihn scharf, und siehe da — des Rätsels Lösung blieb nicht lange aus. Während wir alle mit richtigem Alkohol bewirtet wurden, ließ sich der General aus einer besonderen Kanne einschenken. Ich sagte scherzend, der Reiswein sei zwar unerhört süffig und in seiner Qualität bestimmt unerreicht, es sei denn, daß in der Privatkanne des Generals eine noch bessere Sorte verborgen sei. Die Anwesenden schmunzelten; der General verstand Spaß und ließ nun sich selbst und mir größere Becher kommen, die von nun an garantiert gleichen Alkoholgehalt aufwiesen. Das Mahl ging dem Ende zu; die als harmonischer Abschluß jeder guten chinesischen Mahlzeit unentbehrliche Mandelspeise stand auf dem Tische; die Reisschalen waren geleert. Wir gingen in den Nebenraum, wo Ordonnanzen ausgezeichnete Orangen und Birnen herumreichten. Statt des sonst üblichen Tees gab es in kleinen Tassen Kaffee aus meiner Thermosflasche.

Allgemeiner Aufbruch folgte. Der General begleitete uns zum Tor. Beim Abschied klopfte er mir anerkennend und kräftig auf die Schulter; wir ritten aufgeräumt und vergnügt nach Hause.



VII VON BUDDHAS UND TULKUS

Lamaistische Lehren

Sehe meine Begegnung mit dem höchsten Priester Tibets geschildert werden soll, möchte ich einige allgemeine Einführungen vorausschicken.

Der Lamaismus entwickelte sich aus dem indischen Buddhismus. Im Mittelpunkt lamaistischer Betrachtungen steht die Beziehung der Himmelmächte zu den Sterblichen. Hierunter fällt vor allen Dingen auch der Begriff der Wiedergeburt (Inkarnation).

In Tibet weichen die Ansichten der einzelnen lamaistischen Lehrstätten außerordentlich stark voneinander ab; selbst innerhalb ein und derselben Klosterstadt kann man widersprechende Ansichten über nahezu jede glaubensphilosophische Frage hören. Der freien Auslegung von Dogmen sind kaum irgendwelche Schranken gesetzt. Auch die Werke europäischer Gelehrter über die tibetische Kirche geben den verschiedenartigsten Auslegungen Raum. Um so ausdrücklicher muß ich betonen, daß es sich bei den folgenden Ausführungen nicht um eine Erklärung, sondern nur um den Versuch einer Erklärung handelt. Die Materie ist äußerst verworren, widerspruchsvoll und für einen Nichtbuddhisten ziemlich ermüdend. Ich beschränke mich daher lieber auf volkstümliche Darstellung und verzichte gerne auf trockene Theorie.

Wiedergeburt

Wenn auch schon in frühesten Zeiten der nordbuddhistischen Kirche der Begriff Inkarnation durchaus bekannt war, so hat seine praktische Auswirkung doch erst mit der Reformation Tsön Kapas im vierzehnten Jahrhundert eingesetzt und eine heute noch geltende Form erhalten. Im tibetischen Volke gilt es als Glaubenssatz, daß unser menschliches Leben nur ein Glied in einem sich fortsetzenden Kreislauf ist. Wir werden wieder geboren in endloser Folge.

Der Zyklus wird nur beendet, wenn ausnahmsweise in einer letzten menschlichen Erscheinungsform das Stadium höchster Vollkommenheit erreicht wird. In diesem Falle mündet die Seelenwanderung im „Nirwana“, einem Zustand himmlischer Ruhe und Sorglosigkeit. Die Masse der Menschen lebt unbewußt, und nur besonders begnadete und fromme Naturen gehen bewußt den Weg der Tugend im Leben, ja selbst über den Tod hinaus in einen neuen Abschnitt der Lebenserscheinungen. Die gegenwärtige Form des menschlichen Daseins verpflichtet den gläubigen Tibeter zu einem in unzähligen Einzelheiten von seiner Kirche genau vorgeschriebenen Lebenswandel. Falls er diese Vorschriften nicht einhält, verirrt sich nach dem Tode seine Seele auf dem schweren „Bardo“ (Weg der Seelenwanderung) und wird in niedrigerer statt vollkommenerer Form, ja selbst in einen Tierkörper wiedergeboren. Die lamaistische Lehre schreibt nicht nur die Art des Lebens, sondern ganz besonders die Kunst des Sterbens und des Verhaltens während der Seelenwanderung vor.

Jeder Mensch hat zwei Seelen, von denen die eine — unsterbliche — nach dem Tode die Hülle des Körpers sprengt und die Seelenwanderung antritt, während die andere — sterbliche — noch Wochen, ja Monate in der verwesenden Hülle bleibt, um ganz allmählich ins Nichts zu verhauchen. Eine Untersuchung des Begriffes Inkarnation, wie er uns Europäern aus den Schilderungen über die höchsten Priester Tibets immer wieder begegnet, ist ebenso interessant wie kompliziert.

Tibetische Götter

Die tibetische Kirche verfügt über einen ganzen Olymp von Gottheiten. Teilen wir diese in drei Gruppen:

1. Die Schöpfer-Buddhas (Dyani Buddhas). Sie entsprechen dem Geist und Hauch göttlicher Schöpfungskraft.
2. Die Menschen-Buddhas (Manuschi Buddhas). Sie sind das Symbol abgeklärter und vollkommener Göttlichkeit.
3. Die Schutzgeister göttlichen Ranges und Mittler zwischen Gott und Mensch (Bodhisatvas), welche im himmlischen Rang etwas niedriger als die Menschenbuddhas stehen.

Die Schöpfer-Buddhas thronen im All inmitten eines unbeschreiblichen Lichterglanzes. Sie haben die Kraft, durch göttliche Ausstrahlung (Emanation) sowohl Menschenbuddhas wie Bodhisatvas auf die Erde zu schicken.

Nach tibetischer Philosophie werden die Welten von tausend Menschenbuddhas regiert. Viele davon haben bereits in früheren Welten ihre göttliche Mission beendet, andere werden in kommenden Weltensyklen erscheinen. Die gegenwärtige Weltenschöpfung steht unter dem Zeichen von fünf Menschenbuddhas, von denen drei bereits der grauen Vergangenheit angehören und der fünfte erst kommen wird. Unser Zeitalter steht im Zeichen des Vierten dieser Folge, des Buddha Gautama Sakyamuni, welcher Schöpfer der buddhistischen Lehre wurde.

Dalai Lama und Panschen Lama

Als Priesterstaat wird Tibet von zwei Großlamas regiert. Der Dalai Lama leitet von Lhasa aus die weltlichen Regierungsgeschäfte, während der Panschen Lama, der zugleich die Würde des Abtes von Tashilumpo bekleidet, das geistige Oberhaupt der Kirche ist. Bisher haben dreizehn Dalai Lamas und acht Panschen Lamas gelebt. Der Unterschied in der Zahl erklärt sich daraus, daß eine ganze Reihe von Dalai Lamas vor Erreichung ihrer Volljährigkeit einen gewaltsamen Tod gefunden haben. Der erste Dalai Lama war nach tibetischer Lehre das menschliche Gefäß des Bodhisatva Patmapani Avalokitesvara; nach dem Willen der Schöpfer-Buddhas sollte dieser vom Himmel gesandte göttliche Schutzgeist in menschlicher Hülle durch den Mund des Dalai Lama den Willen und die Gnade der obersten Gottheit offenbaren. Mit dem Tode des ersten Dalai Lama verließ der göttliche Schutzgeist Bodhisatva für immer das irdische Gefäß. Die menschliche Seele des Dalai Lama aber wurde in dem Leibe eines wunderbar erkannten Kindes wiedergeboren und legte in ihm — seinem Nachfolger —, und in seinen späteren Nachfolgern Zeugnis ab von dem göttlichen Wirken des einst menschgewesenen Bodhisatvas. Der Bodhisatva Patmapani Avalokitesvara gilt als ganz besonderer göttlicher Schutzpatron Tibets und seiner Kirche. Er war es, der das heilige Gebet „Om Mani padme hum“, das in

seiner einmaligen Bedeutung etwa dem christlichen „Vaterunser“ entspricht, aus der Hand des Schöpfer-Buddha Amitabha empfing. Der Dalai Lama gilt zugleich als der irdische Statthalter des Buddha Gautama Sakyamuni.

Der erste Panschen Rimpotsche Lama galt als Emanation des Schöpfer-Buddha Amitabha und damit als das menschliche Gefäß der höchsten buddhistischen Gottheit überhaupt. In gleicher Weise wie beim ersten Dalai Lama reinkarnierte der erste Panschen Lama nach seinem Tode in ein Kind, das damit den Hauch Amitabhas empfing.

Dem geistlichen Range nach steht der Panschen Lama als Offenbarung der höchsten schöpferischen Gottheit Amitabha unzweifelhaft höher als der Dalai Lama, der lediglich die Offenbarung eines im göttlichen Range stehenden barmherzigen Vermittlers zwischen Schöpfer und Schöpfung ist. Da aber ein Buddha als Sinnbild abgeklärter Göttlichkeit über den Welten schwebt, während ein Bodhisatva aktive Mittlerrolle zwischen Gott und Mensch übernimmt, so erwartet das tibetische Volk von dem Dalai Lama Hilfe in seinen menschlichen Sorgen, während es vom Panschen Lama religiöse Beratung und Führung erhofft.

Auch der Umstand, daß der Panschen Lama die Wahl eines Dalai Lama bestätigen muß, unterstreicht seinen priestergöttlichen Vorrang.

Bei den Gesprächen, die ich in Labrang Gompa mit ernsten Kennern der buddhistischen Lehre führte, stieß ich auf eine ungewöhnliche Behauptung: In den ersten Jahrhunderten des Christentums kamen einige Apostel des neuen Glaubens bis nach Indien. Sie trafen dort überall die Lehre des Buddha Gautama Sakyamuni. Das vorbildliche Leben des indischen Religionsstifters veranlaßte die christliche Kirche, ihn in die Zahl christlicher Heiligen einzureihen. Damit glaubte man wohl, die größten der Verbreitung des Christentums in Indien entgegenstehenden Schwierigkeiten zu beheben. Wenn diese Behauptung stimmt, ergäbe sich der einzigartige Fall, daß ein Menschen-Buddha und Stifter einer der verbreitetsten Religionen der Menschheit zugleich ein Heiliger der christlichen Lehre wäre.

Daß es englischem Einfluß gelingen konnte, die mächtige sogenannte „Lhasa-Clique“ gegen den höchsten lebenden Buddha des Landes aufzuwiegeln, zeugt von einem weit gediehenen Verfall des lamaistischen Staatsgedankens.

Nachdem einmal der Lamaismus unter Tsön Kapa die Wahrheit solcher Inkarnationen anerkannt und als Glaubensgut übernommen hatte, ließ sich bei der Vielzahl lamaistischer Gottheiten und Heiliger die Zahl weiterer Inkarnationen niedrigeren Grades nicht mehr beschränken. Wie Pilze schossen neue Tulkus (Wiedergeburten bestimmter Schutzgeister) aus dem Nährboden tibetischer Mystik. Die Priester sorgten dafür, daß in jedem Winkel des gewaltigen Hochlandes dem blindgläubigen Hirtenvolke Inkarnationen präsentiert wurden. Die Anwesenheit einer Inkarnation in einer Mönchs-niederlassung hob sofort den Pilgerzustrom auf recht ansehnliche Weise. Schließlich häuften sich Fälle, in denen der Betrug greifbar war, derart, daß der chinesische Kaiser Kien Lung durch strenge Gesetzesbestimmungen diesem Unfug steuern mußte.

Trotzdem gibt es auch in heutiger Zeit noch Hunderte von Reinkarnationen, welche fast ausnahmslos der Gelben Sekte angehören. Die Rote Sekte verfügt über eine einzige Buddha-Inkarnation, über die noch zu sprechen sein wird. Daneben gibt es bei den Rotmützen einige wenige Tulkus verstorbener hoher Lamas dieser Sekte.

Übrigens ist es falsch, anzunehmen, daß die Wiedergeburt eines Tulku in ein Kind erfolge, das in seiner Todesstunde geboren wird. Nach der Überlieferung kann eine Reinkarnation frühestens am sieben mal siebenten Tage, also am neunundvierzigsten Tage nach dem Hinscheiden erfolgen.

Bei der Beurteilung tibetischer Zustände muß man streng unterscheiden zwischen der kleinen führenden Oberschicht der Lamas und der ungebildeten Masse der Mönche niederen Grades, welche Trapa heißen. Bei den gebildeten Lamas finden wir Leute von außerordentlich umfangreichen Wissen und ernstem Streben. Allerdings überwiegt bei den höheren Priestergraden weitaus das weltliche politische Element.

Bei der Beurteilung wunderähnlicher Manifestationen, die vielfach alle Zeichen höchster Unglaubwürdigkeit aufweisen, darf nie außer acht gelassen werden, daß das Volk ernstlich diese Dinge glaubt und mit einer geradezu unwahrscheinlichen Demut als gegeben hinnimmt. Das Wunder Tibets ist nicht seine Priesterlehre, sondern die unerschütterliche und oft ergreifende Gläubigkeit seines Volkes.

Jede Nation hat ihre Heroen. Tibet ist ein Land ohne Volksschulen, ohne Zeitung und trotz seines überreichen theologischen Bücherschatzes ohne Volksliteratur. Dagegen kennt kaum ein Land mehr Sagen und Heldengedichte. Bei dem überwältigend großen Platz, den die Religion im öffentlichen Leben einnimmt, konnte es nicht ausbleiben, daß auch die Volkshelden mit einem religiösen Glorionschein umwoben wurden. Ein gutes Beispiel hierfür ist Tsang Se Lin, der Militär-Buddha Labrangs. Er ist der Tibetergeneral, von dem wir schon hörten. Die Volkssage umgibt ihn nicht nur mit dem Nimbus des klugen Staatsmannes und tapferen Generals, sondern reiht auch ihn, obwohl er Laie ist, in die Vielzahl buddhistischer Heiliger ein. Seine Lebensgeschichte, wie sie mir in Labrang erzählt wurde, dient als gutes Beispiel dafür, wie das Volk Tibets seine Großen sieht:

In einer kleinen Lamaserie, fünf Tagereisen von Labrang entfernt, lebte ein alter Tulku. Als er sein Ende herannahen fühlte, versammelte er die Mönche des Klosters um sich und kündigte ihnen sein nahes Scheiden an. „Wenn ich gehe“, so erklärte er ihnen, „werde ich nicht als Mönch, sondern als Krieger meine neue Form finden. Ich werde große Gewalt in meiner Hand vereinigen und vom Volke Tibets als höchster Militär-Buddha anerkannt werden. Ich bitte euch aber, diese meine Worte geheim zu halten“. Er übergab seinem Lieblingsschüler ein Pergament, auf dem Tag, Monat und Jahr, ja selbst der Ort genau vermerkt war, an welchem er wiedergeboren würde; doch war gleichzeitig vermerkt, daß im Interesse seiner bald auf Wanderschaft gehenden Seele jede Nachsuche nach seinem Nachfolger unterbleiben müsse.

Sein eigentliches Testament übergab der sterbende Tulku dem Vermögensverwalter, der bei allem, was ihm heilig war, schwören mußte, das Geheimnis zu wahren. In dem letzten Willen war dem Vermögensverwalter aufgetragen, sich bereit zu halten, wenn einmal, dreißig Jahre nach dem Tode des Tulku, ein gewaltiger Aufstand der Hui Hui (Mohammedaner) die Provinzen Kansu und Amdo erschüttern würde. Am längsten Tage jenes Jahres aber solle er südlich von Ti Tao Chou auf einer genau angegebenen Lichtung rasten. Zur Zeit des höchsten Sonnenstandes werde ein Tibeter, auf

einem Schimmel reitend, erscheinen und ihn um Tee und Tsamba bitten. Dieser Reiter sei der kommende Befreier des Landes und zugleich sein neues Ich.

Im Jahre 1925 entbrannte in Kansu ein blutiger Aufstand aller Mohammedanerstämme, die auch in Amdo einfielen und selbst Labrang bedrohten. Tsang Se Lin, der damals schon Führer einer Tibetertruppe Amdos war, ritt auf gefährlichen Pfaden mitten durch das Aufstandsgebiet nach Lanchow und ersuchte dort die chinesischen Militärbehörden um zielbewußte Zusammenarbeit mit seiner Truppe. Die Aufständischen, welche von dem Ritt des Generals zu spät Kenntnis erhielten, beschlossen, dem gefährlichen Gegner den Rückzug abzuschneiden. Tsang Se Lin aber bog weit um das Mohammedanergebiet herum und gelangte nach vielen Fährnissen erschöpft in die unwirtliche Berggegend bei Ti Tao Chou. Sein eigenes Pferd wie das seines Begleiters war vollkommen abgehetzt; er machte auf einer kleinen Lichtung Rast. Dort fand er einen alten Mann, der gerade Tee gekocht hatte. Ihn bat er um eine Schale Tee und etwas Tsamba. Der Alte war übergücklich, seine Gastlichkeit zeigen zu können und brachte das Gespräch auf die Kriegswirren in der Provinz. Er sagte: „Es ist ein Jammer, daß wir Fäntze (wie sich die Tibeter selbst nennen) keine militärische Führung haben.“ Tsang Se Lin gab sich dem Alten zu erkennen und schilderte seine gefährliche Reise. Mit tiefer Ergriffenheit erkannte der greise Vermögensverwalter, daß die Prophezeiung seines Tulku nunmehr erfüllt sei. Er bat Tsang Se Lin, den Begleiter wegzuschicken, da er ihm eine wichtige Eröffnung zu machen habe. Als sie allein waren, warf er sich vor ihm zur Erde: „Du bist nicht ein gewöhnlicher Soldat, sondern die lebendige Inkarnation meines verstorbenen Tulku. Dein Eigentum wartet auf dich“.

Tsang Se Lin wurde bald darauf Führer aller Tibetertruppen in Amdo und ist unter dem Namen „Militär-Buddha“ weit und breit berühmt.

Aberglauben

Der Aberglaube der Tibeter ist erschütternd. Ohne Amulett würde sich kein Nomade aus dem Hause wagen, ohne Befragung eines Orakels ist keine wichtigere Familienentschließung denkbar. Der

Geisterglaube treibt seltsame Blüten unter den zahlreichen Sekten von Zauberern und Geisterbeschwörern. Die indische Schiwalehre verbindet sich mit der uralten Pönreligion zu einem verworrenen Gespensterkult. Hypnose und die verschiedensten Formen eines primitiven Spiritismus feiern Orgien. Menschliche Phantasie reicht kaum aus, sich eine Vorstellung von dem Ausmaße solcher Verirrungen zu machen. Wiedererweckung Toter zum Leben, Verwünschung Mißliebiger, Verzauberung ganzer Familien sind nur einige Betätigungsgebiete dieses okkulten Wahnwitzes. Man könnte ihn übergehen, wenn nicht gerade der verworrene Totenkult des Landes diesem gefährlichen Unfug Tür und Tor öffnen würde. Es braucht bloß ein Jünger der Schwarzen Kunst den Angehörigen eines kürzlich Verstorbenen mitzuteilen, daß die Seele des Dahingeshiedenen auf ihrer Wanderung in schwerste Not geraten sei, um auch das letzte Silberstück im Besitze der tödlich erschrockenen Familie für sinnlose Zaubersprüche lockerzumachen.

Jene unheimliche Bergeinsamkeit und unvorstellbare Wüstenei aus Stein und Fels, die sich Tibet nennt, verbindet sich mit dem unwirtlichsten Klima der Welt zu einer Einheit, der gegenüber die Macht des Menschen fast wesenlos bleibt. Kann es da wundernehmen, wenn arme, ungebildete Nomaden im Wirken widriger Naturgewalten die Hand von Geistern und Dämonen sehen?



Geschichte des Klosters

Man macht sich leicht falsche Vorstellungen über Art und Wesen eines lamaistischen Klosters. Der Landfremde glaubt, es herrsche dort eine Einheit von Leitung, Lehre, Religionsübung und Disziplin. Auch ich habe erst durch Augenschein ein ungefähres, wenn auch nicht erschöpfendes Bild von einer Gompa (Klosterstadt) bei meinen Wanderungen durch Straßen, Plätze und Kultstätten von Labrang erhalten. Ich muß gestehen, daß die politischen Geschehnisse, die Seltsamkeit der Aufzüge und das unbeschreibliche bunte Bild tibetischer Pilger mich mehr interessierten, als die merkwürdigen Götterbilder, zu denen ich keinerlei innere Einstellung fand. Ihr künstlerischer Wert ist meist fraglich. Ich beschränke mich auf allgemeine Eindrücke und Erlebnisse. Labrang Gompa ist das drittgrößte Kloster Tibets; es folgt gleich hinter Lhasa, der Residenz des Dalai Lama, und Tashilumpo, dessen jeweiliger Abt der Panschen Lama ist. Der Name Labrang bedeutet „Haus des Tulku“. Die Gompa ist verhältnismäßig jungen Datums; sie wurde im Jahre 1710 von dem berühmten Philosophen und Literaten Kuntschen Schamjan Schatbi gegründet, der in Lhasa eine bedeutende philosophische Schule unterhielt und sich als achtzigjähriger Greis in dem Tale des Labrang Ho niederließ. Labrang Gompa wurde sehr rasch bekannt, da sich seine Mönche durch besonders frommen Lebenswandel auszeichneten. In immer steigendem Maße wuchs hier ein Mittelpunkt lamaistischer Gelehrsamkeit. Labrang Gompa ist nicht ein einheitliches Kloster, sondern eine Zusammenballung verschiedenster Geistesschulen und Richtungen. Man kann die Mönchssiedlung mit einem freien Staatenbund vergleichen; sie setzt sich aus einer Vielzahl fast völlig unabhängiger priesterlicher Gemeinden zusammen. Der Kontakt unter den einzelnen Gliederungen ist außerordentlich lose. Allen gemeinsam ist das Streben nach Vervollkommnung der Lehre Tsön Kapas, wobei

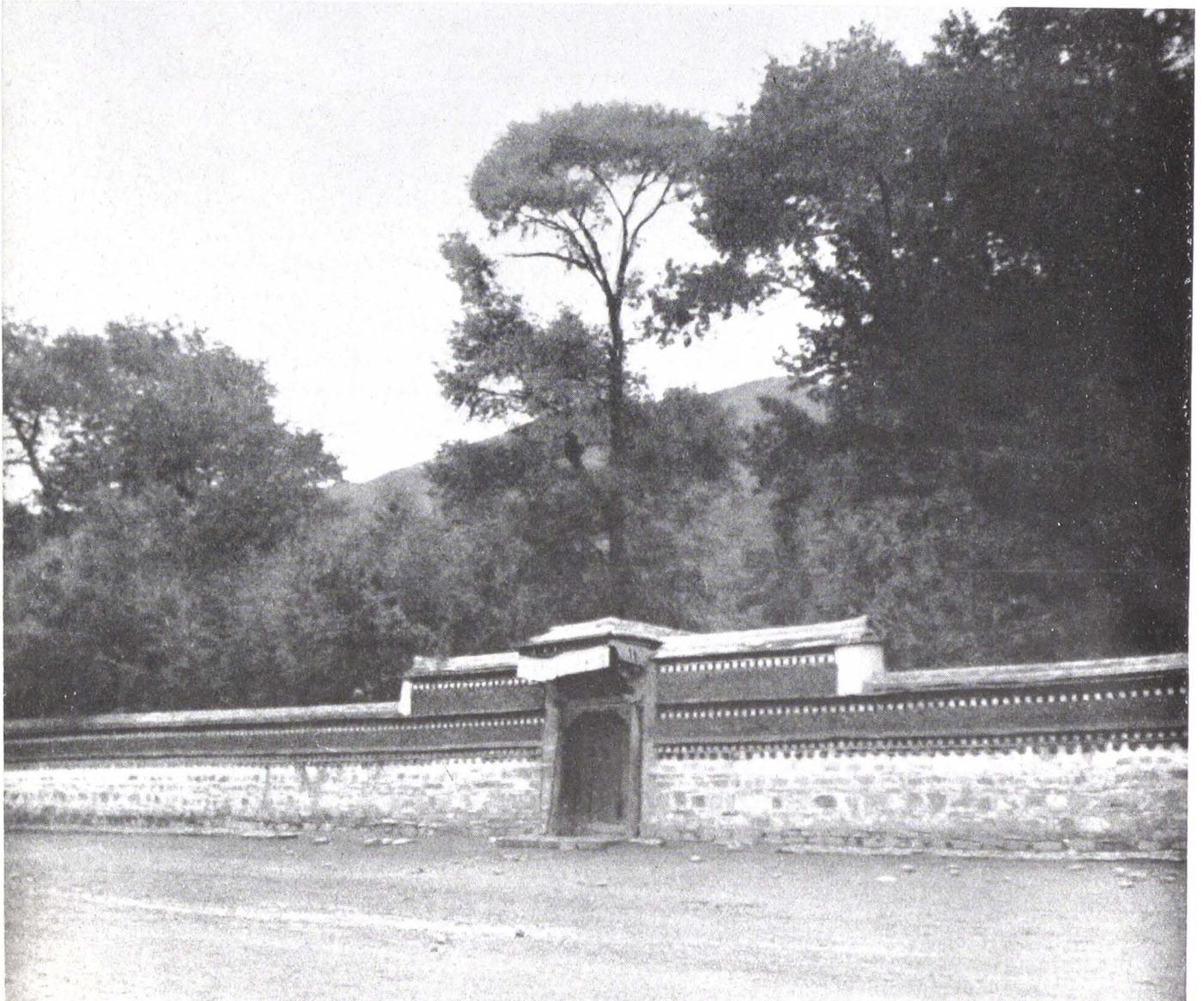
einer individuellen Auslegung völlig freier Spielraum gewährt wird. Es gibt in Labrang eine Unzahl großer und kleiner Inkarnationen, die alle der gelben Sekte angehören. Die einzige Ausnahme — den roten Lama — bespreche ich in einem besonderen Kapitel. Die Tulkus genießen zwar allgemein die ihrem Rang entsprechende Achtung, üben aber außerhalb ihres engeren Kreises kaum irgendwelchen Einfluß aus. Zusammengehalten wird Labrang Gompa durch eine Verwaltungszentrale, die aus führenden Lamas der einzelnen Klosterschulen besteht. Außer der Wahrung priesterlicher Sitte und Ordnung obliegt diesem Gemeinderat die materielle Zentralverwaltung und die Verbindung mit Behörden und Machtfaktoren der Außenwelt. Die Einzelgruppen tragen zwar zur Finanzierung der Generalunkosten der Gompa nach genau festgelegtem Verteilungsschlüssel bei, behalten aber völlige Oberhoheit über ihre eigenen Finanzen, wie über den inneren Klosterbetrieb und den Verkehr mit ihnen nahestehenden Kreisen Amdos wie Inner-Tibets. Bei großen festlichen Gelegenheiten und Pilger-Wallfahrten schließen sich alle Lamas zu gemeinschaftlichen Gottesdiensten zusammen. An den übrigen Tagen des Jahres werden die größten Gebetsäle durch die verschiedenen theologischen Seminare nach genau festgelegtem Stundenplan benützt. Nur die täglichen Exerzitien der Novizen und ihre Schulung in Gebet und Gesang erfolgen gemeinsam.

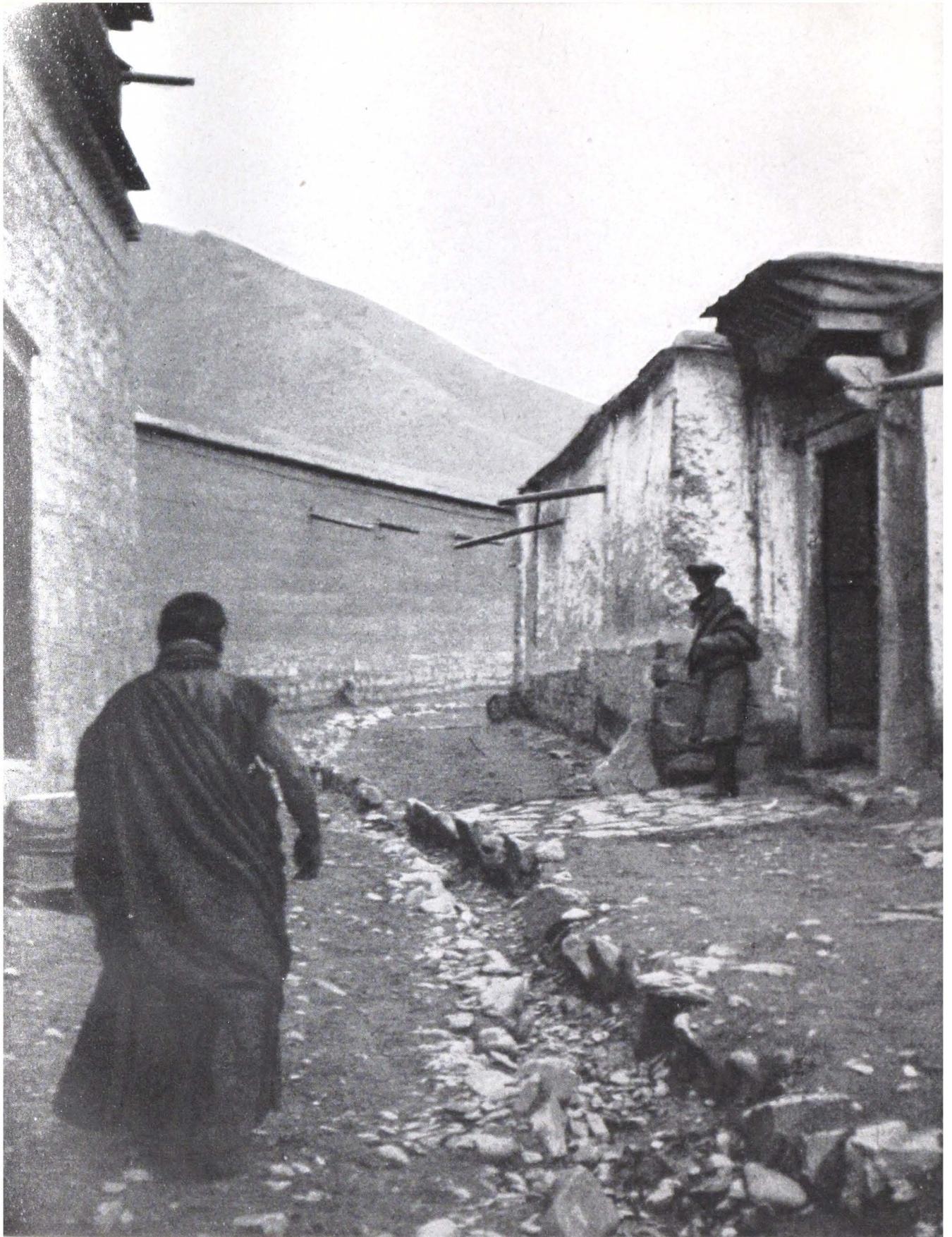
Dieser Abgeschlossenheit der einzelnen Glieder untereinander entspricht auch die Baueinteilung der Gompa. Die kleinen Quadrate, welche mir von der Höhe des Berges aus aufgefallen waren, erweisen sich bei einem Rundgang als die eigentlichen Einheiten der Mönchssiedlung. Eine hohe Mauer schließt die Einzelgemeinde gegen die Außenwelt ab. Jede hat nur ein Tor, für das allein der Vorstand der Gemeinschaft den Schlüssel besitzt. Ein Gang durch die engen, ungepflegten Straßen, durch deren Mitte als einzige Kanalisation ein fußtiefer Graben läuft, zeigt ein geheimnisvoll verschlungenes Labyrinth abweisender, hoher Mauern. Da die Tore gewöhnlich verschlossen sind, kann man von der Straße aus die dahinterliegenden Gebäude kaum sehen. Die wenigen freien Plätze, um die sich Tempel und Gebetshallen gruppieren, dienen als Sammelort der Pilger. Das Leben in den einzelnen Klöstern spielt sich vollkommen hinter verschlossenen Türen ab.



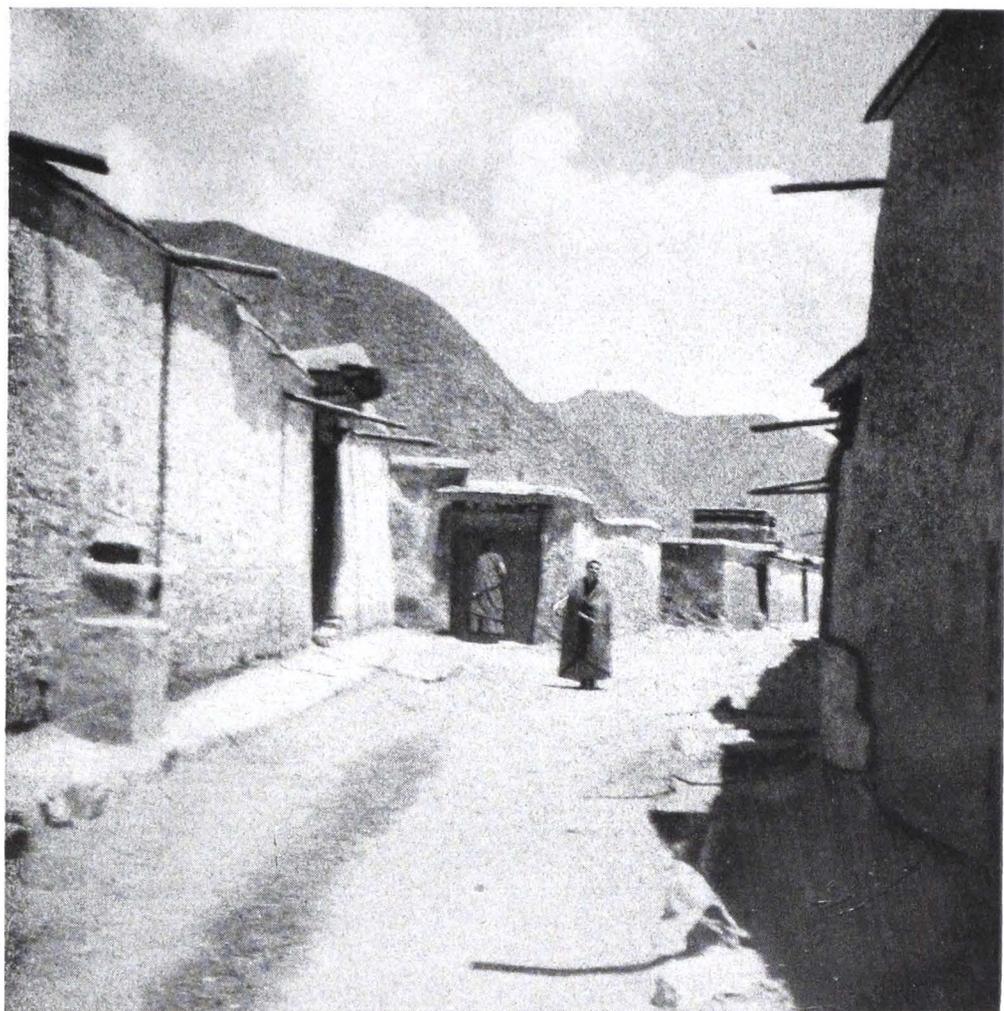
Die kleinen Quadrate erweisen sich als die Einheiten der Mönchssiedlung

Eine hohe Mauer schließt die Einzelgemeinde gegen die Außenwelt ab. Jede hat nur ein Tor, für das allein der Vorstand der Gemeinschaft den Schlüssel besitzt





Ein Gang durch die ungepflegten Straßen, durch deren Mitte als einzige Kanalisation ein fußtiefes Graben läuft, zeigt uns ein geheimnisvoll verschlungenes Labyrinth abweisender, hoher Mauern

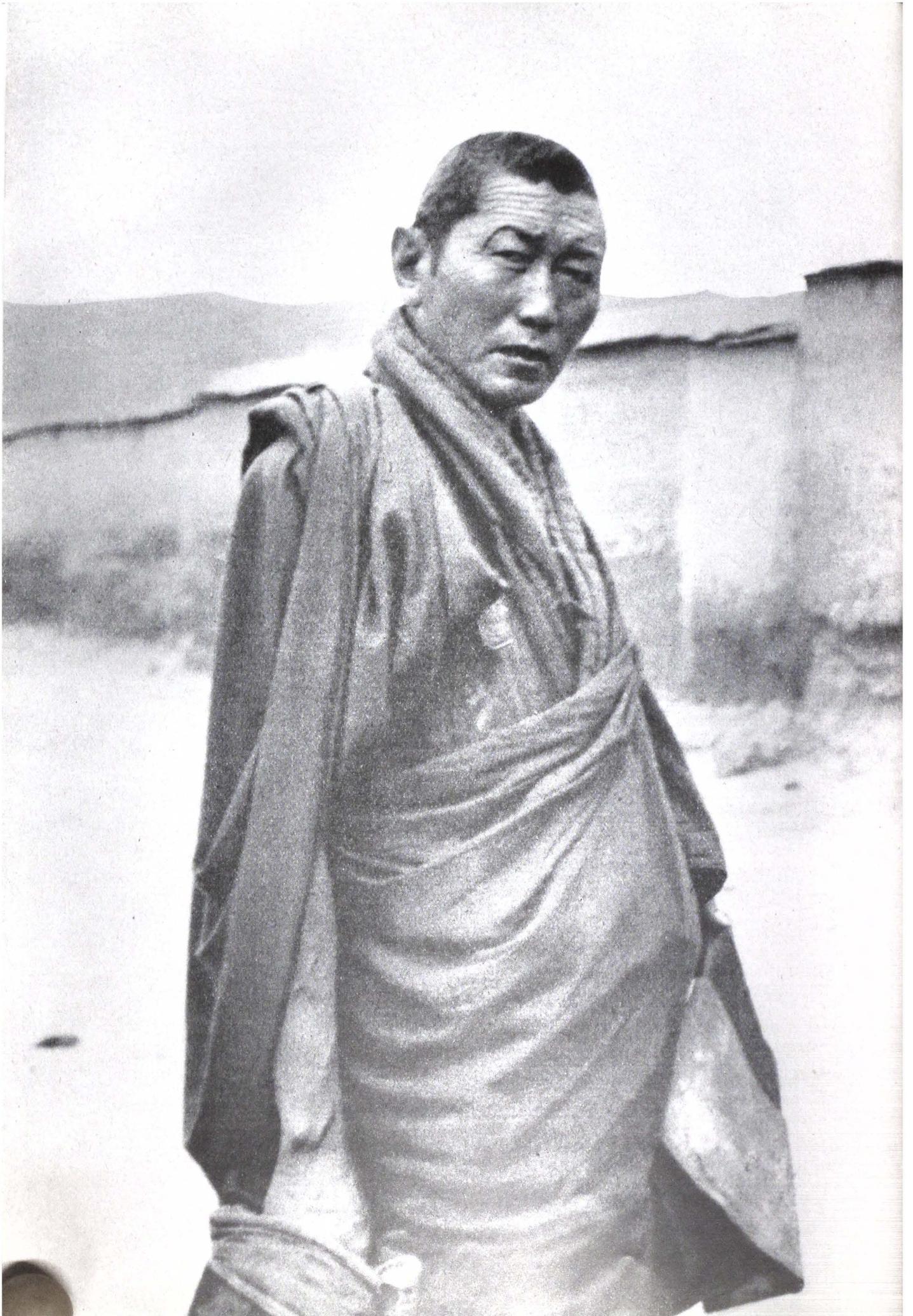


Man kann von der Straße aus die dahinterliegenden Gebäude kaum sehen

Der oberste Lama eines Klosterblocks ist zugleich dessen Verwalter und unumschränkter geistlicher und weltlicher Leiter. Es gibt arme Gemeinden und reiche; es bestehen Häuser mit nur wenigen Insassen und Abteien mit Hunderten von Mönchen. Berühmt sind in Labrang Gompa die von Lamas geleiteten Medizinschulen; daneben finden wir Theologieseminare und Hochschulen für Symbolik und lamaistische Religionsgeschichte. Einige Gemeinden befassen sich nur mit geistlichen Dingen, andere widmen sich mehr den Naturwissenschaften. Große Internate unterhalten theologische Bibliotheken und eigene Buchdruckereien. Handwerkliche Tätigkeit, Anfertigung von Votivgegenständen, Abschreiben heiliger Bücher, ja selbst umfangreiche Handelstätigkeit üben andere Lamastätten aus. Berühmt ist Labrang Gompa durch seine ausgezeichneten tiefroten Pulostoffe aus Schaf- und Ziegenwolle. Der Wollhandel der einzelnen Textilwerkstätten ist außerordentlich groß. Ich sah große Jakkarawanen, deren Begleiter stundenlang geduldig warteten, bis sie mit der Ablieferung ihrer Woll-Ladung an die Reihe kamen. Auch die Jakhaardecken der Lamamanufaktur sind allgemein geschätzt. Die Goldschmiedekunst ist mit achtbaren Leistungen vertreten. So frei und locker der Zusammenhalt der einzelnen Klosterteile untereinander ist, so streng wird es mit der Disziplin innerhalb einer Gemeinschaft gehalten. Es gibt Konvente, die schon seit einer Reihe von Generationen bestehen, und deren oberste Würde sich jeweils auf den Lieblingsschüler des führenden Lama vererbt. Es soll nicht unerwähnt bleiben, daß der so Bevorzugte meist ein Verwandter des Erblässers ist. Seit Jahrhunderten tritt mindestens ein Sohn jeder Familie in den Mönchsorden ein.

Ehelosigkeit

Die Ansicht, daß das erzwungene Zölibat eines Drittels der männlichen Bevölkerung des Landes notwendig sei, um durch Geburtenminderung eine allgemeine Hungersnot zu vermeiden, ist unhaltbar. Tibet könnte das Drei- und Vierfache seiner jetzigen Bevölkerung ernähren. Es ist viermal so groß wie Großdeutschland





Der Wollhandel der einzelnen Textilwerkstätten ist außerordentlich groß. Ich sah große Jakkarawanen, deren Begleiter stundenlang geduldig warteten, bis sie mit der Ablieferung ihrer Woll-Ladung an die Reihe kamen

und besitzt eine Reihe völlig brach liegender Täler mit hinreichender Kulturmöglichkeit. Aber Mönche heiraten nicht, Mönche pflügen nicht. Lamaistische Lebensverneinung ist gleichbedeutend mit nationalem Selbstmord. Und doch ist der tibetische Buddhismus nicht allein schuldig; er brachte nicht erst die Verneinung des Lebens nach Tibet — sie war bereits vorhanden. Sie ist so alt wie der tibetische Mensch; die Schrecken der Naturgewalten ließen niemals Lebensfreude aufkommen. Die Elemente traten aller Kreatur feindlich entgegen — in ihnen sah der armselige Berghirte das Wirken grausamer Dämonen. Höllenfurcht und Geisterglauben benützten dann die Priester der Pönlehre, um ihre Macht im Volke zu verankern. Die Wut der Dämonen mußte besänftigt werden — in ihrer religiösen Angst opferten Eltern das Leben eines Sohnes, um vor üblen Ränken und Einflüssen aus dem Jenseits geschützt zu sein. Später trat an Stelle des Blutopfers erzwungene Ehelosigkeit als höchstes Opfer. Als der buddhistischen Priesterschaft des Landes gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts die weltliche Herrschaft Tibets in den Schoß fiel, sorgte sie dafür, daß durch zwangsweisen Eintritt des jeweils kräftigsten Sohnes einer Familie in die Mönchsgemeinschaft der Geist der Widerspenstigkeit und des männlichen Selbständigkeitsdranges von Generation zu Generation mehr gebrochen wurde.

Bild links: Der oberste Lama eines Klosterblocks ist zugleich dessen Verwalter und unumschränkter geistlicher und weltlicher Leiter



*Seit Jahrhunderten tritt mindestens ein Sohn jeder Familie
in den Mönchsorden ein (Siehe auch Farbbild auf Seite 374)*

Im Laufe der Zeit bildete sich ein eigenartiger Zustand heraus: Der in ein Kloster eingetretene Sohn und Bruder ist zwar für das engere Familienleben verloren, doch werden verwandtschaftliche Bande mit der alten Heimat zu beiderseitigem Nutzen aufrechterhalten. Die Familie versorgt den Mönch nach bestem Können mit Lebensmitteln und Geld; der Lama wiederum hilft durch seine verhältnismäßig höhere Bildung und den Einfluß, der ihm als Mönch in dem Priesterstaate Tibet zusteht, seiner Familie und seinem Bezirk in allen geistigen und weltlichen Sorgen. So besucht jeder aus besseren Kreisen stammende Lama in mehr oder weniger regelmäßigen Abständen die alte Heimat, während die Familie jährlich einmal zu seinem Kloster pilgert.

Ausbildung der Mönche

Wohlhabende Familien haben das größte Interesse, den Einfluß, welchen sie im Laufe der Generationen in einer Klostersgemeinde erwarben, sich zu erhalten. Sie betrachten das Haus, in welchem Söhne ihres Stammes wirkten und das mit dem Gelde des ganzen Klan aufgebaut und ausgestaltet wurde, als Familienbesitz, der allerdings niemals in Laienhände zurückfallen kann. Fehlt daher in einer Generation ein Sohn, den man der geistigen Obhut des Onkels anvertrauen könnte, so tritt ein Vetter oder sonst nächster Verwandter an dessen Stelle. Der Rangunterschied macht auch vor Klostermauern nicht halt; schon bei Beginn einer Klosterlaufbahn ist er fühlbar und folgt dem Mönche durch sein ganzes Leben. Nur ganz besonders begabten und tüchtigen Sprossen einfacher Familien gelingt es, sich über den Rang eines niedrigen Trapa hinaus zu erheben und selbst Gründer einer religionsphilosophischen Schule zu werden. Die meisten Mitglieder einer Mönchsgemeinschaft kommen nie über die niederen Weihen hinaus; auf ihren Schultern liegen alle schweren und unangenehmen Arbeiten des Konvents. Ganz anders ist der Werdegang von Söhnen aus gutem Hause. Der Sproß eines alten Klan weiß schon von Jugend auf, daß er es innerhalb des Klosters zu Ansehen und Macht bringen wird. Trotzdem muß er sich der Disziplin völlig unterwerfen. Sein Lehrer und Meister sieht streng darauf, daß er genau wie jeder andere die harte Schule



So besucht jeder aus besseren Kreisen stammende Lama in mehr oder weniger regelmäßigen Abständen die alte Heimat, während die Familie jährlich einmal zu seinem Kloster pilgert

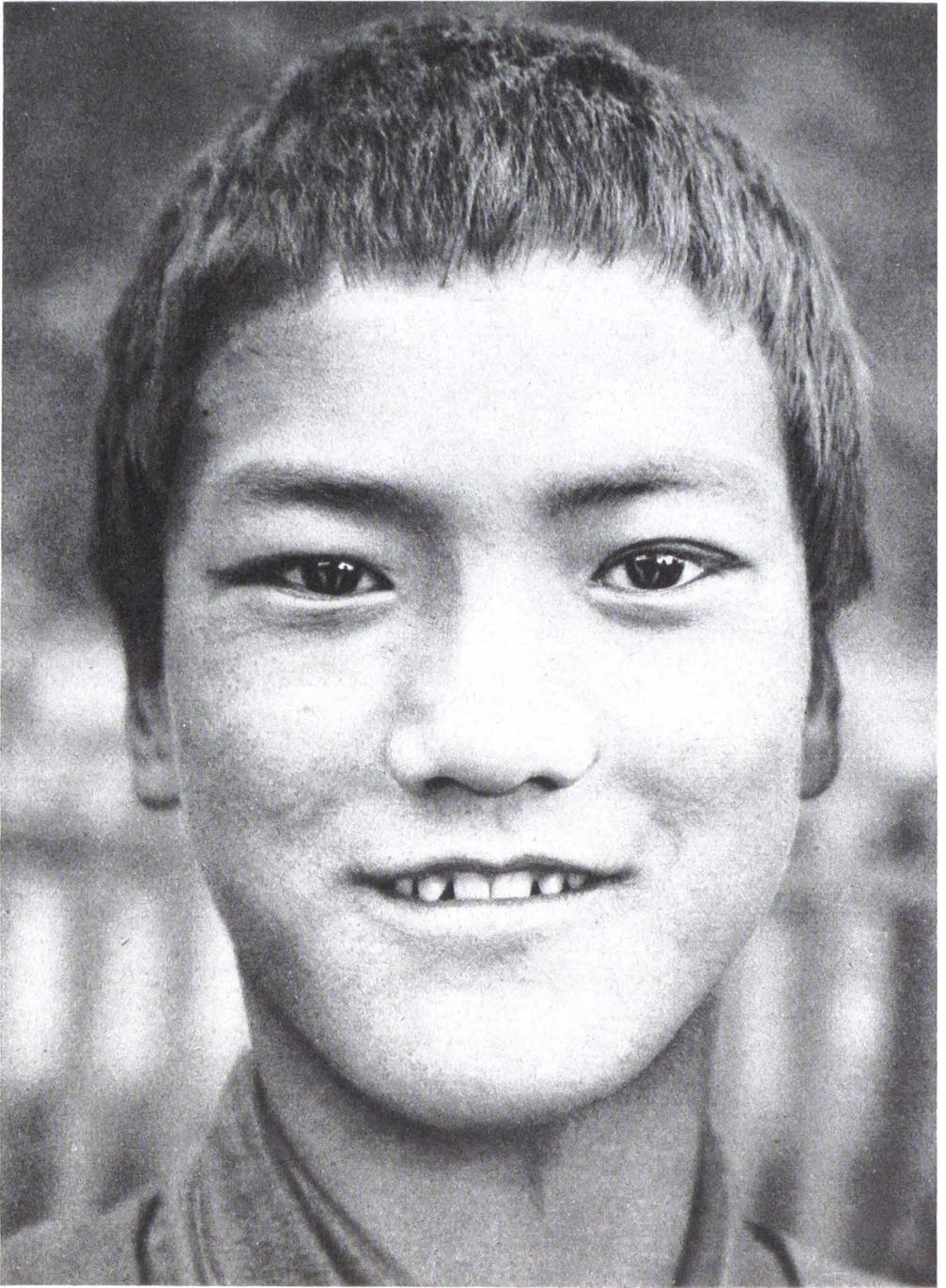
der Lehrjahre durchläuft. In den langen Jahren des Noviziats lernt der Knabe lesen und schreiben und übt sich in dem Auswendiglernen der Glaubenssätze und heiligen Schriften. Eine strenge Prüfung schließt die Lehrzeit ab. Mit ihrem Bestehen erhält er die niederen Weihen. Begabte „Getsuls“ (junge Priester) werden zur Vervollkommnung ihrer Bildung in ein anderes Kloster oder für einige Jahre nach Lhasa oder Tashilumpo geschickt. Bei seiner Rückkehr empfängt der weitgereiste „Getsul“ die höheren Weihen und ist damit ein „Geslong“ oder voll bestallter „Lama“. Sein alter Freund und Lehrer macht ihn zu seinem Gehilfen.

Bettelmönche

Wie schon erwähnt, wird die schwere Arbeit von Trapas verrichtet, die auch für das Hereinkommen der Almosen zu sorgen haben. Zu bestimmten Zeiten werden jährlich nach genau festgelegten Routen große Bettelexpeditionen ausgesandt, deren Erlös der Erhaltung des Stammhauses und frommen Zwecken dient. Die ausgesandten Trapas sind ebenso gewandte Prediger wie Scharlatane, in noch höherem Maße aber beherrschen sie jeden Kniff fahrender Kaufleute. Eine Bettelexpedition schleppt auf Packtieren Ramschware und Amulette im Werte von Tausenden von Dollars mit sich, die den frommen und gebefreudigen Nomaden um das Vielfache ihres Wertes aufgeschwätzt werden. Die Arbeit der Almosenkünstler greift vom religiösen Gebiet stark auf Gaukler- und Marktschreiertum über. Der Erlös besteht nicht nur aus Silber und Gold; vielfach gibt der Nomade Naturalien, wie Butter, Wolle und Stoffe. Die Trapas sind bewaffnet und wissen sehr wohl die frommen Gaben vor dem Zugriff sündiger Räuber zu schützen.

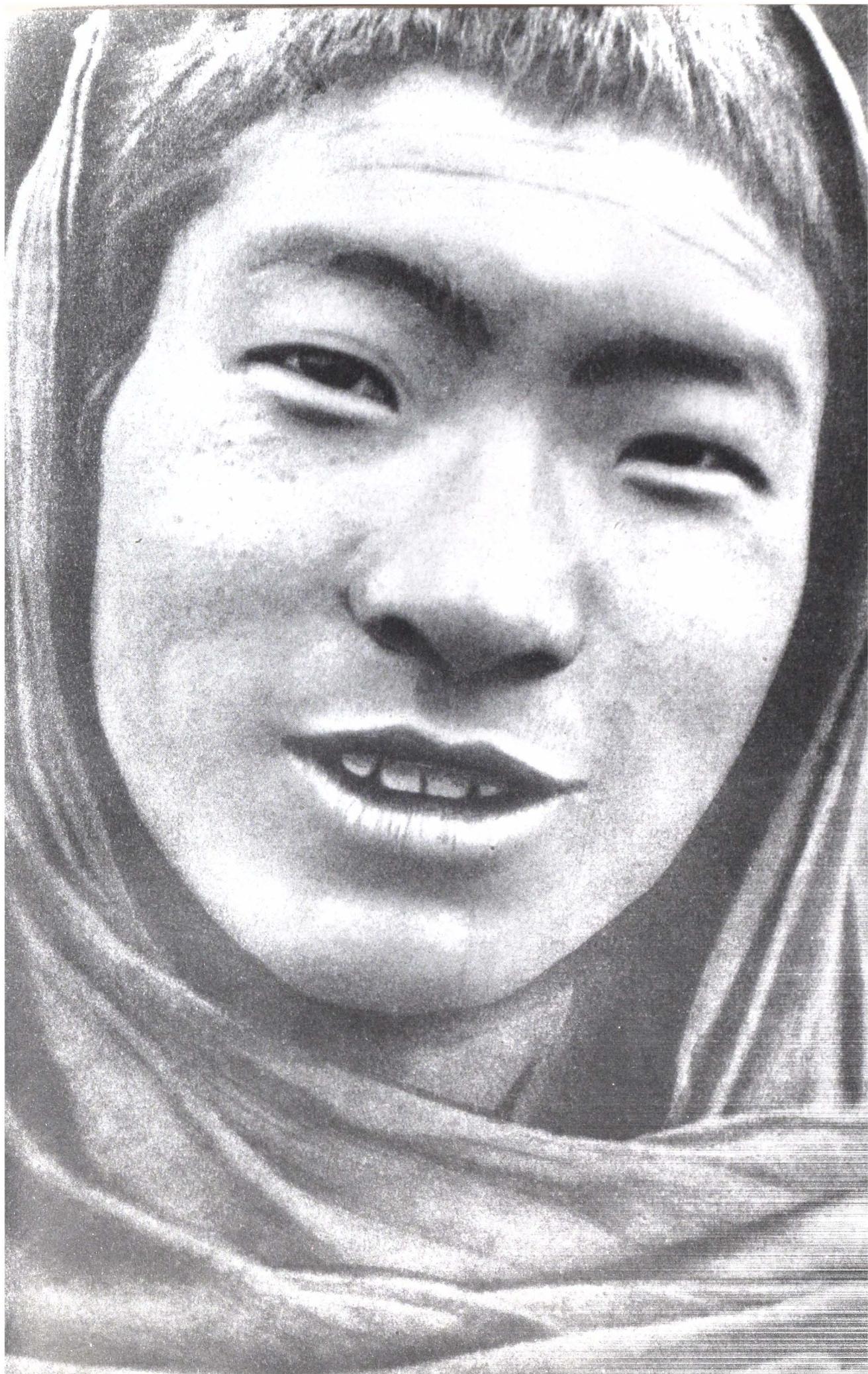
Klostergebäude

So abweisend und kahl die ein Kloster umschließenden Mauern sein mögen, so interessant ist ein Blick in das Innere. Die von der Straße her sichtbaren Mauern bilden die Rückwand der sich um die vier Innenseiten ziehenden Wohnbauten. Die Fenster liegen



Die schwere Arbeit wird von Trapas verrichtet

Bild rechts: Die Trapas haben auch für das Herbeikommen der Almosen zu sorgen





*So abweisend und kahl die ein Kloster umschließenden
Mauern sein mögen, so interessant ist ein Blick in das Innere*

nach der Hofseite. Gewöhnlich haben die Häuser zwei Etagen, von denen die obere für Wohnräume reserviert ist, während zu ebener Erde Stallungen und Vorratsräume liegen. Ein überdachter Wandelgang verbindet die einzelnen Zellen, welche durch papierverkleidete Holzgitter spärlich erhellt werden. Die Inneneinrichtung einer Zelle besteht aus dem etwas erhöhten Schlafbrett, der einen oder anderen Truhe und einigen von den Wänden herabhängenden heiligen Sprüchen und Bildern. Die hölzernen Tragsäulen und das Fachwerk des Hauses zeigen oft reiche Schnitzerei. Das Dach ist flach, der große Hofraum gewöhnlich ungepflastert. Nur die reichsten Lamaserien sind aus Stein erbaut. Sie haben gewöhnlich drei Stockwerke. Der Eingang befindet sich in der Mitte, darüber tragen die folgenden Stockwerke eine Art Loggien, die mit schweren, geteilten Vorhängen geschmückt sind. Eigenartige, nach unten sich keilförmig verbreiternde, taubengraue Farbstreifen umrahmen die Fenster. Der Anstrich des Hauses ist ein mattes Rosa. Zwischen dem obersten Stockwerk und dem flachen, etwas überstehenden Dach leuchten aus sattem Braun kreisförmige Goldornamente. Seitlich der Loggien fällt bis zum ersten Stock eine helle Stoffwand, welche die Fenster freiläßt. Meist dienen diese Paläste den höchsten Lamas als Wohnung. Die Treppen sind finster und gefährlich steil, die einzelnen Zellen kaum größer als zwei mal drei Meter. Nur die Wohnräume des Vorstandes der Gemeinde weisen größere Ausmaße auf. Die Querbauten sind aus Holz aufgeführt und einstöckig.

Labrang Gompa hat eine Unzahl von Tempeln, von denen jeder einer anderen Gottheit geweiht ist. Eine Götterdarstellung sucht die andere durch Grauenhaftigkeit des Ausdrucks zu übertrumpfen. Für Harmonie ist in dem Olymp tibetischer Geister ganz wenig Platz. Das matte Licht geschickt angebrachter Reihen von Butterlampen tanzt gespensterhaft über verzerrte Fratzen; die Vielzahl göttlicher Gliedmaßen scheint in dem flackernden Kerzenschein zu geisterhaftem Leben zu erwachen. Es wäre verkehrt, anzunehmen, daß die vielen Gäßchen einen monotonen Eindruck machen. Auch ohne das bunte Treiben von Pilgern und Mönchen bietet ein Gang durch die Tempelstadt Abwechslung und farbige Zerstreung.

Interessant sind die gewaltigen Gebetshallen, einstöckige Bauten von ungefähr dreißig Meter Länge und zwanzig Meter Tiefe.

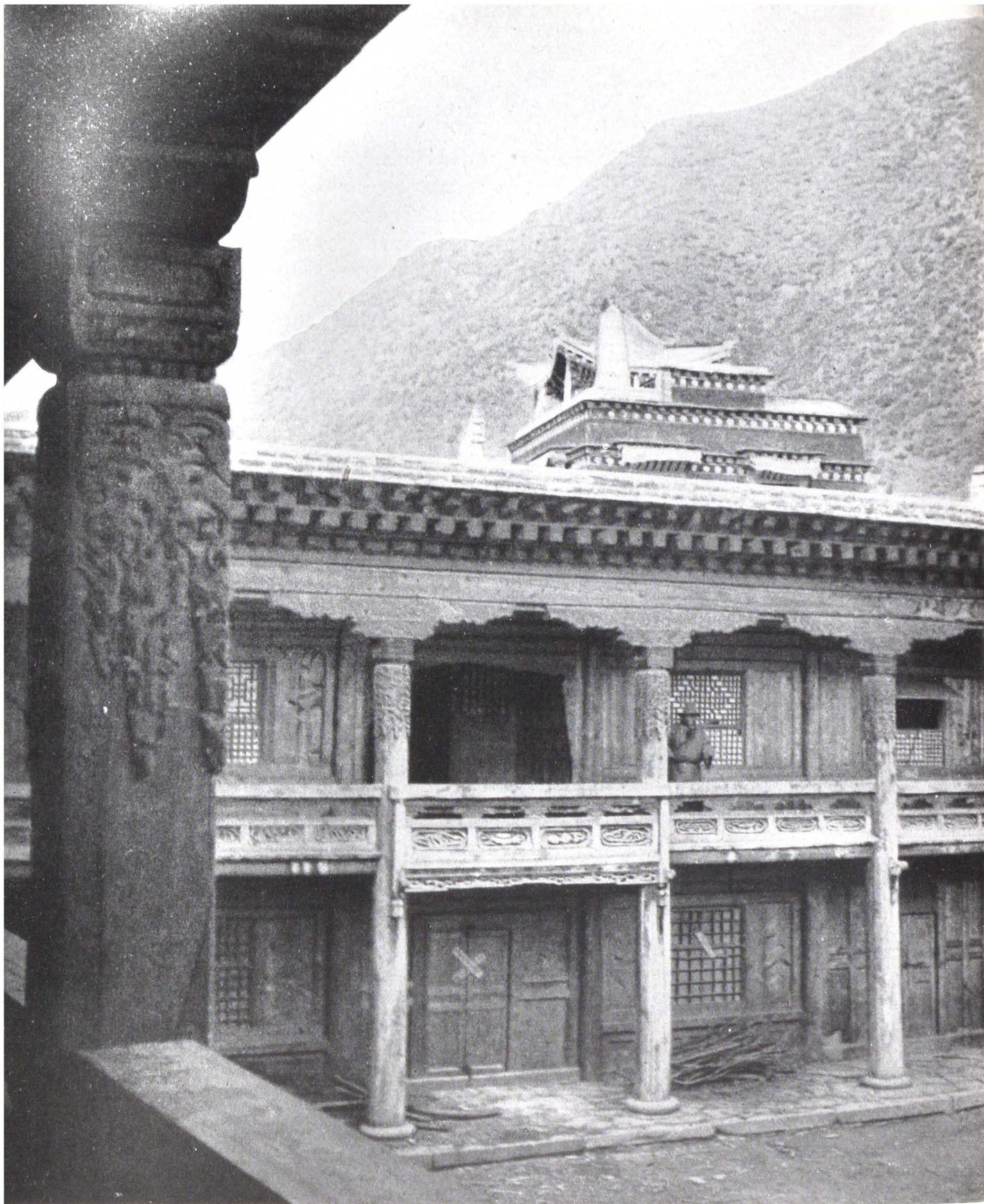
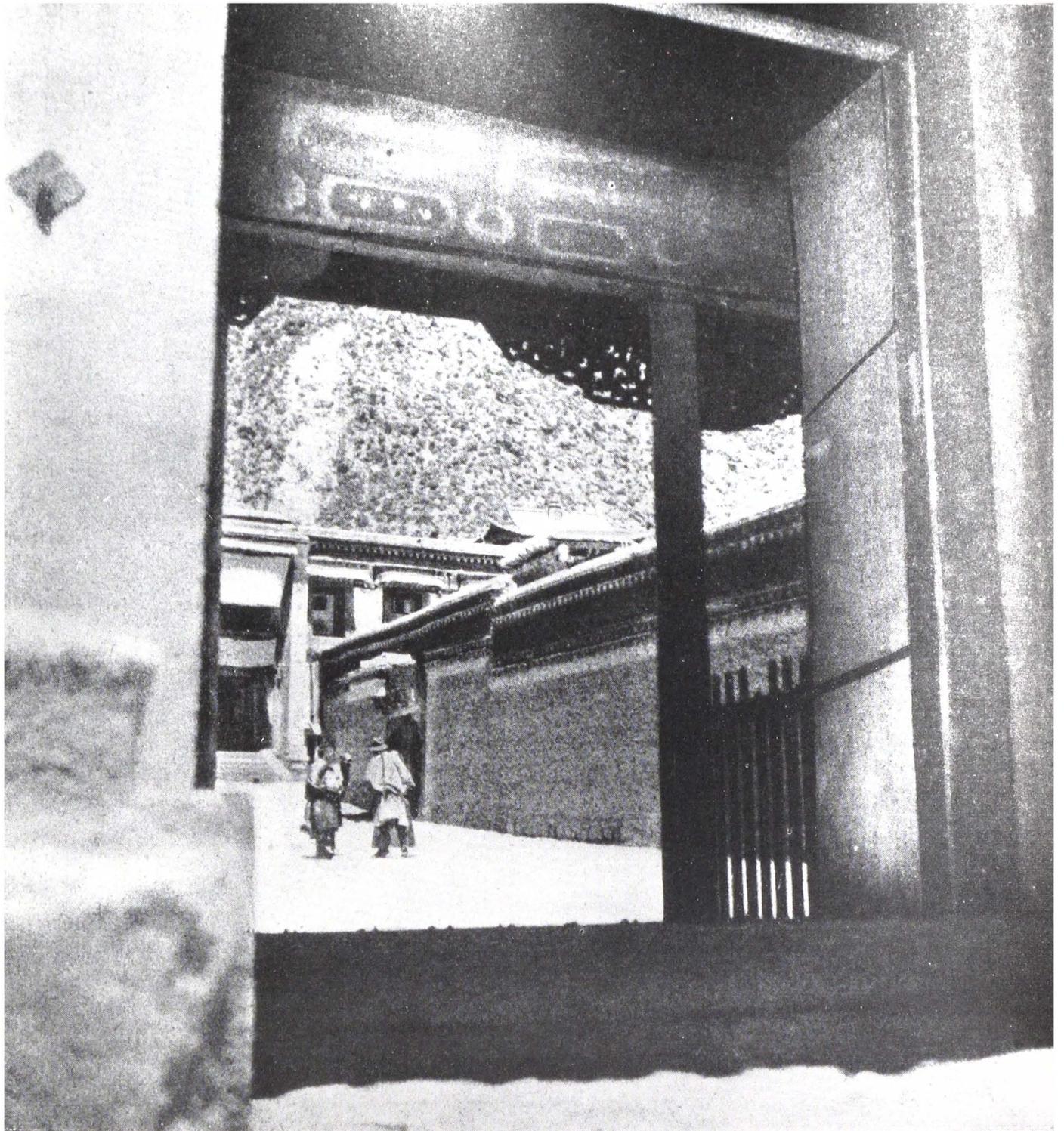


Bild links: Gewöhnlich haben die Häuser zwei Etagen, von denen die obere für Wohnräume reserviert ist, während zu ebener Erde Stallungen und Vorratsräume liegen

Nur die reichsten Lamaserien sind aus Stein gebaut (Siehe auch Farbbild auf Seite 375)





Ein Gång durch die Tempelstadt bietet Abwechslung und farbige Zerstreung

Durch einen dreiteiligen Eingang betritt man von der Straßenseite her den Vorhof; das mittlere Tor bleibt geschlossen



Die Innenhöhe beträgt zehn bis zwölf Meter. Durch einen dreiteiligen Toreingang betritt man von der Straßenseite her den großen Vorhof, da das mittlere Tor immer geschlossen bleibt. Die Pilger kommen nach buddhistischem Brauch nur durch den linken Seitenflügel herein, wie sie das Kloster auch nur durch den linken Ausgang von innen verlassen dürfen. Bei besonders feierlichen Anlässen ballt sich die Pilgermenge vor diesen Eingangstoren. Mit Stolz zeigen die von einer Audienz zurückkommenden Lamas und Laien den ihnen vom Panschen Lama persönlich überreichten Kardach. Das Gebetshaus steht auf einer erhöhten Terrasse, zu der eine breite Steintreppe fünfzehn bis zwanzig Stufen hoch führt. Die Außenwand ist mit Gemälden aus der tibetischen Mythologie geschmückt. Auffallend sind die außerordentlich reich geschnitzten Ornamente an manchen dieser Tempelgebäude. Sie zeigen starken chinesischen Einschlag. Hin und wieder hat es den Anschein, als ob die zwischen den Stockwerken angebrachten geschnitzten Galerien den Eindruck von Tuchwänden vermitteln. Die Dachsparren findet man an ihren Enden in der Form des Lotosblattes zugehauen. Die Ornamente selbst sind ausnahmslos der tibetischen Mythologie entnommen. Längs der Front zieht sich ein eindrucksvoller Säulengang, dessen Säulen mit weißblauen Teppichen umhüllt sind. Links und rechts seitlich schließen sich Wohnflügel an von gleicher Höhe des Mittelbaues. Über den Seitenecken des Daches erheben sich pagodenähnliche Aufbauten in Goldblech. Auch von der Mitte des Daches ragt, einer reich gedrechselten Schachkönigin ähnlich, ein strahlend goldener Giebel in die blaue Luft. Eine der größten Eigentümlichkeiten dieser Tempel sind die riesigen schweren Leinenwände, welche vom Dach herab fast zum Boden reichen und in einer gewaltigen Fläche die ganze Vorderseite des Gebäudes bedecken. Manchmal sah ich auch höchst geschmackvoll abgestufte Tempelwände aus Leinen. Unmittelbar unter dem Dach und längs desselben lief ein schmaler Streifen in Falten gelegter Leinwand; darunter breitete sich eine weite Stofffläche, die in mittlerer Höhe des Gebäudes lose an Holzpflocken befestigt und über dem Tempelgang gerafft war, um ungehinderter Zutritt zu den Tempelarkaden freizugeben.

Rüschenartige Abschlüsse erhöhten die schmucke Wirkung des Ganzen; auch die Verbindungsstreifen zwischen den einzelnen Stoffbreiten aus blauem Band wirkten erstaunlich geschmackvoll.



Bei besonders feierlichen Anlässen ballt sich die Pilgermenge vor diesen Eingangstoren



Auffallend sind die reich geschnitzten Ornamente mancher Tempel



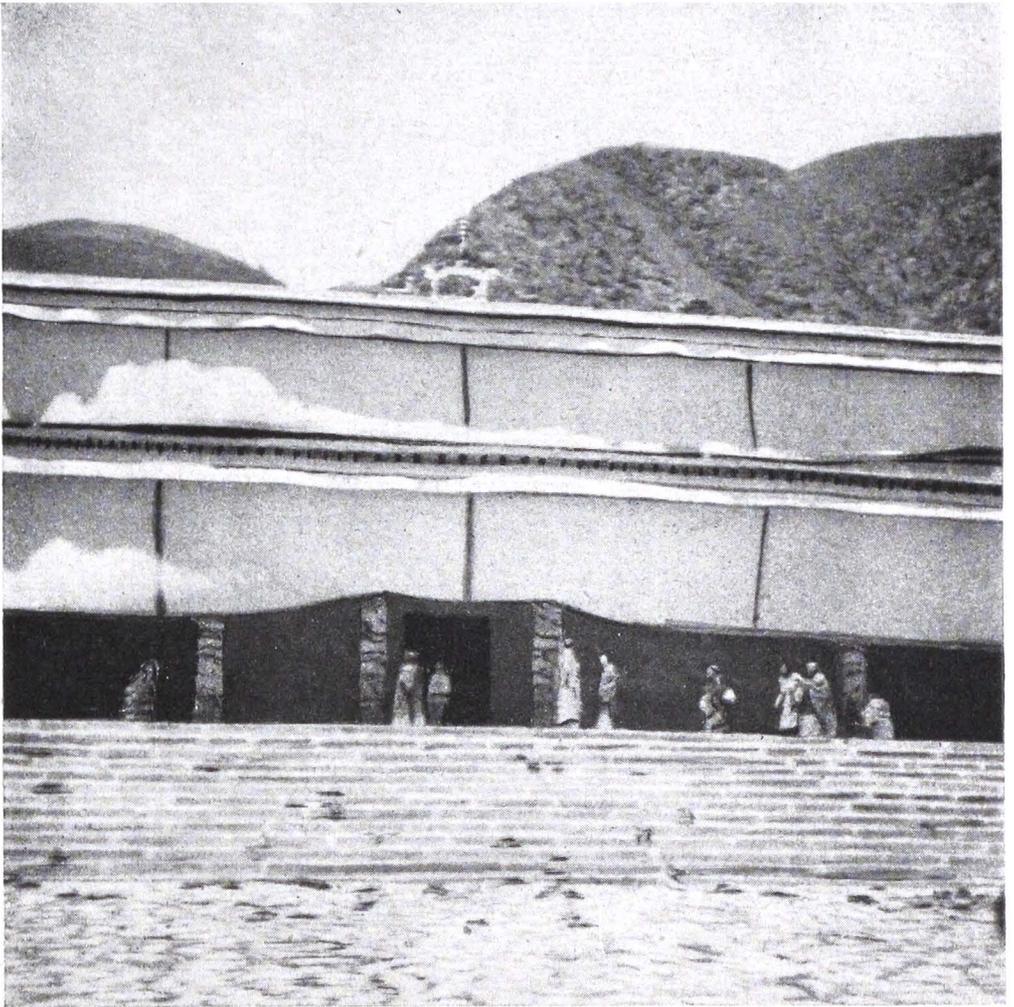
Längs der Front zieht sich ein eindrucksvoller Säulengang



Eine der größten Eigentümlichkeiten dieser Tempel sind die riesigen schweren Leinenwände, welche vom Dach herab fast bis zum Boden reichen

Eine schlüssige Erklärung für diese seltsame Einrichtung habe ich nicht erhalten können. Wohl dient die schützende lichtdurchlässige Leinwand zur besseren Erhaltung der Gemälde an der Tempelfront, doch ist damit die Bedeutung dieser einzigartigen baulichen Verzierung nicht erschöpft. Nach meinem persönlichen Eindruck verleihen die hellen Leinenflächen dem Gebäude ein besonders weihevolleres Äußeres, ja sie verwandeln den toten Stein in ein lebensvolles Gebilde. Tibet heißt wahrlich nicht umsonst Hochland. Ohne Unterlaß bläst über Tal und Höhe ein starker Wind. Er fängt sich in dem locker gespannten Leinen, das in flutendes Wogen und Wallen gerät. Licht und Schatten tanzen in ewigem Wechsel über die lebende Fläche, die schon von weitem den unvergeßlichen Anblick tief hängender weißer Wolkenzüge bietet, welche den heiligen Bau umrauschen.

Ein breites, reich geschmücktes Eingangstor führt in das Tempelinnere. Langsam gewöhnt sich das Auge an ein mystisches Halbdunkel. Enttäuscht bemerkt man die Kahlheit des Raumes, die nur durch endlose Säulenreihen gemildert wird. Lange Reihen niedriger Bänke bilden ein sich der Tempelmitte zu verjüngendes Viereck. Hinter den einzelnen Bänken liegt für jeden Beter ein kleines Hockpolster. In der offenen Mitte steht der Aufsicht führende Priester. Junge Novizen üben Choräle. Immer wieder nimmt die Harmonie und der auch für europäische Ohren angenehme Rhythmus der Liturgien gefangen. Matter Lichtschimmer flackert auf der dem Tempelzugang gegenüber liegenden Längsseite. Mit leisen Tritten umgehe ich die Reihen der Betenden. Die Lichter kommen aus kleinen, erhöht liegenden, kapellenartigen Räumen, zu denen einige Stufen führen. So einfach das Tempelinnere ist, so verschwenderisch ist der Prunk dieser Altarnischen. Jeder Raum ist einem anderen Schutzgeist geweiht. Der etwa meterhohe Altartisch läuft in geschwungenem Bogen nach vorne aus. In seiner Mitte thront eine mannshohe Götterfigur aus Holz. Links und rechts seitlich türmen sich auf dem Altartische Barren aus Silber und Gold, die in dem Lichte zahlloser Butterlampen unwirklich schimmern. Buddhistische Rosenkränze aus Perlen, Bernstein, Jade und Rubinen hängen in dicken Strähnen über Schultern und Arme der Gottheit. Ich zähle vier solcher Kapellen in diesem einen Tempel. Der gewaltige Reichtum der Klöster steht zu der Armut des Landes



*Die hellen Leinenflächen verleihen dem Gebäude ein besonders weihvolles Äußere
(Siehe auch Farbbild auf Seite 376)*

Der Wind fängt sich in dem locker gespannten Leinen



in einem unbegreiflichen Gegensatz. Die Tempeldächer wie die Spitzen aller größeren Paläste Labrangs weisen reichen Giebel schmuck aus purem Golde auf, das ausnahmslos dem Lande selbst entstammt.

Gold in Tibet

In Tempeln und bei Opfergängen der Pilger habe ich kaum vorstellbare Gold- und Silbermengen gesehen. Wie kommt es dann, daß das tibetische Volk arm ist, während seine Erde gewaltige Schätze an Edelmetall birgt? Die Erklärung ist auch hier in dem Aberglauben der Bevölkerung zu suchen. Nach einer alten Sage ging der Schutzgeist Tibets, Avalokitesvara, einst über das Hochland und streute überall Goldkörner wie Samen in die Erde. Dem geheiligten Ursprung entsprechend darf daher nach dem Gebot der Lamas Gold nicht zu profanen Zwecken verwendet werden. Wer aus Gewinnsucht das blanke Metall der Erde entnimmt, beraubt nach dem Volksglauben den Boden seiner Fruchtbarkeit. Nur zur Ehre Gottes darf das im Lande selbst gefundene Gold verwendet werden; es ist also sofort in dem nächsten Tempel als Weihegabe zu opfern. In neuerer Zeit ist die tibetische Regierung in der Befolgung der frommen Überlieferung selbst wankend geworden. Sie interessiert sich stark für jedes Goldvorkommen. Die Bevölkerung verschweigt jedoch den Behörden gegenüber alle Fundstellen; sie hat zu viele üble Erfahrungen gemacht. Nach tibetischem Gesetz erhebt nämlich die Regierung den Großteil der Steuern in Form von Zwangsarbeit, Ula genannt. Solche Arbeitsleistung wird nicht bezahlt; ihre Dauer hängt völlig von dem Willen der Behörden ab. Würde daher ein Goldvorkommen bekannt, so geriete die Bevölkerung in Gefahr, zum Ausbeuten der Fundstelle kommandiert zu werden, ohne Arbeitslohn zu erhalten. Aus dem gleichen Grunde sind die Tibeter jedem Fremden aufsässig, der in Verdacht gerät, nach dem gelben Metall zu suchen. Daß aber Gold vorhanden ist, habe ich selbst erlebt. Am Oberlaufe des Huang Ho betrieb zur Zeit meiner Reise ein chinesischer General Goldwäscherei in großem Stile. Fünfzehntausend Kulis waren eingesetzt, welche außer der bescheidenen Verpflegung einen Tagelohn erhielten, der zwanzig

Pfennigen unserer Währung gleichkommt. Der Gewinn des Generals soll bis zu zwei Mark je Kopf und Tag betragen haben. Ich sah auch selbst Goldtransporte, die von Landhow aus nach den Küstenstädten abgingen.

Das größte Heiligtum Labrangs ist die große Tschorte (Flaschenspagode) zu Ehren des Gründers Kutchen Shamian Shadbi. Die Grundmauern sind drei Stockwerke hoch, darüber erhebt sich eine Rotunde, auf welche über einem breiten Sockel ein sich verjüngender Kegel aufgesetzt ist. Die Spitze verbreitert sich pilzartig und endet in dem mystischen Zeichen des Mani.

Exerzitien

Ein seltsames Bild bot sich mir, als ich Zeuge der täglich stattfindenden geistlichen Exerzitien der Mönche wurde. Die Mitglieder der einzelnen Konvente versammeln sich in dem großen Hofraum eines Gebetshauses und verteilen sich dort in verschiedene Gruppen. Die älteren Priester nehmen in langer Reihe vor dem Tempel in Hockstellung Platz und disputieren stundenlang ernsthaft über theologische Streitfragen. Die jüngeren Trapas und die Klosterschüler sammeln sich in eigenen Gruppen. Bei der Jugend geht es dabei ganz lustig her. Der zu prüfende Kandidat, dem während des Examens ein Gebetshelm aufgestülpt wird, sitzt am Boden; um ihn herum drängen sich seine zu allerlei Scherzen aufgelegten Freunde. Einer spielt den Examinator und stellt dem Prüfling, der durch Händeklatschen aufgefordert wird, sofort zu antworten, mehr oder minder leichte Fragen. Bei nicht sofort erfolgreicher Antwort klatscht der Fragende ein zweites und ein drittes Mal, was soviel wie „durchgefallen“ heißt. Ganz ohne Mogeln geht so eine Prüfung nicht vor sich. Die Freunde des in Examensnöten Schwitzenden bemühen sich aus Leibeskräften einzuflüstern und drängen sich dabei so nahe wie möglich an ihn heran. Damit ist wiederum der Fragesteller nicht einverstanden; er sucht die Kameraden des Prüflings von diesem fernzuhalten, wobei eine gelegentliche kleine Rauferei zur Erheiterung der Stimmung beiträgt. Schließlich erfindet er einen Ausweg: Er beugt sich zu dem Examinanden herab, umfaßt seinen Kopf und flüstert ihm die Frage so leise ins Ohr, daß keiner der Herumstehenden sie hören





Die Mitglieder der einzelnen Konvente versammeln sich in dem großen Hofraum eines Gebetshauses und verteilen sich dort in verschiedene Gruppen

Bild links: Das größte Heiligtum Labrangs ist die große Tschorte (Flaschenpagode) zu Ehren des Gründers Kutsben Shamjan Shadbi



Die älteren Priester nehmen in langer Reihe vor dem Tempel in Hockstellung Platz

Bild rechts: Sie disputierten stundenlang über theologische Streitfragen





Der zu prüfende Kandidat sitzt am Boden; um ihn herum drängen sich seine zu allerlei Scherzen aufgelegten Freunde

kann. Der Scherz geht stundenlang weiter. Die einzelnen Altersgruppen sind ganz unter sich. Der bei den Gebeten so gefürchtete Proföß fehlt. Allerdings — das dicke Ende folgt, wie ich mir habe sagen lassen. In ihren Konvent zurückgekehrt, müssen die Novizen die Examensfragen und -antworten dem führenden Lama vortragen, bei dem Hand und Stock ziemlich locker sitzen. Einen besonderen Spaß hatten die jüngeren Semester mit mir. Sie stellten an mich in humorvollster Weise hochnotpeinliche Fragen und schüttelten sich vor Lachen, als sie trotz unentwegten Händeklatschens in keinem Falle die gewünschte Antwort erhielten.

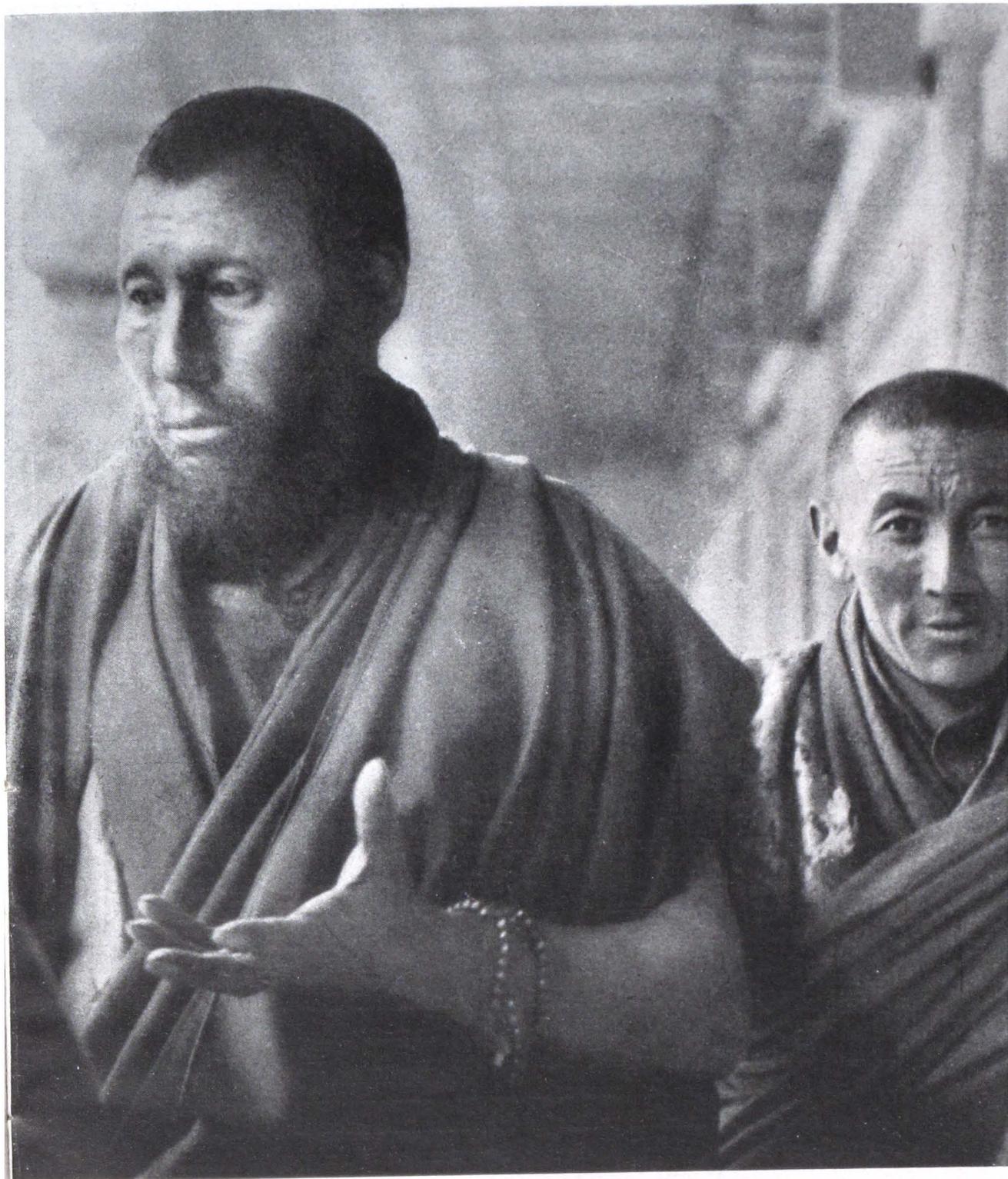
Lama-Portraits

Ganz im Gegensatz zu der Fröhlichkeit im Tempelhofe war die Haltung der Klosterschüler, wenn sie zu einer kurzen Gebetspause unter Führung des gestrengen Proföß in den Tempelhof traten. Keiner sprach, auch hätte es niemand gewagt, sich mir zu nähern. Nach einigen Minuten Pause verschwanden sie wiederum im Dunkel der Tempeltüre, um neue Gebete zu lernen und sich im Chorgesang zu üben. Ich bekam eine Reihe interessanter Typen vor meine Kamera. Besonders stolz bin ich auf eine Aufnahme, die dabei nicht einmal übermäßig scharf ist. Unter den Lamas, die sich zur Begrüßung des Panschen Lama aus Lhasa eingefunden hatten, befand sich ein Kampo von geradezu riesigen Ausmaßen. Ich schätzte seine Größe auf mindestens zwei Meter zehn, ein wahrer Herkules. Seine Hand war doppelt so groß wie die eines gewöhnlichen Mannes. Er galt als überaus jähzornig. Als ich mit der Kamera in der Hand in seine Nähe kam, machte mich der ihn begleitende Lama darauf aufmerksam, daß jeder Versuch, den Kampo zu photographieren, bei diesem bestimmt einen unkontrollierbaren Wutausbruch auslösen würde. Die Warnung reizte mich unwiderstehlich. Ich entfernte mich, stellte unbemerkt auf fünf Schritt Entfernung ein und kam mit harmloser Miene wieder näher. Nur trug ich die Kamera nicht mehr umgehängt, sondern hielt sie, den Finger heimtückischerweise am Auslöser, in der Hand. Ich sprach den Begleiter des Kampo an, während der Kampo sich mit einem anderen Mönche unterhielt. Dabei glückte eine unbemerkte Aufnahme, die mich riesig freute,



An mich stellten sie in humorvollster Weise hochnotpeinliche Fragen und schüttelten sich vor Lachen, als sie trotz unentwegten Händeklatschens in keinem Falle die gewünschte Antwort erhielten

Bild rechts: Ich schätzte seine Größe auf mindestens zwei Meter zehn, ein wahrer Herkules. Seine Hand war doppelt so groß wie die eines gewöhnlichen Mannes



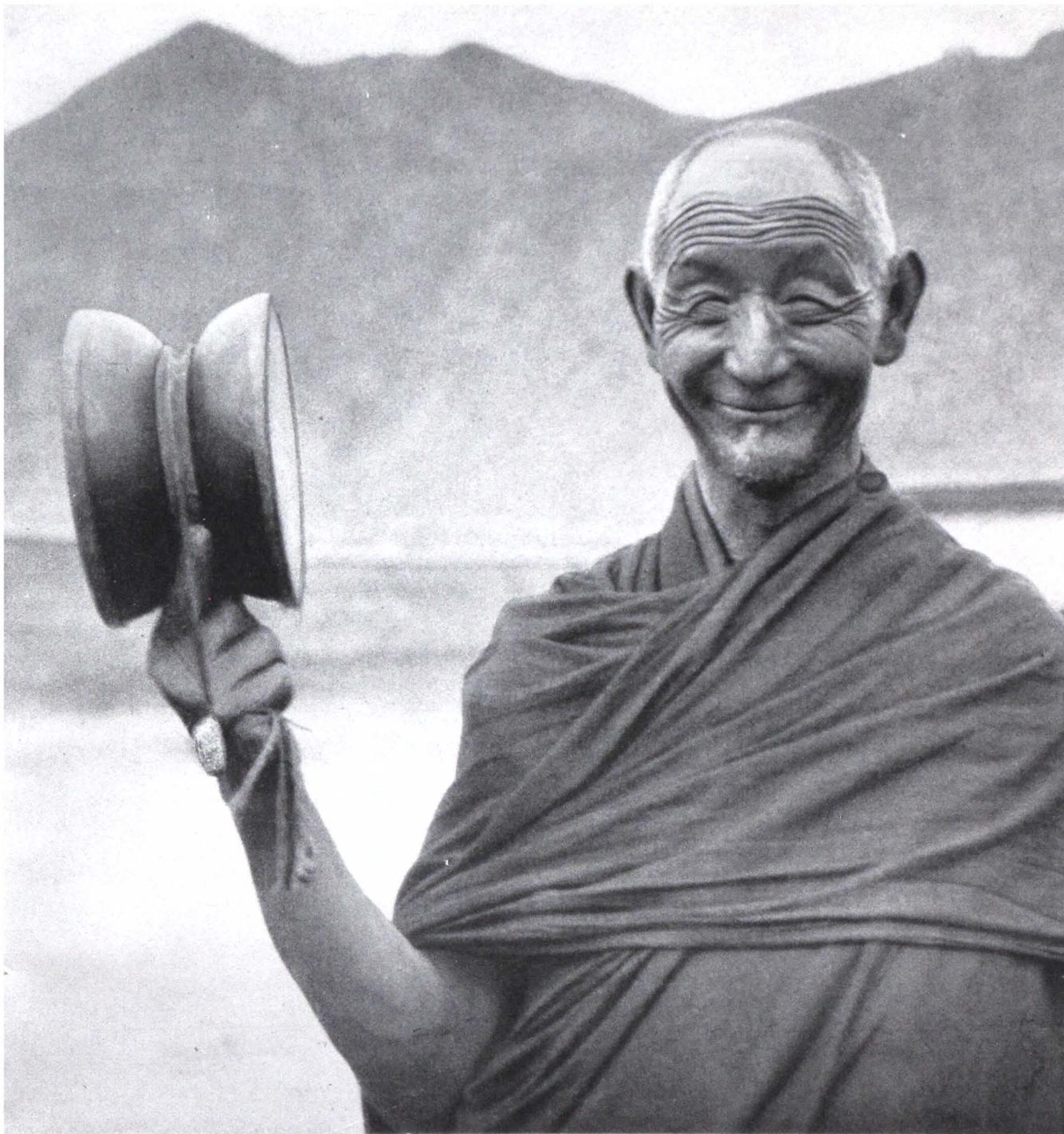
denn bei allem Selbstvertrauen — gegen diesen Burschen hätte ich nicht viel ausrichten können.

Hingegen grinste ein anderer, verschmitzt aussehender Trapa über das ganze Gesicht, als ich ihn unter freiem Himmel vor die Optik nahm. Die kleine Gebetstrommel in seiner Hand war mit Menschenhaut bespannt; bei näherer Betrachtung waren auf dem gegerbten Fell deutlich menschliche Poren zu erkennen. Es ist gar nicht selten, daß tibetische Mönche in ihrem letzten Willen ihre Haut rituellen Zwecken vermachen, sie glauben damit ein gottgefälliges Werk zu tun.

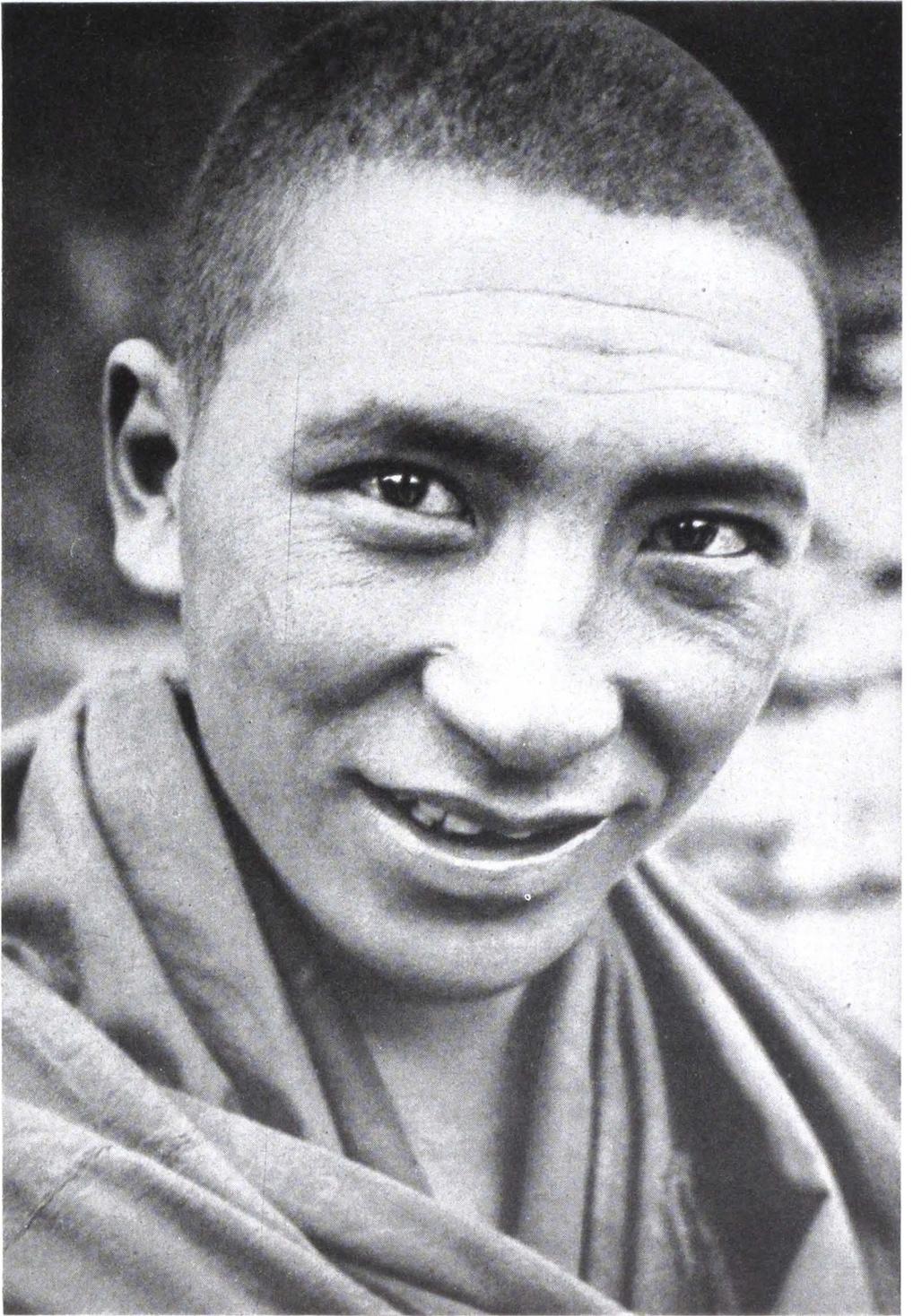
Die Handtrommel hat einen kurzen Stil, der schon bei leichter Drehung eine kleine Schnur mit darangebundenem Holzklötzchen in Bewegung setzt. Jeder Trommelschlag gilt soviel wie ein einmalig gesprochenes Om mani padme hum.

Der kleine Heilige

Alte und junge Mönche photographierte ich, manchen in Naturfarben, unter anderem einen Alten in schlohweißem Haar mit braun-gegerbtem Gesicht und unzähligen Runzeln. Natürlich versuchte ich auch einige Tulkus zu Gesicht zu bekommen. Auf gut Glück besuchte ich das Haus einer jungen Inkarnation, auf die mich Gorotscheff besonders aufmerksam gemacht hatte. Als ich den Hof des Wohntempels betrat, bot sich mir ein eigenartiges Bild. In langer Reihe saßen Pilger und Trapas aus allen Gegenden des Landes rings um die Hofmauer. Manche machten einen sehr erschöpften Eindruck, da sie, wie mir gesagt wurde, schon ein und zwei Tage und Nächte unverrückt auf ihrem Platze saßen, nur um des Glückes teilhaftig zu werden, den jungen Tulku zu sehen und seinen Segen zu empfangen. Bei einem Verlassen des Hofes hätte unweigerlich ein anderer den frei werdenden Platz eingenommen. Da ertrugen sie lieber Hunger und Durst und tagelanges Warten. Hier wie überall fiel mir die Symphonie tibetischer Farben auf. Von einem Mönche aus dem Gefolge des Tulku wurde ich in den ersten Stock geführt, welcher ebenfalls einen überdeckten Hofraum aufwies. Die Inkarnation saß auf einem einfachen Sessel, umgeben von einigen Würdenträgern. Einige Mönche begrüßten mit tiefem Kotau den vielleicht



Hingegen grinste ein anderer, verschmitzt aussehender Trapa über das ganze Gesicht, als ich ihn unter freiem Himmel vor die Optik nahm



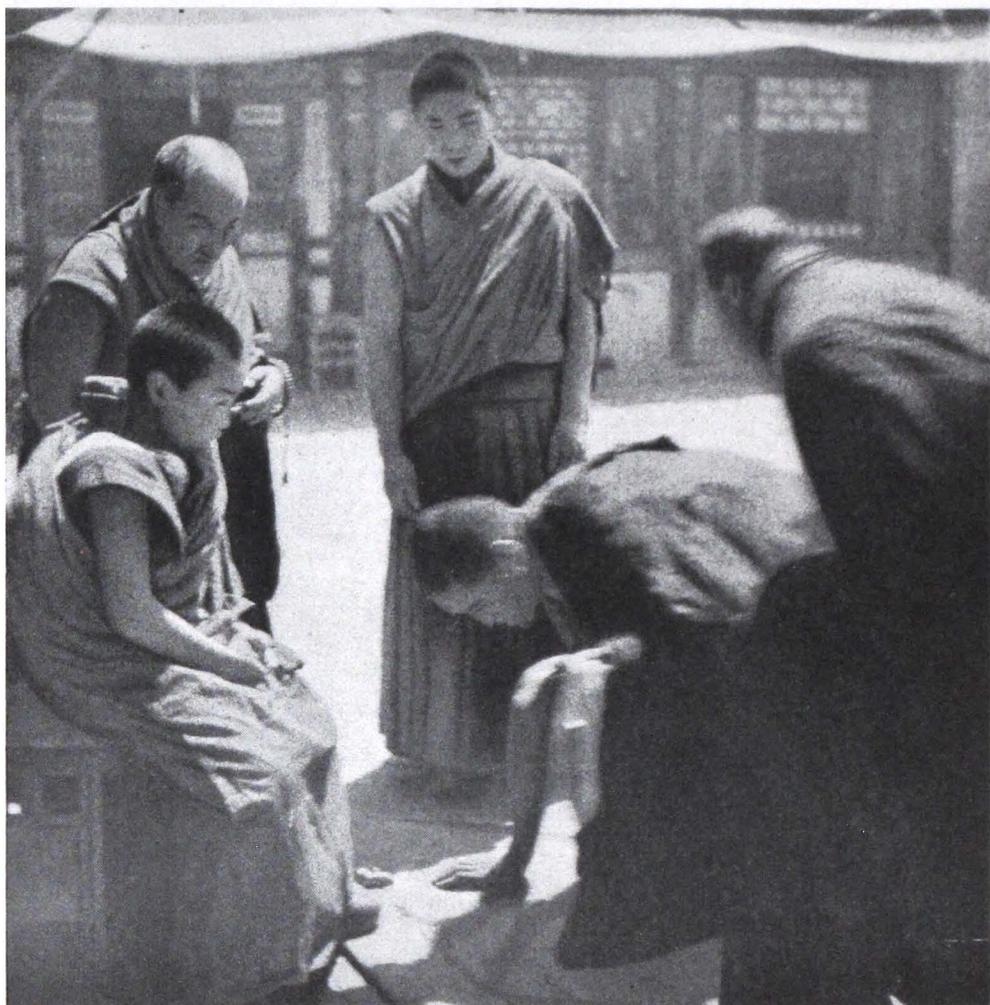
Alte und junge Mönche photographierte ich ...



... darunter einen Alten in schlohweißem Haar, mit braungegerbtem Gesicht und unzähligen Runzeln (Siehe auch Farbbild auf Seite 377)



In langer Reihe saßen Pilger und Trapas aus allen Gegenden des Landes rings um den Innenhof des Klosters (Siehe auch Farbbild auf Seite 378)



Einige Mönche begrüßten mit tiefem Kotau den vielleicht fünfzehnjährigen Heiligen (Siehe auch Farbbild auf Seite 379)



Sein Blick hatte etwas hypnotisch Faszinierendes

Bild rechts: Auch der Abt von Labrang empfing mich, ein noch jüngerer Mann mit regelmäßigen ernstesten Gesichtszügen





Ernst blickte er mir ins Auge, auf seiner Stirne erschienen zwei tiefe Falten . . .

. . . Er war ganz Würde, ganz Tulku



fünfzehnjährigen Heiligen. Gleich beim Eintritt glückte mir eine Aufnahme. Dafür kam aber leider kein Gespräch in Gang und ich verabschiedete mich bald. Dagegen wurde ich Zeuge, wie eine noch jugendliche Inkarnation auf der Straße eine Reihe von Pilgern, die sich vor dem Mönch auf die Knie geworfen hatten, durch Handauflegen segnete. Sein Blick hatte etwas hypnotisch Faszinierendes.

Auch der Abt von Labrang empfing mich, ein noch jüngerer Mann mit regelmäßigen ernsten Gesichtszügen.

Amüsanter war jedenfalls mein Erlebnis mit einem vielleicht zehnjährigen Tulku. Sein Mentor und Erzieher hatte ihn für einige Minuten in meiner Gesellschaft allein gelassen, um für die mir zugesagte Aufnahme die schönsten Gewänder des Kleinen zu holen. Da taute der kleine Heilige auf und war nichts als ein lieber, neugieriger Junge. Natürlich mußte er durch den Apparat sehen und wollte im Galopp das Photographieren lernen, weil — dabei deutete er vielsagend auf die Treppe — es mit dem Unterricht vorbei sein müßte, sowie der gestrenge Mann wieder auf der Bildfläche erschien. Wir hatten beide viel Spaß, der leider nur zu schnell zu Ende ging. Mit tieferstem Gesicht empfingen wir den allzu früh wiederkommenden Lama. Dem Jungen wurden Festgewänder umgelegt, um das Porträt ja recht eindrucksvoll und standesgemäß zu machen. In unbewachten Augenblicken traf mich ein verschmitztes Lächeln geheimen Einverständnisses aus den zwinkernden Augen des jungen Tulku.

Als er aber mit der Mitra auf dem Haupte auf dem reich mit Brokat verzierten Thronessel saß, da zuckte keine Miene an ihm. Ernst blickte er mir ins Auge, auf seiner Stirne erschienen zwei tiefe Falten. Er war ganz Würde, ganz Tulku.



IX PANSCHEN RIMPOTSCHER LAMA

Die Prozession

Langsamem Zuge und in breiten Reihen nahen rotgekleidete Lamas. Auf ihrem Kopfe thront der rote Gebetshelm mit dem wallenden gelben Raupenbusch, welcher den wetterbraunen Gesichtern Ähnlichkeit mit Köpfen römischer Centurionen verleiht. In den Händen halten sie goldene und silberne Glöckchen und das Symbol des Donnerkeils, das Zeichen ihres lamaistischen Grades.

Den Zug eröffnet ein Trapa, umhüllt mit dem breiten, herrlich dunkelroten Mönchsmantel. Unter jeder Achsel hält er das vordere Ende einer fünf Meter langen tibetischen Posaune, Conche genannt; Doppelschulterriemen erleichtern das Tragen der silber- und goldgeschmückten schweren Instrumente. Dem Trapa folgen zwei Musikanten mit besonders kräftigen Lungen. Sie entlocken den Conchen baßtiefe Laute, die einem hohlen Muschelton gleichen.

Hohe Lamas tragen gemessenen Schrittes heilige Sutren, Bildnisse und Schriftfahnen. Über einigen werden hohe zweiteilige Schirme aus hellgelber Seide gehalten. Zur linken Seite dieser Gruppe gehen in unregelmäßigen Reihen Priester der höheren Weihen. Jüngere Klosterschüler schließen sich an.

Es kommt die Musikkapelle der Lamas. In Reihen zu vieren und sechsen marschieren schalmeiblasende Mönche. Das Gold und Silber ihrer Instrumente glitzert in der Sonne. Ihr Spiel erinnert an pausenlose Dudelsackmusik. Interessant sind die Glockenspiele, in deren pyramidenförmigem Rahmen fünf Reihen goldener Glöckchen läuten. Dann ziehen die Flötenbläser und das Schlagzeug vorbei. Unbekannt sind mir Instrumente, die einem Bündel Orgelpfeifen gleichen. Das mittlere Rohr reicht über die anderen hervor. Um dieses herum legen sich kreisförmig eine Reihe etwas kürzerer Pfeifen. Der äußere und kürzeste Mantel sieht wie ein Bündel kleiner Flöten aus. Alle Rohre enden in einer Art Kelch, dessen Fuß das Mundstück darstellt. Riesige Pauken und gewaltige,

hochgestellte Trommeln mit reichbemalten Seitenwänden bilden den Schluß der Musikkapelle.

An der Spitze einer Offiziersabordnung marschiert der Militär-Buddha. Auch Dienstgrade der Leibgarde sind vertreten. Hinter einer längeren Prozession älterer Lamas schreiten selbstbewußt Kampos aus Lhasa in alter chinesischer Mandarintracht, auf dem Kopfe den breit auslaufenden Spitzhelm, lose anliegende Seidenjacke mit überlangen Ärmeln und breitfallender Seidenrock. Hunderte von Klosterschülern folgen. Zwei starke Trapas tragen einen schweren, mit Kalkmilch gefüllten Kupferkessel. Mit einem Reisigpinsel zeichnet in Abständen von vielleicht zehn Metern ein junger Mönch in hastender Eile das segensbringende Zeichen des Hakenkreuzes glänzend weiß auf den Grund, über welchen der Heilige seinen Weg nehmen wird. Das Nahen des Gottpriesters künden helle Fanfarenstöße. Ehrfürchtig werfen sich die Pilger, welche dicht gedrängt beide Seiten des breiten Weges säumen, zu Boden. Getragen von zwölf der reichsten Pilger schwankt der gelbseidene Palankin hoch über der Menge. Die Vorhänge sind hochgenommen. Der Priesterkönig zeigt sich seinem Volke. Im Schmucke eines prunkvollen, goldleuchtenden Brokatmantels sitzt der Großlama, tief im Gebet versunken, in regungsloser Buddhahaltung auf den sieben Seidenkissen, die ein Symbol seines Amtes sind. Zu beiden Seiten des Palankin und hoch über demselben werden ein- und zweiteilige Sonnenschirme gehalten. In Front des Tragthrones schreiten Priester in herrlichem Ornat. Ein Lama, geschmückt mit breiter, seiden-gestickter Schärpe, trägt vor der Brust einen meterlangen, reich eingelegeten Stab.

Das Gebetszelt

Hinter dem Thron des Heiligen drängt sich wie ein Ameisenzug das Heer der Trapas. Längst ist der Panschen Lama durch das gewaltige Tor in den heiligen Hain gezogen, als die ersten Pilger es wagen, ihr Gesicht vom Staub zu erheben, um sich dem Zuge der Trapas anzuschließen. Sich drängende Haufen füllen rasch den Park, dessen riesige Südhälfte einer flachgewalzten Lehmtenne gleicht. Hier sammeln sich die Gläubigen. Am nördlichen Ende des Festplatzes erhebt



Mit einem Reisigpinsel zeichnet in Abständen von vielleicht zehn Metern ein junger Mönch in hastender Eile das segensbringende Zeichen des Hakenkreuzes glänzend weiß in den Grund, über welchen der Heilige seinen Weg nehmen wird

sich ein gewaltiges Gebetszelt. Das Dach ruht auf vielen Reihen buntbemalter Masten. Nur die Rückseite ist geschlossen; Vorderwand wie beide Seitenwände sind offen geblieben, um den Tausenden den Blick auf ihren höchsten Priester freizugeben. Aus dem Halbdunkel tief im Zeltinnern erhebt sich eine altarähnliche Empore, auf welcher der lebende Buddha thront. Vor dieser Gebetskanzel sind, ähnlich wie im Mittelschiff einer Kirche, durchgehende Reihen fußhoher Bänke angebracht, hinter denen in breiten Reihen auf runden niedrigen Polstern die führenden Lamas des Landes kauern. Seitlich dieser Beter, im Querschiff der Zeltkirche, haben in zwei Gliedern die Laienführer und Häupter der Pilgerdelegationen Platz gefunden. Links vom Panschen Lama und zu Füßen seines Thrones stehen in ihrer markanten, farbenfrohen Tracht die höchsten Kampos des Landes. Rechts unterhalb des Buddhathrones knien einige Ehrengäste — Fürsten und Häuptlinge tibetischer Stämme und der Mongolei. Beiderseits des luftigen Baues und in der Flucht der Rückwand breitet sich eine bunte Zeltstadt aus; hier empfangen die einzelnen Pilgerführer und Edlen des Landes nach der Feier Besucher. Hart rechts der Zeltkirche steht ein für den Panschen Lama bestimmtes Prunkzelt, seitlich anschließend erhebt sich die Empfangshalle für die Gäste von Labrang Gompa, dahinter staffeln sich Militärzelte der Leibwache. Auf der linken Seite gruppieren sich in buntem Wechsel reiche Mongolenjurten und schlichte Tibeterzelte.

Aufmarsch der Pilger

In Front der Feierstätte leuchten im herrlichen Rot die breiten Scharen kniender Trapas. Hinter ihnen, jedoch in einem Abstand von mehr als zehn Metern, schließen sich, nach Ortschaften geordnet, die Pilger an. Unglaublich eindrucksvoll ist ihr Aufmarsch. Der Älteste einer Dorfgemeinde trägt auf einem mit Seide ausgelegten Tablett die Opfergaben seiner Gruppe. Hinter dem Führer her trippelt mit kleinen schnellen Schritten die Gefolgschaft. Jeder hat beide Hände auf die Schultern seines Vordermannes gelegt. Die von Trapas an den für sie bestimmten Platz geleiteten Scharen gleichen großen, sich windenden Raupenzügen. Der Kopf ist geneigt, wie es sich in Gegenwart eines Königs und Gottes geziemt.

Hat eine Pilgerschlange ihren Platz erreicht, werfen sich alle unter dutzendmal wiederholten Kottaus zu Boden. In verblüffend kurzer Zeit ist der gutgeleitete Aufmarsch der Gläubigen beendet. Die Menge versinkt in regungslose Starre. Packender Rhythmus der Lamachöre mit ihren abgründtiefen Bässen durchzittert die Luft. In langgezogenen Takten steigt und fällt der Gesang. Über die schweren Männerstimmen legt sich froher Schalmeyenton der in Front der Lamas knienden Klostermusikanten. In bestimmten Abständen erklingen während des Gebetes silberhell die Glöckchen der Mönche. Geheimnisvolles Halbdunkel umhüllt den Standort des Heiligen. Langsam werden zu seiner Linken in halber Höhe des Buddhathrones schattengleich die Gestalten der Tulkus sichtbar, die tief versunken unverrückbar auf den Heiligen blicken. Bunte Gebetswimpel hängen im Innern des Zeltcs weit zu den Betern herab und tanzen langsam im Winde. Duft von Räucherwerk erfüllt die Luft.

Leise berührte der mich begleitende Lama, welcher mir taktvoll Muße zu einem ersten Einblick gelassen hatte, meinen Arm. Er führte mich zum Eingang des Zeltcs, wo er mir bedeutete, ich möchte auf seine Rückkehr warten. Durch die langen Reihen der knienden Trapas ging mit strenger Miene ein Aufsicht führender Lama, der genau darauf achtete, ob das Benehmen der einzelnen Beter den gestrengen Vorschriften der Lehre und der Größe des Augenblickes entsprach. Wiederholt konnte ich beobachten, wie sein schwerer Stock mit voller Wucht auf Mönche niedersauste, die es an Haltung oder Würde fehlen ließen.

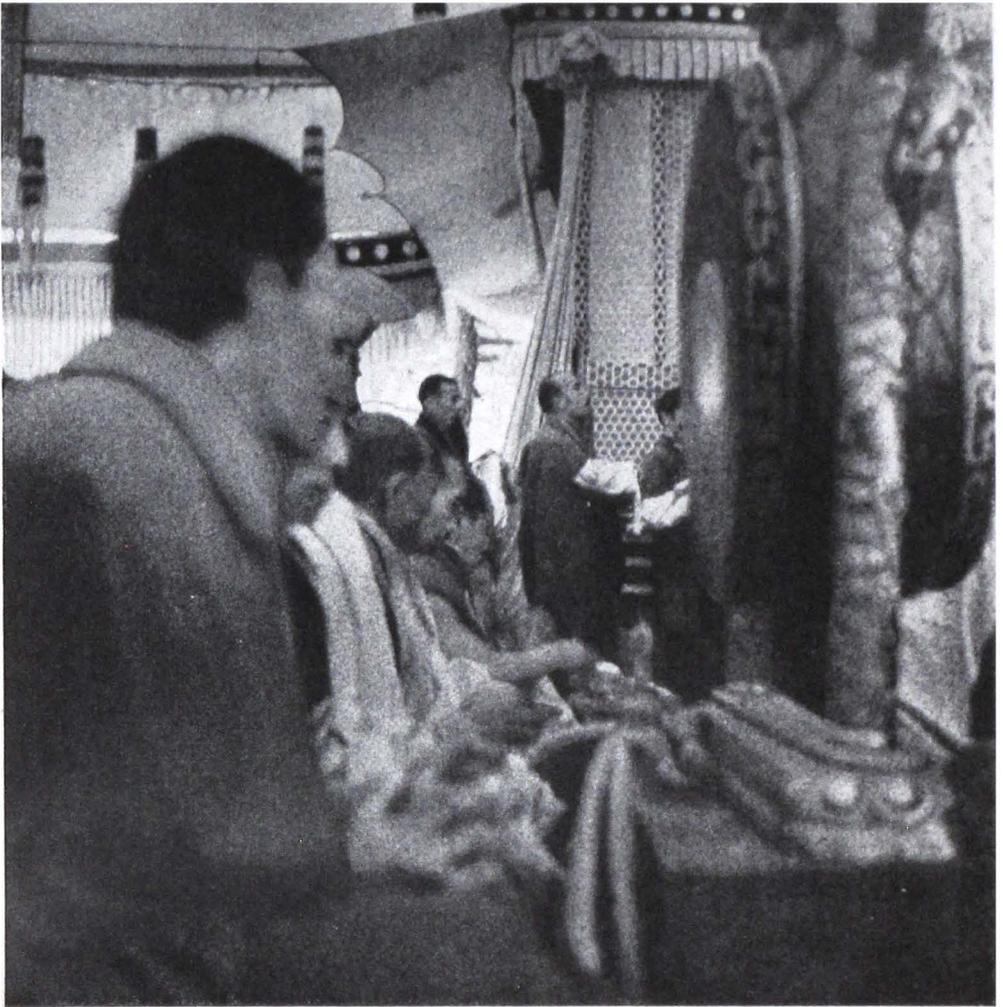
Von meinem ungemütlichen Standplatz wurde ich sehr bald erlöst. Ich sah, wie der Panschen Lama einem Kampo winkte, der sofort auf mich zuschritt und mich rechts um den Bau herum in das Empfangszelt des Großlama führte. Im Zeltinnern befand sich ein reich mit edlen Teppichen belegter Kang, den ein niedriger Teetisch in zwei Hälften teilte. Längs der Wände standen kunstvoll geschnitzte schwere Truhen. Eine verschwenderische Fülle herrlich gewebter Brücken, Brokate, Kissen und Decken dienten der Zierde und der Bequemlichkeit. Der Zeltingang war weit offen und erlaubte mir, den Fortgang der Feier aus nächster Nähe zu beobachten. Jetzt erst gewann ich ein richtiges Bild von der sinnverwirrenden Farbenfülle im Innern der Gebetshalle.

Wie Feuer leuchtete die sattrote Farbe des Zeltdaches in dem Licht der prallen Sonne. Es durchstrahlte in gedämpften, warmen Tönen das ganze Zeltinnere und verlieh dem tausendfachen Rot der betenden Lamas einen unwirklichen Schimmer. Die gelben Gebetshelme, das Silber und Gold der Musikinstrumente und die roten, weißen, grünen, blauen und gelben Töne der Zeltstangen und Gebetswimpel erhöhten die Farbenpracht. Das Zeltdach schloß ringsherum mit breit fallenden Streifen roter Fransen ab, in denen der Wind wie in einem wogenden Kornfelde spielte. Bis tief über den Boden herab war die Empore, auf welcher der Großlama thronte, mit schweren Teppichen verkleidet. Ernst und feierlich erklangen die heiligen Liturgien.

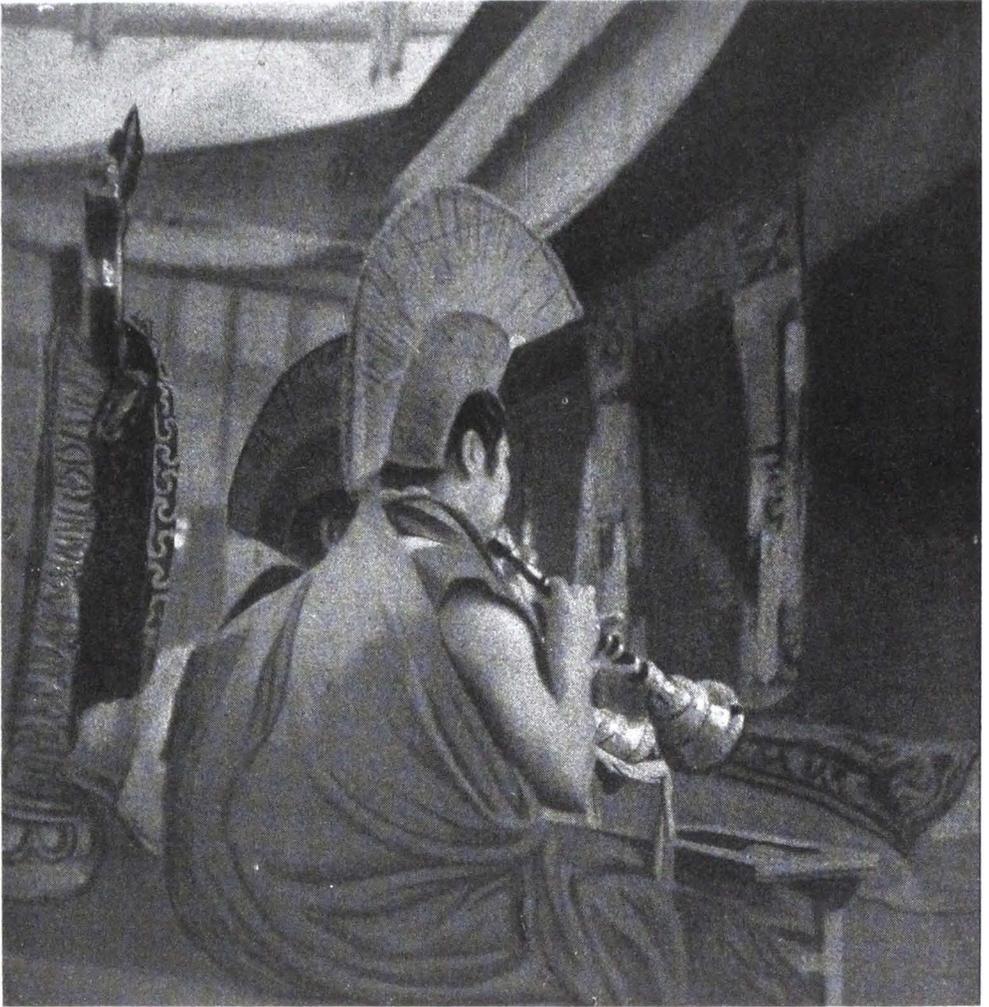
Ich wurde scharf beobachtet; doch konnte ich der Versuchung nicht widerstehen, die Feier im Farbenbilde festzuhalten. Mein Vorhaben war außerordentlich gefährlich. Mit unendlicher Vorsicht gelang es mir, einigermaßen genau die Entfernung einzustellen. Selbstverständlich konnte ich den Apparat nicht hochnehmen, sondern pürschte mich mit der Hand unauffällig an Entfernungshebel, Zeiteinstellung und Selbstauslöser heran. Die Minuten schlichen dahin. Endlich stand der Apparat harmlos, aber in Schußrichtung auf einer Truhe; ich selbst sah voller Unschuld einem mich beobachtenden Kampo in die Augen. Das Schnurren der Verschußmechanik blieb glücklicherweise unbemerkt; das gab mir Mut, noch zweimal mein Glück zu versuchen. In Anbetracht der Umstände kann ich mit dem Resultat wohl zufrieden sein. Ich glaube, es gibt wenige Aufnahmen von solchen Feiern, auf Farbfilm bestimmt keine. Leider gesellte sich zu mir ein Kampo, der, wohl mißtrauisch geworden, nicht mehr von meiner Seite wich, so daß ich keine weiteren Aufnahmen machen konnte.

Opfergang der Pilger

Es kam der Höhepunkt der Feier: der Opfersang der Pilger. Von links her kommend zogen einzeln und in Gruppen die Gläubigen an dem Throne des Panschen Lama vorüber. Hart links der Empore warteten einige Kamos, welche die Opfergeschenke aus den Hän-



Wie Feuer leuchtete die sattrote Farbe des Zeltdaches in dem Licht der prallen Sonne. Es durchstrahlte in gedämpften, warmen Tönen das ganze Zeltinnere und verlieh dem tausendfachen Rot der betenden Lamas einen unwirklichen Schimmer. (Siehe auch Farbbild auf Seite 380)



Die gelben Gebetshelme, das Silber und Gold der Musikinstrumente und die roten, weißen, grünen, blauen und gelben Töne der Zeltstangen und Gebetswimpel erhöhten die Farbenpracht

den der Pilger entgegennahmen. In tiefster Ergriffenheit schritten Tibeter und Mongolen an dem Gottpriester vorüber, der jeden einzelnen segnete. Eine breite Bank wurde an den Altar herangerückt, so daß die Kopfhöhe der Pilger der unteren Sitzhöhe des lebenden Buddha entsprach. Die Art der Segnung war verschieden. Den vornehmsten wie den größten Spendern legte der Panschen Lama beide Hände auf den Kopf; die meisten Würdenträger segnete er mit einer Hand. Manche berührte er mit einem Finger. Als die große Masse der Pilger heranströmte, hielt er einen mit bunten Bändern verzierten langen Wedel vor sich, mit dem er den Kopf der Vorüberziehenden streifte. Nach tibetischem Glauben kann nur durch Berührung ein wirksamer Segen erteilt werden; auch die Seidenbänder in der Hand des Großlama erfüllen diese Bedingung. Rechts vom Altar nahmen einige weitere Kampos Aufstellung, die nach der Segenerteilung jedem Vorüberziehenden den Kardach des Panschen Lama, roh abgerissene Seidenstreifen von weißer Farbe, um den Hals legten. Die Gruppen nahten und gingen in derselben demütigen, geschlossenen Einerreihe wie beim Einzug in den heiligen Hain. Durch die auf die Schultern des Vordermannes gelegten Hände bildete jede Ortschaft oder Zeltgemeinschaft eine symbolische Einheit. Aus den Gesichtern leuchtete inneres Glück und tiefste Ergriffenheit.

Der Wert der dargebrachten Opfer überstieg jegliche Vorstellung. Nomaden in zerlumpten Schafpelzen legten Silberrollen im Werte von Tausenden zu Füßen des Heiligen. Der in Ostasien gebräuchliche mexikanische Dollar, welcher die Größe eines Fünfmärkstücles hat, war die beliebteste Opfermünze.

In gelbes Papier zu Rollen von je hundert Stück geordnet, türmte sich auf schweren Opfertablets, welche mit Streifen bunter Seide ausgelegt waren, das Silber zu sorgfältig gestapelten Pyramiden. Andere gaben Lasten von Silberschuhen, das sind Silberbarren, die ihren Namen von ihrer pantoffelförmigen Gußform haben. Jedes einzelne dieser Silberstücke wog vier bis sechs Pfund. Gold in unendlichen Mengen schenkten die Tibeter dem Panschen Lama; schwere Beutel mit ungemünztem Edelmetall, Bänder, Ringe und Schmuck trugen die Gläubigen heran. Kästchen mit wertvollen Edelsteinen und Schenkungsurkunden über Land, Tiere und Nahrungsmittel vervollständigten die Zahl der Weihegaben.

Über eine Stunde dauerte die Opferprozession. Ununterbrochen erklangen an- und abschwellend tiefe Bässe betender Priester. Die Reihen der Mönche und Gläubigen durchzogen Gruppen von Trapas, welche die vorgehaltenen Eßschalen aus großen Kupferkesseln mit heißem Reis füllten. Auch ich ließ mir meine Schale füllen. Der Besitz eines solchen Eßgerätes ist auf Reisen in Tibet unerläßlich. Selbst in größter Not würde ein Tibeter nicht seinen eigenen Eßnapf ausborgen; daran hindern ihn religiöse Vorstellungen. Als Buddha Gautama jahrelang durch das Land zog, war eine Holzschale sein einziges Besitztum. Durch dieses göttliche Beispiel wurde das Eßgefäß den Tibetern zu einer Art religiösem Symbol. Von Lanchow hatte ich mir eine sehr hübsche Schale in mongolischer Arbeit mitgenommen, die sich auf meiner Reise wiederholt außerordentlich bewährte.

Im Zelte des Panschen Lama

In gleich feierlicher Weise wie beim Einzug wurde der Hohepriester in seinen Palast zurückgetragen. Nach seinem Abzug entspann sich im heiligen Haine ein lebhaftes Volkstreiben. Ich befand mich noch in dem Empfangszelte, wo einige Kampos und Würdenträger mich als Gast des Panschen Lama begrüßten. Nußkerne und Pfirsiche wurden gereicht. Jeder der Kommenden berührte meinen Kardach. Einer der Kampos überbrachte mir die Aufforderung des Großlama, mich am kommenden Morgen für eine Audienz bereit zu halten. General Tsang Se Lin gesellte sich zu uns und begrüßte mich freundlich. Er begleitete mich zu der prunkvollen Jurte (Mongolenzelt) des Fürsten von Tsaidam, der mich zu sehen wünschte. Der Mongolenprinz empfing mich außerordentlich herzlich; er lud mich ein, mit ihm und seiner Begleitung Tee zu trinken. Er ist Herr über zwanzigtausend Zelte und gilt als einer der mächtigsten Fürsten Zentralasiens. Gern willigte er ein, sich von mir photographieren zu lassen, und bat mich, ihn anschließend in dem ihm von der Klosterstadt zur Verfügung gestellten Palast zu besuchen. Als ich im Laufe des Nachmittags von seiner freundlichen Aufforderung Gebrauch machte, stellte er sich willig vor die Kamera, versäumte aber nicht, seine gold- und silberbeschlagene Gabelflinte zu schul-



Er stellte sich willig vor die Kamera, versäumte aber nicht, seine gold- und silberbeschlagene Gabelflinte zu schultern, ohne die er ein fürstliches Porträt für undenkbar hielt

tern, ohne die er ein fürstliches Porträt für undenkbar hielt. Ein herrliches, perlen- und edelsteingeschmücktes Schwert trug er quer im Patronengurt. Eine Mehrladepistole, an deren Knauf eine lange Quaste befestigt war, hing als Vervollständigung seiner Bewaffnung von einem Schulterband herab. Trotz des Sommertages trug er eine schwere Pelzmütze, die ihn aber nicht zu bedrücken schien. Leider gestattete er mir nicht, seine drei hübschen Frauen zu photographieren, deren herrlicher Schmuck ganz ungewöhnliche Goldschmiedekunst verriet. Er lud mich ein, ihn in seinem eigenen Gebiete zu besuchen. Leider habe ich von dieser gebotenen Gelegenheit keinen Gebrauch machen können.

Fürstliche Pilger

Besonders erfreut war ich, als auch der Fürst der Ngolok um meinen Besuch bat. Seine Untertanen genießen in ganz Tibet den Ruf furchtloser Räuber, auch gelten sie als unerbittliche Feinde fremder Reisender. Manche Expedition scheiterte schon beim Eintritt in das Gebiet der Ngolok an dem kriegerischen Widerstande dieser Stämme. Um so willkommener war mir die unverhoffte Gelegenheit, den Prinzen und seine Familie hier in Labrang im Bilde festhalten zu dürfen. Die Prinzessin war eine außerordentlich gewandte junge Frau, die sich ganz besonders freute, als ich mit ihrem dreijährigen Söhnchen spielte. Der etwa fünfundzwanzigjährige Prinz trug keinerlei Waffen, sondern hatte die friedlichen Prunkkleider seines Standes angelegt. In der Hand hielt er einen Silberschuh, wie ich sie bei dem Opfergang der Pilger gesehen hatte; er wollte wohl so seinen Reichtum zum Ausdruck bringen. Er ließ sich nicht stehend, sondern nur in Hockstellung aufnehmen. Das Gesicht der Prinzessin war von ausgesprochenem Indianertyp. Ungezählte kleine Flechtzöpfchen fielen ihr links und rechts über die Schultern. Der herrliche Rückenschmuck wies breite Goldbänder und große perlenbesetzte Ornamentik auf. Ihr alter Vater folgte ihr wie ein Schatten und trennte sich, obwohl er der Kamera mißtraute, auch beim Photographieren nicht von seinem Kinde. Auch er setzte mich wie

Bild rechts: Trotz des Sommertages trug er eine schwere Pelzmütze





Der etwa fünfundzwanzigjährige Prinz trug keinerlei Waffen, sondern hatte die friedlichen Prunkkleider seines Standes angelegt. In der Hand hielt er einen Silberschub . . .



Das Gesicht der Prinzessin war von ausgesprochenem Indianertyp

eine ganze Reihe Ngolok des Gefolges durch ausgesprochene Indianerähnlichkeit in Erstaunen. Der Prinz gab sich sehr natürlich. Er erklärte sich aus eigenem Antriebe bereit, mich als Freund des Panschen Lama in seinem Reiche gastlich aufzunehmen, und betonte, daß er sich für meine Sicherheit verbürge. Die Schwierigkeiten, welche man mir in den ersten Tagen meines Aufenthaltes in Labrang wegen gar nicht vorhandener Waffen gemacht hatte, waren ihm bekannt. Er meinte, ein Ngolok könne sehr wohl verstehen, daß ein tapferer Mann auch ohne Waffen sein Ziel erreiche. Natürlich machte ich ihm Komplimente über die Tapferkeit seines Volkes, die auch in Europa bekannt sei. Leider konnte ich seiner Einladung ebenfalls nicht Folge leisten, obwohl die gebotene Gelegenheit bestimmt einzigartig war. Im Schutze des Prinzen hätte ich gewiß außerordentlich interessante Eindrücke von Land und Leuten erhalten. Als ich nach Hause ging, wimmelten die Straßen der Klosterstadt und der breite Weg zwischen Gompa und Labrang-Dorf von Pilgern. Viele Nomaden rüsteten sich zur Heimreise. Ehe sie ihre Pferde bestiegen, warfen sie sich ein letztes Mal in Richtung Labrang Gompa betend auf die Erde. Wochen, ja Monate mühsamster Reise lagen vor ihnen. Aber die Erinnerung an dieses einmalige Erleben des feierlich nach Tibet zurückkehrenden Priesterkönigs wird sie ein ganzes Leben begleiten.

Das Exil des Panschen Lama

Mit Gorotscheff besprach ich abends die Ereignisse des Tages. Sehr interessant war mir seine Ansicht, daß die riesigen Gaben der Pilger nicht nur ein Ausdruck opferwilliger Frömmigkeit seien, sondern stärkste politische Bedeutung hätten. Der Panschen Lama kam ja nicht nur als oberster Priester nach vielen Jahren Exils zu seinem gläubigen Volke zurück; seit dem im Jahre 1933 erfolgten geheimnisvollen Tode des Dalai Lama galt er in den Augen orthodoxer Kreise als dessen Stellvertreter und damit weltlicher Herrscher.

Es ist schon in einem früheren Kapitel von den Gründen die Rede gewesen, welche den Panschen Lama gezwungen hatten, Tibet fluchtartig zu verlassen. Erst durch die immer stärker werdenden pro-englischen Sympathien des letzten Dalai Lama gezwungen, trat



Auch ihr alter Vater setzte mich durch seine ausgesprochene Indianerähnlichkeit in Erstaunen



Viele Nomaden rüsteten sich zur Heimreise

*Ehe sie ihre Pferde bestiegen, warfen sie sich ein letztes
Mal in Richtung Labrang Gompa betend auf die Erde*



der Panschen Lama aus seiner klösterlichen Zurückgezogenheit hervor und wurde so gegen seinen Willen in den Wirbel politischer Intrigen gerissen. Schließlich drohten die Meinungsverschiedenheiten zwischen den beiden Kirchenfürsten zu Unruhen zu führen. Da der Panschen Lama jedoch entschlossen war, Blutvergießen zu vermeiden, verließ er heimlich das Land. Über seine abenteuerliche Flucht ist ein eigenartiges Gerücht in Umlauf: Der zaubergewaltige Großlama schuf zur Täuschung seiner Gegner einen ihm in Bewegung und Sprache völlig gleichenden Doppelgänger, der die täglichen Gebete und Empfänge des Panschen Lama so lange durchführte, bis dessen Flucht über die Landesgrenze gelungen war; dann verschwand die geheimnisvolle Emanation spurlos. Solche merkwürdigen Gespenstergeschichten entsprechen durchaus lamaistischer Vorstellung.

Jahrelang reiste der Panschen Lama durch ganz China und besuchte die bedeutendsten buddhistischen Kultstätten des Landes.

In kluger Voraussicht erwies ihm die chinesische Regierung überall königliche Ehren. Während seines Aufenthaltes in Peking stand ihm der herrliche Palast des letzten Kaisers Kwang Hsü zur ausschließlichen Verfügung. Hier empfing er Gläubige aus den Ländern der buddhistischen Welt. Feine Fäden liefen von hier nach Tibet; sie verstärkten sich rasch, als mit dem Hinscheiden des Dalai Lama das Hochland beider Priesterkönige beraubt war. Trotzdem standen der Rückkehr des Großlama gewaltige Hindernisse entgegen. Der Parteienzwist hatte sich immer mehr verstärkt. Die langjährige Abwesenheit des Kirchenfürsten von Tashilumpo brachte die Sympathien mancher Kreise für seine Sache zum Erkalten. Britischer Einfluß arbeitete gegen ihn. Der Panschen Lama aber besaß unerschütterliches Selbstvertrauen. Sein Plan ging dahin, von Kloster zu Kloster durch ganz Amdo zu ziehen und überall die gläubige Bevölkerung an sich zu fesseln, so daß er bei weiterem Vordringen nach Tibet hinter sich auf eine loyale und ergebene Gefolgschaft rechnen konnte. Betend und segnend wollte er Schritt für Schritt in das Herz des Hochlandes vordringen.

Der erste Erfolg übertraf alle Erwartungen. Von Kumbum aus, das er in aller Heimlichkeit erreicht hatte, bereiteten die ihm ergebenen Tulkus die große Wallfahrt des tibetischen Volkes nach Labrang vor. Delegationen aus allen Teilen der lamaistischen Welt strömten



Aber die Erinnerung an dieses einmalige Erleben des feierlich nach Tibet zurückkehrenden Priesterkönigs wird sie ein ganzes Leben begleiten

herbei, um Zeuge der Rückkehr ihres Hohenpriesters zu werden und ihrer Ergebenheit Ausdruck zu verleihen. Von Labrang kehrten die Pilger als überzeugte Kämpfer für den lebenden Buddha in ihre Heimat zurück. Einige hohe Würdenträger aus Lhasa traten in den Ministerrat des Panschen Lama ein, um an dem Neuaufbau der Landesregierung und der dringend notwendigen Kirchenreform mitzuarbeiten. Abgesandte aller auf der Reiseroute liegenden Lamaklöster erbaten für ihre Gompa die Ehre eines Besuches des Heimkehrenden. Der unblutige Sieg des Panschen Lama über alle gegnerischen Elemente schien von Tag zu Tag wahrscheinlicher zu werden.

Audienz beim Panschen Lama

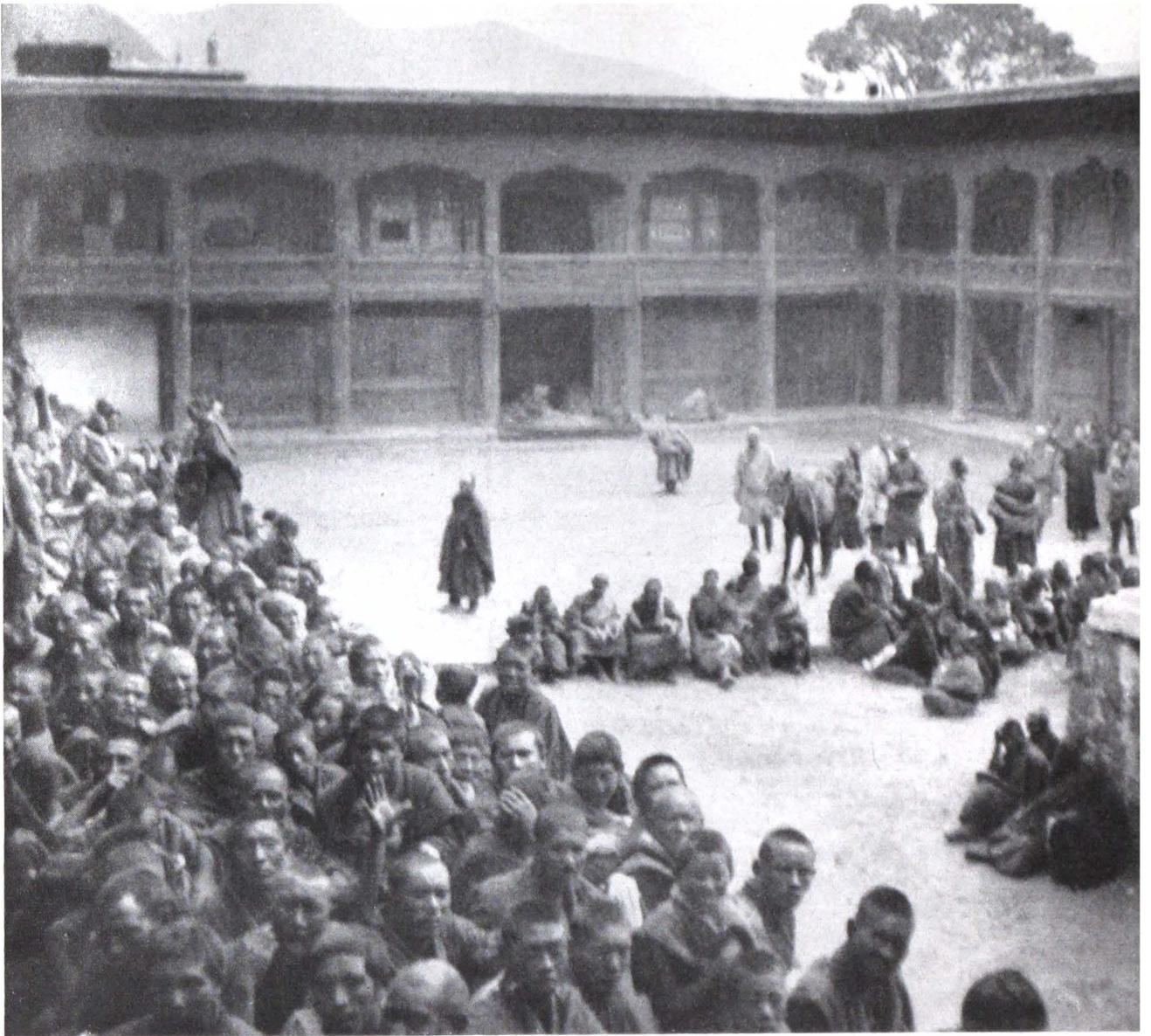
Am nächsten Morgen erschien ein Kampo, der mich zum Palast des Kirchenfürsten führte. Überall, in allen Gassen und auf jedem Platze, lagerte das gläubige Volk. Den riesigen Hofraum füllte Kopf an Kopf eine gewaltige Menge von Pilgern und auswärtigen Trapas, die geduldig darauf warteten, daß im Laufe des Tages irgendwann einmal der Heilige an ihnen vorübergetragen würde. Über eine steile Treppe hinauf ging es an ein von Soldaten bewachtes Tor, durch das ich nach wenigen Minuten Einlaß fand. Audienzen waren bereits in vollem Gange. Noch einmal überprüfte ich meine mitgebrachten Apparate, da ich hoffte, die Erlaubnis zu Aufnahmen zu erhalten. Ein zu meiner großen Überraschung vorzüglich englisch sprechender Lama führte mich durch einen Hofraum hindurch sofort in den Empfangssaal. Ich hatte kaum Zeit, die Einrichtung des Raumes mit einem Blick zu streifen, da kam mir schon der Panschen Lama entgegen und begrüßte mich freundlich lächelnd mit kräftigem Handschlag. Der mich begleitende Lama hatte sich zu Boden geworfen; er war übergücklich, als beim Aufstehen die Hand des Großlama segnend auf seinem Haupte ruhte. Ein Beamter in vornehmer Mandarinkleidung, auf dem Kopfe den breiten Helmhut der Lhasabeamten, trat durch die Tür und blieb in tiefer Verbeugung stehen. Der Panschen Lama nahm auf einer erhöhten, breiten Plattform Platz und winkte mir zu, mich auf einen zu seiner Linken bereitgestellten Stuhl zu setzen. Jetzt erst bemerkte ich, daß sich über der Plattform ein prunkvoller Baldachin wölbte.



Überall, in allen Gassen und auf jedem Platze, lagerte das gläubige Volk

Eine gewaltige Menge von Pilgern, Laien wie Trapas, füllte Kopf an Kopf den zum Palast des Panschen Lama führenden Vorhof

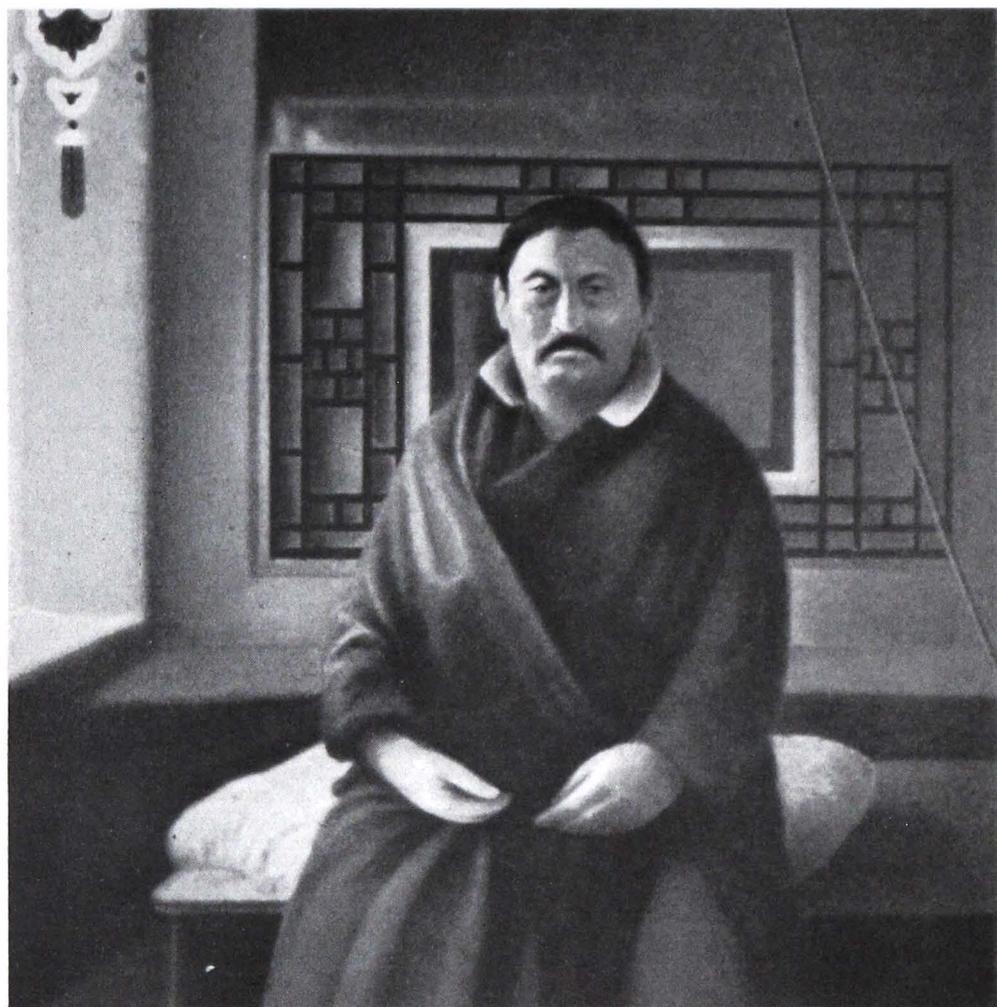




*Sie warteten geduldig, daß im Laufe des Tages der Heilige
an ihnen vorbeigetragen würde*

Der ganze Raum war mit kostbaren Bildern und Teppichen geschmückt. Der Kirchenfürst trug ein einfaches Priestergewand mit einem violetten Überwurf, aus dem in breitem Rot der Kragen hervorleuchtete, dessen geöffnete Vorderseite den Hals des Großlama freigab. Sein Gesicht hatte die gesunde Farbe des Gebirgsvolkes. Der Blick verriet müden Ernst. Ein sorgsam gepflegter Schnurrbart hing nach Mongolenart über die Mundwinkel, das halbkurz geschnittene Haupthaar leuchtete in fast bläulichem Schimmer. Lange, feine Finger hielten große, braune Perlen eines einfachen buddhistischen Rosenkranzes.

Der Lama nahm seitwärts von mir in Hockstellung Platz; der Beamte blieb mit gebeugtem Oberkörper in der Mitte des Raumes in drei Schritt Entfernung vor der Plattform stehen. Mit halblauter Stimme sprach der Großlama zu dem Beamten, der jeden Satz mit einem ehrfürchtigen Laxo, Laxo bestätigte und in den Pausen, ohne seine Blickrichtung zu verändern, die Mitteilungen an den Lama weitergab. Dieser übertrug sofort in fließendes Englisch. Auf gleichem Wege gingen meine Antworten an den Lama, von da zu dem Beamten und von ihm zum Panschen Lama. Das tibetische Zeremoniell schreibt vor, daß während einer Audienz der Großlama niemals direkt angesprochen werden darf. Nach asiatischer Sitte wurden erst längere Höflichkeitsformeln ausgetauscht. Die Anwesenheit von zwei ausgesuchten Dolmetschern schien anzudeuten, daß eine längere Unterredung beabsichtigt sei. Der Großlama freute sich sichtlich, als ich wahrheitsgemäß als Zweck meiner Reise angab, daß ich Zeuge eines so bedeutsamen Ereignisses wie der Rückkehr des Priesterkönigs in sein Land werden wollte. Ich betonte, daß in Deutschland großes Interesse für Tibet vorhanden sei. Sofort lenkte der Panschen Lama das Gespräch auf den Führer des Deutschen Reiches und sagte, daß er die Taten des Hsi Talé aufs tiefste bewundere. Hsi Talé ist der tibetische Name für Hitler, wobei das Wort Talé getrennt betont wird und sowohl dem Klang wie der Bedeutung nach dem Talé im Worte Dalai Lama entspricht, also „alles Umfassender“ heißt. Der Panschen Lama war außerordentlich gut über europäische und Weltvorgänge unterrichtet. Ich versuche, zusammenhängend das Gespräch dieser mehr als einstündigen Unterredung dem Sinne nach kurz wiederzugeben. Der Großlama führte aus:



Der Kirchenfürst trug ein einfaches Priestergewand (Siehe auch Farbbild auf Seite 381)

„Es gab immer in der Weltgeschichte große Reiche; das wiedererstandene Deutschland aber ist das eindrucksvollste. Es erobert die Welt nicht durch Waffen, sondern durch seine Gelehrten und Erfinder. Es schickt nicht Armeen, sondern Lehrer des Fortschritts. Als die ganze Welt gegen Deutschland kämpfte, lagen Hoffnung und Wünsche der kleinen Völker nur beim Deutschen Reich, dessen Sieg auch für sie Befreiung bedeutet hätte. Als Deutschland unterlag, glaubten wir trotzdem unvermindert an seine kommende Mission. Alle Unterdrücker Asiens hatten gegen Deutschland gekämpft. Deutschlands Niederlage nach so vielen Heldentaten seiner Heere wurde überall mit Schmerz empfunden. Doch die Gewalten über uns haben es gut mit Deutschland gemeint. Nach innerer Läuterung steht es heute größer und herrlicher da als je zuvor. Auf neue ist es zum Führer, Lehrer und Befreier unterdrückter Völker geworden. Deutschland ist weit von Tibet entfernt, auch in dem Zeitalter des Flugzeuges, in dem Entfernungen wie Schnee in der Sonne schwinden. Die Völker, die unsere Nachbarn sind, oder über unsere Nachbarn herrschen, können uns nicht geben, was ich für mein Land von Deutschland erhoffe. Die Zeit ist gekommen, da Tibet sich nicht länger gegen die Außenwelt abschließen kann; aber wir wollen nicht, daß uns ein zweifelhafter „Fortschritt“ aufgezwungen wird. Wir wollen unsere Freiheit behalten. Nicht alles, was der Westen bietet, ist für Tibet geeignet. Ich denke an Berater, die uns helfen, die Regierung gerecht und nutzbringend für unser Volk zu gestalten. Nötiger als selbst das tägliche Brot braucht Tibet Ärzte und Hospitäler. Wenn ich erst einmal die Regierung des ganzen Landes wieder übernommen habe, entsende ich einen Vertreter zu Hsi Talé, um den Führer des deutschen Volkes meiner Achtung und Freundschaft zu versichern. Dann kann ich auch an Reformen denken, die mein Land dringend braucht. Ich weiß, daß Hsi Talé mir dabei helfen wird. Überbringen Sie meine Grüße dem Führer der Deutschen.“

Das Gespräch nahm eine mehr persönliche Wendung, ich bat um die Erlaubnis, den Panschen Lama filmen zu dürfen. Leider war in dem Empfangssaale die Beleuchtung außerordentlich ungünstig. Die Aufnahme, welche ich in Naturfarben machte, gibt aber, wie sich später zeigte, trotz der Dunkelheit des Raumes die Farbtöne richtig wieder. Dann faßte ich Mut und bat, mir Gelegenheit zu Aufnah-

men im Freien zu geben, da ich mit meiner Filmkamera nicht in geschlossenem Raume arbeiten könne. Der Großlama ging sofort auf meinen Wunsch ein. Es bot sich mir das einzigartige Erlebnis, auf der offenen Veranda des Vorzimmers den Panschen Lama filmen zu können, obendrein hatte ich noch den Spaß, den Priesterkönig in dieser Kunst zu unterrichten. Er kannte zwar photographische Apparate recht gut, hatte aber noch nie gefilmt und war nun mit Feuereifer bei der Sache. Nachdem ich die einzelnen Handgriffe erklärt hatte, übernahm der Großlama selbst die Kamera und filmte in bester Laune die Dachpartien Labrang-Gompas. Im Vorraume hatten sich einige Kampos versammelt, die über das fast intim anmutende Tête-à-tête ihres höchsten Priesters mit einem Landfremden doch reichlich verwundert schienen. Zum Abschied schüttelte der Panschen Lama mir lange kräftig die Hand und bat mich nochmals, ich möchte Hsi Talé seine aufrichtigen Grüße überbringen. Er hoffe, mich im Hochlande wiederzusehen.

Als ich rückwärtsgehend den Raum verlassen hatte und die Treppe hinunter in das Gewühl der Pilger stieg, traute ich kaum meinen Augen, so groß war die Veränderung, welche in den Gesichtern und im Wesen der Tibeter mir gegenüber vor sich gegangen war. Alles drängte sich an mich heran, um meinen Anzug zu berühren und dem Fremden, der so lange mit dem lebenden Buddha gesprochen hatte, ihre freundliche Gesinnung zu zeigen.

Ich war der letzte Europäer, der den Panschen Lama gesehen hat, wie ich auch als erster seinen Einzug in Labrang erleben durfte. Als ich zwei Tage später in finsterner Nacht Labrang verließ, waren kommunistische Armeen, von Szechuan kommend, bereits im Anfluten. Es handelte sich um die von den Heeren Nankings im Süden der Provinz Kiangsi geschlagenen Truppen der roten Heerführer Chou Teh und Mao Tse Tung, welche erst nach Südwesten bis Yünnan ausgebogen waren, dann aber in Richtung Szechuan vor den nachdrückenden chinesischen Divisionen flüchteten, um schließlich längs des tibetischen Grenzlandes den Durchbruch nach dem von den Sowjets besetzten Teile Sinkiangs zu versuchen.

Der Ruf erbarmungsloser Schlächter ging den roten Einheiten voraus; ein Widerstand der zweifellos mutigen, aber schlecht bewaffneten Mönche der Klosterstadt gegen die modern ausgerüsteten, kampferfahrenen Divisionen Mao Tse Tungs war aussichtslos. Eiligst

wurden die wichtigsten Kultgegenstände in Sicherheit gebracht. Die letzten Pilger hasteten aus dem Tale. Mönche und Dorfbewohner waren entschlossen, bis zum letzten möglichen Augenblick auszuhalten.

Für Labrang Gompa gab es keine Rettung. Auch die hohen Pläne des Panschen Lama zerbrachen; begleitet von nur wenigen Getreuen, mußte er am Tage nach meiner Abreise vor der drohenden Gefahr fliehen. Sein Marsch ins Innere Tibets, der so verheißungsvoll begonnen hatte, war unterbrochen. Bald darauf starb er in der Gegend des Kokonor eines geheimnisvollen Todes.

War das, was ich in Labrang sah, ein letztes Aufleuchten schwindender Priesterpracht und Priestermacht in Zentralasien?



Die rote Sekte

Das seltsamste Erlebnis meiner Reise war eine Begegnung mit dem Haupte der roten Sekte Tibets, dem Kalsang Lodro Gunka. Sein Reich ist ganz Tibet. Ihm gehören die weiten Steppen der Mongolei. Seine Anhänger verehren ihn als ihren roten lebenden Buddha; sie kennen keine andere Autorität. Die Rotmützen, wie sie allgemein genannt werden, verkörpern die ursprüngliche Form des tibetischen Buddhismus. Sie tragen das Rot des Blutes im Gegensatz zu dem Sonnengold der Anhänger Tsön Kapas. Durch Jahrhunderte hindurch schwelte die Fackel des Kirchenstreites im ganzen Lande. Heute ist von dieser Gegnerschaft nach außen hin kaum mehr etwas zu spüren. Die Lamas der Rotmützen verfügen nur über wenige eigene Klöster; daher mischen sie sich unter die zahlstärkeren Gelbmützen. In allen Lamaserien Tibets sind sie zu finden. Geheime Fäden laufen von ihnen zu den Schwarzmützen, den Anhängern der uralten Pönreligion. Da sie die ursprüngliche Lehre beibehielten, betrachten sie sich als Kämpfer für den reinen unverfälschten Glauben. Sie sind volksverbundener als die Gelbmützen und verwerfen das Zölibat als widernatürlichen Zwang und als Schädigung ihres Landes. Die Reform Tsön Kapas erlaubte die Entstehung einer Unzahl von Inkarnationen. Im Gegensatz hierzu kennt die rote Sekte neben einigen Wiedergeburten heiligmässiger Mönche nur eine einzige höchste Inkarnation, ihren Führer und Meister Kalsang Lodro Gunka. Im Volke gelten die Mönche der roten Sekte als zaubergewaltige Dämonenbekämpfer. Sogar in den Klöstern der Gelbmützen beugt man sich scheu ihrem selbstbewußten Hochmut. Enge Bande verbinden die Rotmützen aller lamaistischen Länder. Ihre Hohenpriester bleiben selten lange in einer Gemeinschaft, geheimnisvoll ist ihr Kommen und Gehen. Erst wenn sie älter und gebrechlich werden und ihr Ende nahen fühlen, begeben sie sich in eine ihrer eigenen Klosterstätten, um dort geborgen und in Frieden zu sterben.

Der rote Lama erkennt das weltliche Primat des Dalai Lama und den priesterlichen Vorrang des Panschen Lama über die gelbe Sekte widerspruchslos an. Dafür wird auch seine Herrschaft über die Rotmützen unbestritten hingenommen. So war es erklärlich, daß bei dem Empfang des Panschen Lama in Labrang der jetzt regierende Kalsang Lodro Gunka eine außerordentliche Rolle spielte.

Der Besuch des Roten Lama

Ich habe ihn auf eigenartige Weise kennengelernt. Als ich vom Empfang beim Panschen Lama zu meiner Herberge zurückkehrte, war der weite Platz vor dem Dorfeingang mit knienden Pilgern übersät. Es herrschte eine feierliche Stille. Gorotscheff empfing mich schon im Hofraume seines Hauses mit der Mitteilung, daß der rote Lama oben auf mich warte. Es sei dies eine ganz ungewöhnliche Ehrung. Als ich den Wohnraum betrat, kam mir ein ernster Mann in roter Lamakleidung entgegen. Er überragte mich fast um Haupteslänge. Auf dem Kopfe trug er ein in Turbanform gewundenes Tuch in sattroter Farbe. Vor mir auf dem Tisch lag ein breiter, roter Kardach. Schalen mit Nüssen und Pfirsichen sowie ein Beutel mit Tsamba — sein Gastgeschenk, waren davor aufgebaut. Solange der Lama schwieg, konnte ich nicht gut selbst ein Gespräch beginnen. Scharfe Augen von fast hypnotischer Kraft ruhten ernst auf mir. Da nickte er mir langsam zu, trat an den Tisch, berührte mit segnender Hand das Säckchen mit Tsamba und schritt langsam an mir vorbei zur Türe. Ehe ich daran dachte, ihm zu danken, hatte er das Zimmer verlassen.

Aus der Stimmung des Augenblicks heraus nahm ich das leuchtende Tuch vom Tisch, um es zu betrachten. Da kam auch schon Gorotscheff wieder, der als Hausherr den hohen Besucher zum Tor gebracht hatte. Er winkte mir, ihm zu folgen. Von der Hofmauer aus konnte ich den Vorplatz und einen Teil der Marktstraße übersehen. Ein Bild unvergeßlicher Wucht bot sich mir: Langsamem Ganges schritt der rote Lama durch die Reihen sich ehrfürchtig zu Boden werfender Pilger. Auf den Knien rutschten sie zu ihm heran, auf daß er seine Hand segnend auf ihr Haupt lege. Und er segnete sie alle mit wahrhaft königlicher Würde. Ich beobachtete diese unbe-



Sein Reich ist ganz Tibet

(Siehe auch Farbbild auf Seite 382)

schreiblich stimmungsvolle Offenbarung tibetischer Gläubigkeit, bis das leuchtende Rot des Lama in der Ferne entschwand.

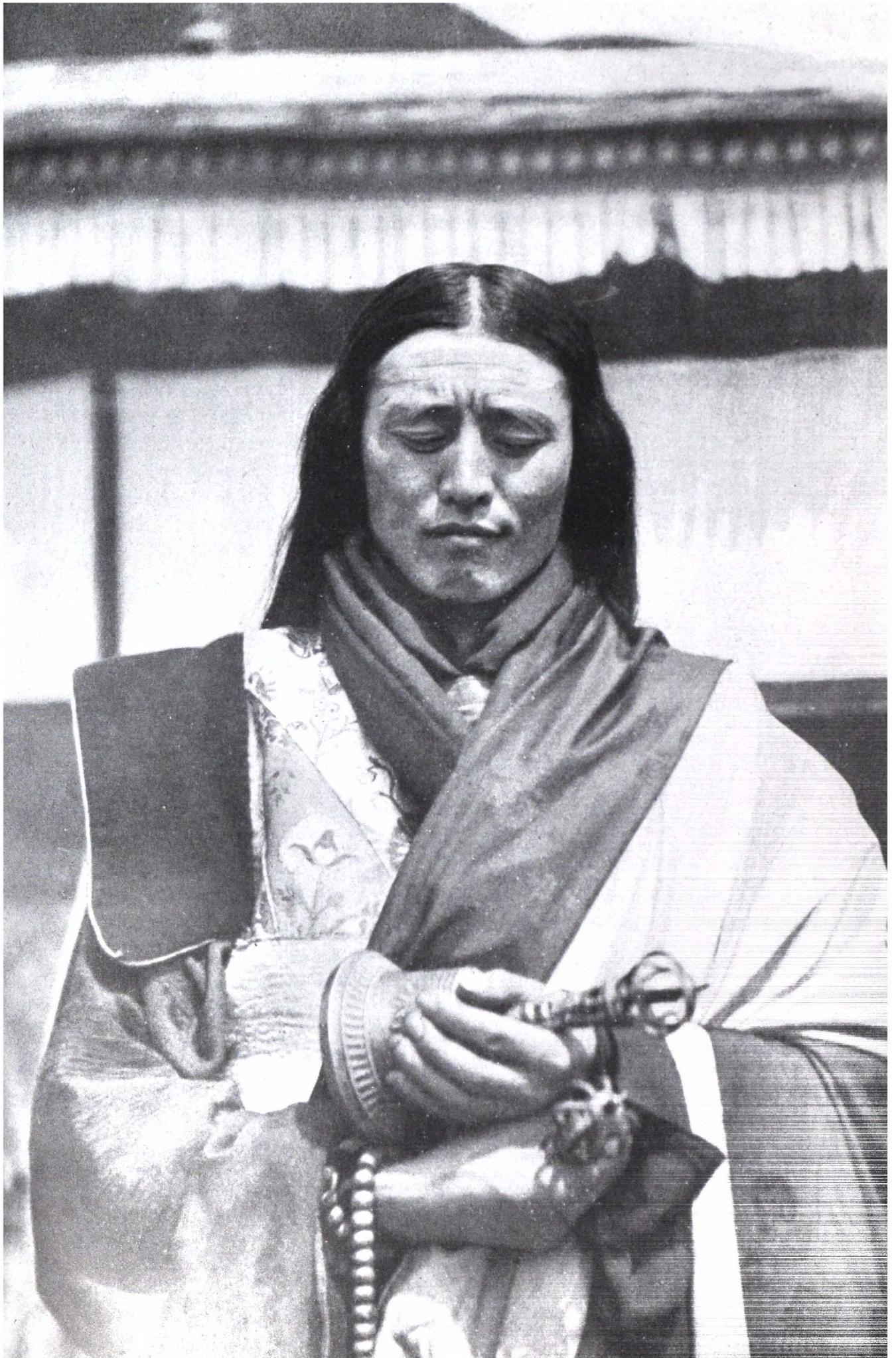
Es trieb mich hinaus auf die Straße, um in die Gesichter dieser einfachen Menschen zu sehen. Aus gläubigen Augen strahlte nachschwingend größte Verinnerlichung. Leise berührte eine Frau den Kardach, welchen ich, ohne es zu merken, noch immer in der Hand hielt. Bittend sah sie mich an, als sie mit sorgsamem Fingern einen Faden aus der rohgerissenen Seide zog. Ich ließ sie gerne gewähren, ahnte aber nicht die Folgen. Wie eine Mauer umschloß mich die Menge; jeder wollte eine Reliquie des Heiligen haben. Ohne Überstürzung, wie zum Empfang des Segens griffen Männer und Frauen nach dem ihnen heiligen Tuche. Es verschwand wie im Sande versickerndes Blut. Schweigend wich die Menge zurück; ernst betrat ich wieder das Haus.

Gorotscheff hatte die Szene vom Dache aus beobachtet. Lange sahen wir in den Abend hinaus. Er, dem die Mystik dieses geheimnisvollen Landes nicht mehr fremd war, erzählte mir die Lebensgeschichte des roten Lama, wie sie als Heldenlied im ganzen Lande, wo immer Gläubige der roten Sekte weilen mögen, erklingt.

Der Tod des alten Buddha

In einer kleinen Lamaserie weit im Innern der Mongolei rüstete sich der greise Buddha der roten Sekte für die nahende Wanderung seiner Seele. Regungslos in Buddhastellung verharrend, wartete er auf seine Auflösung. Mit schweren Kissen hatten die Jünger den schwachen Körper des Sterbenden gestützt, daß er nicht umsinke und in Würde die Vorschrift der Lehre erfülle. Eilig waren führende Lamas auf die Kunde des bevorstehenden Heimganges dieser vollkommenen Seele in Buddha aus allen Richtungen der Windrose herbeigeeilt. Ernst klangen die Sterbegebete durch den in hellem Lichterscheine erstrahlenden Raum. Ein letztes Mal sprach mit leiser Stimme der Großlama zu seinen Getreuen: „Seht ihr das

Bild rechts: Ihm gehören die weiten Steppen der Mongolei. Seine Anhänger verehren ihn als ihren roten lebenden Buddha



Leuchten des heiligen Regenbogens? Sein Licht wird meine Wanderung erhellen. Wo der Regenbogen fällt, ist auch mein Bardo zu Ende. Leuchtend wie die heiligen Farben der Himmelsbrücke ist das reine Gefäß, das dort meiner Seele wartet.“

Das Erdenlicht des Buddha war erloschen. Nach den Geboten der Lehre vermieden es die Mönche, Trauer zu zeigen. Unaufhörlich, Tag und Nacht, erklangen die Gebete. Mit lauter Stimme sprach ein alter Lama die Worte der Lehre, welche der wandernden Seele die Gefahren einprägten, die auf dem Bardo ihrer harrten.

Aus den entferntesten Gegenden der Mongolei und Tibets fanden sich in den kommenden Monaten die Abordnungen der Rotmützen ein. Nach alter Überlieferung mußten sie am Sterbeorte verweilen, bis die Zeit herannahte, die für das Suchen nach der neuen Lebensform des Verstorbenen durch Gesetz und Sitte bestimmt ist. Endlich war nach dem Spruche des feierlich befragten Orakels der günstige Augenblick gekommen, dem Rufe ihres Buddha zu folgen und ihn in seiner neuen Form zu suchen. Sieben auserwählte Mönche bereiteten sich mit Beten und Fasten auf ihre heilige Mission vor. Als sie in feierlichem Zuge aus dem Kloster geleitet wurden, erstrahlte aufs neue als glückbringendes Zeichen ein herrlicher Regenbogen. Weit hinter den Bergen im Südwesten berührte er genau an derselben Stelle die Erde wie damals in der Todesstunde des roten Lama.

Auffinden des neuen Buddha

Die Expedition wurde von dem Nörpa, dem Vermögenswalter des verstorbenen Großlama, geführt. Wegekundige Trapas begleiteten sie. Die mitgeführten Jaks waren ausgewählt starke Tiere. Die Lamas hatten sich für eine lange und beschwerliche Reise eingerichtet. Das größte Tier führte der Nörpa am Zügel, es trug auf seinem mächtigen Rücken nur ein leichtes Bündel. In ihm befanden sich Gegenstände, die der Tote besonders gern und oft benutzt hatte, daneben reichverzierte, der Größe eines Kindes angepaßte Lamakleider. Immer weiter ging es nach Südwesten, immer beschwerlicher wurde die Reise. Als sich der Todestag ihres Oberhauptes zum drittenmal jährte, lagerten die Mönche in einem kleinen Tale. Schwere

Sorgen bedrückten sie. Ein vorausgeschickter Trapa hatte gemeldet, daß in dem Tale vor ihnen eine heftige Pockenepidemie ausgebrochen sei. Fürwahr ein schlechtes Omen für den Weitermarsch. Betrübten Herzens nahm die kleine Schar die Gastfreundschaft einiger Nomaden in Anspruch, welche die müden Wanderer willig aufnahmen. Der Nörpa fand bei einer jungen Hirtenfamilie Unterkunft, deren vielleicht zweijähriges Söhnchen auf dem Zeltboden mit einem roten Wollknäuel spielte. Ernst sah der Kleine den Fremden an, der ein seltsames Bündel in das Zelt gebracht hatte, und machte sich schnell an dieses Bündel heran. Seine Ärmchen durchwühlten die fremdartigen Kleider und Geräte; angestrengt schien das Kind etwas zu suchen. Als die kleinen Hände endlich wieder zum Vorschein kamen, hielten sie den hölzernen Eßnapf des roten Lama umschlossen.

Mit angehaltenem Atem hatte der Nörpa das eigentümliche Verhalten des Kleinen beobachtet. Auch die Eltern des Knaben wagten sich nicht zu rühren. Das Kind aber kam, die Holzschale fest an sich gedrückt, zu seiner Mutter und bat um Essen. Die verwirrte Frau versuchte, ihm das Gefäß wegzunehmen, der Kleine aber hielt es mit aller Kraft fest und sagte nur: „Es ist mein.“ Ergriffen und in Ehrfurcht warf sich der Mönch vor dem Kinde zu Boden — sein Auftrag war erfüllt. Er hatte die neue Hülle seines Herrn gefunden. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Kunde in den Nachbarzelten; Mönche und Nomaden eilten herbei, um der jungen Inkarnation ihre Ehrfurcht zu erweisen.

Die Sorge vor einem Übergreifen der gemeldeten Epidemie auch auf dieses Tal veranlaßte die Mönche, unverzüglich den Rückweg nach ihrer Gompa anzutreten. Angetan mit den mitgebrachten Priesterkleidern saß der Knabe auf dem Jak des Nörpa, welcher das Tier führte. Beide Eltern begleiteten das vom Schicksal ausgezeichnete Kind auf seinem Triumphwege. Die Kunde von dem neuen lebenden Buddha eilte der Expedition voraus. Nomaden und Stammeshäuptlinge kamen mit reichen Geschenken und warfen sich vor ihm zur Erde. Immer größer wurde das Gefolge. Endlich war das Ziel erreicht. Feierlich erfolgte der Einzug in die festlich geschmückte Gompa. Noch hatte der Rat der roten Sekte den Knaben trotz aller Ehrung nicht als Inkarnation ihres Oberhauptes anerkannt. Erst mußte er erneut die Probe bestehen und aus einer Reihe ihm

vorgelegter Gegenstände diejenigen bezeichnen, welche dem Verstorbenen und damit ihm gehörten. Mit tiefer Bewegung wurde die Klostersgemeinde Zeuge, wie der Kleine mit nachtwandlerischer Sicherheit und ohne sich auch nur ein einziges Mal zu irren, das Eigentum des toten Buddha erkannte. Aller Zweifel war behoben: Ein neues Haupt der Roten Sekte war gefunden. Bis zum vollendeten fünften Jahr oblag den glücklichen Eltern die Erziehung ihres Kindes. Dann aber setzte der Ernst des Klosterlebens ein, der Unterricht begann. Ein Mönch, der sich durch Gewandtheit und hervorragende theologische Kenntnisse auszeichnete, wurde einstimmig für das verantwortungsvolle Erzieheramt bestimmt.

Die Flucht des Knaben

Jahre vergingen. Mit immer größerer Verwunderung merkten Lehrer wie Gemeinde, welche vorzügliche Geistesgaben in dem Knaben wohnten. Im Alter von zwölf Jahren beherrschte er die heiligen Schriften besser als mancher erwachsene Mönch des Klosters. Die Erklärungen, welche er zu den Sutren gab, setzten selbst seinen Lehrer in Erstaunen. Und doch war der junge Lama noch weit von klösterlicher Vollkommenheit entfernt. Allzugern entfloh er dem Zwange der Chorstunden, um unter einem Baum in den Tag zu träumen oder Tiere und Vögel zu belauschen.

Eines Morgens wartete der Lehrer vergeblich auf seinen Schüler. Er fand ihn, tief in Gedanken versunken, im äußersten Winkel des Klosterparkes, wo er dem Tanzen der weißen winterlichen Flocken zusah. Eine harte Hand traf den seines Fehltrittes kaum bewußten Schüler ins Gesicht. Sofort warf sich der Lehrer zu Boden und murmelte ein Verzeihung erfliehendes „Om mani padme hum.“ „Om mani padme hum“ wiederholte der so Gezüchtigte.

Der Tag verging; in der Nacht tobte ein schwerer winterlicher Sturm. Als sich das Dunkel endlich lichtete, war der rote lebende Buddha verschwunden.

Unbeschreibliche Aufregung herrschte unter den Lamas, denn alles Suchen nach dem jungen Priestergott blieb vergebens. Mit Entsetzen besprachen die Mönche die Möglichkeit, daß ihr Buddha in Sturm und Nacht hinausgewandert wäre und dort den sicheren Tod ge-

funden hätte. Unwegsam waren die Berge, verschneit die Pfade, tückisch Klüfte und Schründe. Weit und breit gab es keine menschliche Niederlassung. Immer neue Trapas und Lamas machten sich auf die Suche, aber niedergeschlagen und erschöpft kam ein Trupp nach dem andern ergebnislos zurück. Tibets roter lebender Buddha blieb wie vom Erdboden verschlungen.

In geheimen Konventen wurde die Lage besprochen. Dem gläubigen Volke mußte auf alle Fälle die Flucht der Inkarnation verborgen bleiben. Mit schweren Eiden verpflichteten sich alle Klosterinsassen zum Schweigen. Als das Frühjahr kam, zerrann die letzte schwache Hoffnung auf Rückkehr des Verschwundenen. Bald würden Pilgerscharen eintreffen, um den Segen des jugendlichen Gottpriesters zu erflehen und ihm ihre Gaben zu Füßen zu legen. Ein Bekanntwerden der Wahrheit mußte für die Gompa unerträgliche Folgen haben. Da griffen die Mönche zu einem Betrug. Eine Puppe wurde mit dem Ornat der roten Inkarnation bekleidet und feierlich verbrannt. In seiner tiefen Trauer glaubte das Volk den Behauptungen der Mönche, ihr Gott-Buddha habe aufs neue seine sterbliche Hülle verlassen, doch werde er nach kurzem Bardo wieder erscheinen. Zahlreiche Expeditionen durchforschten das Land, — eine neue Inkarnation wurde jedoch nicht gefunden.

Lhasa

Jahre vergingen. Weit im Süden des Landes pochte ein noch knabenhafter Mönch der roten Sekte an die Tore Lhasas und bat um Aufnahme in die Gemeinschaft. Die ihm vorgelegten Fragen beantwortete er in so vollendeter Weise, daß alles aufhorchte. Vor den höchsten Lamas bestand er jegliche Probe. Mit Ehrfurcht vor seinem ungewöhnlichen Wissen empfangen ihn die Mönche seiner neuen Gompa in ihrer Mitte. Ungewöhnlich war auch seine Anziehungskraft auf die in der heiligen Stadt verweilenden Pilger. Leise raunten sich die Gläubigen zu, daß dieser rote Lama in Vergangenheit und Zukunft lesen könne. Mit allen ihren Sorgen und Anliegen wendeten sich die Pilger an ihn.

Als er den dritten Sommer in Lhasa weilte, war er zum Mann herangereift. Um Haupteslänge überragte er Mönche wie Pilger. Als ein-

ziger der Priester trug er das Haupthaar ungeschoren. In langen schwarzen Strähnen fiel es fast bis zum Saum seines Gewandes.

Eines Tages erschienen in der Stadt Lhasa zwei Pilger aus Amdo. Großer Kummer drückte sie. Unterwegs hatten sie während eines Sturmes ihren Kameraden verloren. Trotz allen Suchens fanden sie keine Spur des Weggefährten und mußten notgedrungen allein ihre Pilgerfahrt nach der heiligen Stadt fortsetzen. Als sie den Wallfahrern von ihrem Unglück erzählten, gab ein alter Pilger ihnen den Rat, sich doch mit ihren Sorgen an den heiligmäßigen jungen Mönch zu wenden, von dem ganz Lhasa spräche; er könne ihnen die Wahrheit sagen. Noch am gleichen Tage erflehten sie den Segen des roten Lama. Als er sie aber gesegnet hatte, sprach er: „Seid ohne Sorge, denn ihr braucht keinen Toten zu betrauern. Auch euer Weggefährte suchte vergeblich nach euch. Allein konnte er die Pilgerreise nicht fortsetzen, daher schloß er sich einer nordwärts ziehenden Karawane an. In der Woche der kürzesten Nacht kehrte er heil und gesund zu den Seinen zurück.“ Auf's neue warfen sich die Pilger vor dem roten Lama zu Boden, er aber bat sie freundlich, am nächsten Morgen wiederzukommen, denn er habe ihnen für ihre Rückreise etwas mitzugeben.

Als sie sich am nächsten Morgen wieder einfanden, gab ihnen der Mönch ein mit gelber Seide umwickeltes Kästchen und bat sie, diese Gabe dem Mönch, dessen Name auf der Seide vermerkt sei, zu überbringen. Von gutem Wetter begünstigt, erreichten die beiden Pilger ohne Fährnisse ihre Heimat. Sie waren übergücklich, den verlorenen Wegkameraden gesund wiederzufinden. Zu der Zeit, die der Mönch in Lhasa angegeben hatte, war er tatsächlich zurückgekehrt. Sie erinnerten sich nunmehr des Geschenkes aus Lhasa und suchten einen Mönch auf, der ihnen den Namen des so bedachten Lamas vorlas. Es war dies der alte Lehrer des Roten Lama. Als sie ihm das Päckchen überreichten, zitterten seine Hände. Er löste die Seide und entnahm der Hülle eine Rolle, auf der in herrlicher Handschrift, die den Mönch erbeben ließ, die Zeichen des heiligen Gebetes „Om mani padme hum“ leuchteten. Erschüttert fiel er in die Knie — sein Schüler lebte — Tibets roter lebender Buddha war wiedergefunden. In brennender Ungeduld erkundigte er sich nach allen Einzelheiten der Begegnung mit dem roten Lama. „Warum ist er nicht selbst gekommen?“ klagte er immer wieder. „Ihr müßt

sofort aufs neue nach Lhasa pilgern, aber diesmal werde ich mit euch ziehen.“

Nach kurzen Tagen der Vorbereitung traten sie gemeinsam die Reise nach Süden, nach dem heiligen Lhasa an.

Unbilden der Witterung, vom Hochwasser weggerissene Brücken und Räubergefahr erschwerten ihre Fahrt, und mit letzter Kraft gelangten sie mit dem einsetzenden Winter an das Ziel ihrer Pilgerfahrt.

Aber der rote Lama war verschwunden. Niemand hatte den Weggang des Heiligen bemerkt. Keine Spur verriet den von ihm eingeschlagenen neuen Weg. Wie zum Abschied hatte er in großen klaren Zügen das heilige Mani an die Wand seiner Zelle gemalt. Hier, wo sein Schüler geweilt hatte, verbrachte der alte Lehrer in tiefer Trauer den langen Winter. Im Frühjahr kehrte er mit den beiden Pilgern zurück, in seinem Herzen aber lebten Hoffnung und Glaube an die Auffindung des Heiligen.

In den Berghöhlen des Labrang Ho

Jahre später. — Die Stämme Amdos raunten sich die Kunde von dem Auftreten eines heiligmäßigen Eremiten in den Berghöhlen am Quellgebiet des Labrang Ho zu. Diese schon seit vielen Jahrhunderten bekannten Felsspalten reichen tief in das Berginnere. Seit undenklichen Zeiten führten hier fromme Mönche in stiller Beschaulichkeit ein heiliges Leben; mancher dieser Büsser brachte es in langen Jahren härtester Askese zu hoher Vollkommenheit. Kärglich war der Unterhalt der kleinen Gemeinde; armselige Almosen gelegentlicher Pilger hielten sie am Leben. Immer wieder, von Generation zu Generation, fanden sich neue Männer, die willens waren, in die Fußstapfen dieser Lebensverächter zu treten. Nun war ein Heiliger zu ihnen gestoßen, von dem flüsternd erzählt wurde, wie er eines Tages in der Bergeinsamkeit aufgetaucht sei. Mit demütiger Stimme habe er die Eremiten um Erlaubnis gebeten, eine der leeren Höhlen beziehen zu dürfen. Es war noch rauhe Winterzeit, und die Lebensmittel gingen zur Neige; die ersten Pilger aber waren noch weit. Gerne, so erklärten die Einsiedler dem stattlichen jungen Mönch, nähmen sie ihn in ihre Gemeinschaft auf.

Aber habe er auch an Nahrung gedacht? Der rote Lama jedoch beruhigte sie mit den Worten: „Ich suche nicht Speise und Trank, sondern die Einsamkeit in ihrer Gottnähe.“ Ein Bündel heiliger Schriften war seine ganze Habe. Nicht ein Stäubchen Tsamba fanden die Büsser in seinem Besitz. Kopfschüttelnd ließen sie ihn gewähren, als er in einer kleinen, nach Süd und Ost offenen Höhle verschwand. Für Tage blieb er ihren Blicken verborgen; als sie kamen, um nach ihm zu sehen, saß er unbeweglich in Buddhastellung hockend und völlig der Welt abgekehrt da. Ein unwirklicher Glanz schien sich um ihn zu verbreiten. Schweigend stellte ein mitleidiger Eremit ein kleines Holzgefäß mit einer Handvoll Tsamba in den Höhleneingang. Am nächsten Morgen aber fand er vor seiner eigenen Höhle die Schale unberührt wieder. „Was ist das für ein heiliger Mann, der sich in unserer Mitte niedergelassen hat?“ so fragten sich die Büsser. Vierzig Tage lang verblieb der fromme Beter in seiner Höhle.

Der Frühling kam ins Land gezogen, und mit den ersten zarten Knospen schien auch der fromme Beter zu neuem Leben zu erwachen. Er versammelte die kleine Gemeinde und sang mit ihnen die heiligen Litaneien. Seine Stimme klang wie heller Glockenton. Sie übertönte den Chor und hallte von den Bergen wider.

Die ersten Pilger stellten sich ein, arme Nomaden, die aber doch in keinem Jahr versäumten, für die Vergessenen des Berges zu sorgen. Schüchtern legten sie auch zu Füßen des roten Lama ihre Gaben nieder. Er segnete sie und betete mit ihnen. Neue Pilger stellten sich ein, mehr als je zuvor.

Die Kunde von dem Wunder des Berges drang bis an die Tore der großen Klosterstadt. Einige Lamas wurden ausgesandt, die seltsamen Gerüchte zu untersuchen. Sie begannen ein strenges Verhör des Mönches, von dem die Nomaden als einem Heiligen gesprochen hatten, und mußten gar bald erkennen, daß Weisheit aus seinem Munde sprach. Er beantwortete alle ihre Fragen bis auf zwei: Woher er käme, und wer er sei. Er habe einen verschlungenen Weg hinter sich und sei ein Büsser, das war alles, was er hierzu zu sagen hatte, doch fügte er hinzu: „Morgen früh bei Sonnenaufgang werdet ihr wissen, wer ich bin.“ Am nächsten Morgen fanden die Lamas zu ihrer Überraschung die Höhle leer. Quer über dem Eingang stand in großen Lettern das heilige Zeichen des Mani. Am Boden der Höhle lag eine kleine, mit Haaren des Verschwundenen

verknotete Rolle, deren Inhalt alle Anwesenden in höchste Verwirrung brachte. Da stand zu lesen:

Hier hat Kalsang Lodro Gunka, der rote lebende Buddha, allzu kurz über die Sünden der Sterblichen geweint.

Der Heilige war und blieb verschollen.

Der geheimnisvolle Mönch am Tsaidam

Reisende, die im Frühjahr 1935 nach Labrang und Radja kamen, brachten seltsame Kunde von einem Heiligen, der im fernen Tsaidam aufgetaucht sei und im Mittelpunkt der Verehrung einer ständig wachsenden Pilgerschar stünde. Ihre Erzählung lautete:

Zur Zeit des beginnenden Sommers des Vorjahres bat ein hochgewachsener jugendlicher Mönch der roten Sekte in der Jurte einer alten Tsaidamfamilie um Gastfreundschaft. Schwere Schicksalsschläge waren über die Familie hereingestürmt. Die Herden jagte ein Staubsturm in die Berge; alles Suchen nach ihnen blieb vergeblich. Räuber überfielen eine Karawane mit Tee und Tuchen, in denen das Geld des ganzen Klan angelegt war. Pferde und Ladung trieben die Räuber mit sich fort. Aus Kummer über die erlittenen Schicksalsschläge erkrankte das Familienoberhaupt und lag fiebernd und in wirren Träumen darnieder. Nach altem, heiligem Gesetz konnte trotzdem dem Bittenden gastliche Aufnahme nicht verwehrt werden. Dieser aber setzte sich im Zeltinnern an das Lager des Kranken und blickte ihm unverwandt ruhig ins Gesicht. Bald trat Schweiß auf die Stirn des Fiebernden; er wurde ruhig und schlief ein. Leise Gebete kamen über die Lippen des Mönches; der kein Auge von dem Schläfer wandte. Am nächsten Morgen erwachte der Mongole wie aus einem schweren Traum — er war über Nacht gesundet. Der Lama nahm ihn bei der Hand und führte ihn aus der Jurte. Mit dem Blick nach Westen setzte er sich auf die Erde und winkte dem Erstaunten zu, das gleiche zu tun. Nach einiger Zeit sagte er: „Ich höre den Hufschlag vieler Tiere.“ Aufmerksam starrte der Nomade in die gegebene Richtung. Nichts war zu sehen, nichts war zu hören. Da stiegen aus einem nahen engen Tale Staubwolken auf, und bald näherte sich immer stärker anschwellendes Geräusch wie von eiligen Tierhufen. Dem Mongolen erschien

es ein Wunder — seine längst verlorenegebenen Herden kamen heil zurück. Kein Tier fehlte. Er warf sich vor dem Mönch zu Boden, dieser aber nahm ihn erneut bei der Hand und erstieg eine kleine Anhöhe. Dort setzte er sich nieder, diesmal das Gesicht gegen Osten gewendet. Neben dem schweigend in die Ferne Blickenden sank der Mongole in die Knie. Nach geraumer Zeit sprach der Lama: „Ich höre den Galopp eines Reiters.“ Und wirklich — nach Ablauf von weniger als einer Stunde erschien weit voraus ein Reiter, der sich schnell näherte. Er brachte dem Mongolen die willkommene Kunde, daß die Räuber seiner Karawane durch Truppen eines Nachbarbezirks festgenommen worden seien. Sämtliche Tiere und die wertvolle Ladung seien gesichert.

In überschwenglicher Freude warf sich der Mongole immer wieder zu Füßen des roten Lama und bat ihn, bei ihm zu bleiben. So kam es, daß der rote Lama, dem die dankbare Familie ein eigenes Zelt zur Verfügung stellte, von rasch wachsenden Pilgerscharen aufgesucht wurde, die reiche Geschenke brachten und um den Segen des Wundermannes baten. Er segnete sie alle und verteilte die Opfergaben unter die Armen Tsaidams. — So lautete die Kunde.

Eiligst schickten die großen Mönchsgemeinden Amdos eine Delegation hoher Priester nach dem Tsaidam. Bei ihrem Eintreffen begrüßten sie den Mönch mit der Ehrfurcht, die einem Kalsang Lodro Gunka, dem roten lebenden Buddha Tibets, gebührt; denn dafür, daß dieser immer wieder verschwundene rote Lama und der rote lebendige Buddha ein und dieselbe Person waren, brauchten sie keine weiteren Beweise. Er willigte ein, in die Mönchsgemeinschaft zurückzukehren und wurde in Labrang Gompa feierlich empfangen. Hier erwartete ihn auch sein alter Lehrer, dessen Lebensaufgabe mit der Wiederkehr seines großen Schülers und Meisters erfüllt war. Er hatte seine Schuld gebüßt.

Der Rote Lama als Volksheld

Die irdische Pilgerfahrt des roten lebendigen Buddha ist noch lange nicht zu Ende. An ihn glaubt das Volk, es sieht ihn nicht nur im Glanze eines Heiligen, sondern betrachtet ihn als kommenden Befreier aus innerer Zerrissenheit. Er ist der Volksheld des Hochlandes.



An ihn glaubt das Volk; es sieht ihn nicht nur im Glanze eines Heiligen, sondern betrachtet ihn auch als den kommenden Befreier aus innerer Zerrissenheit (Siehe auch Farbbild auf Seite 383)



Er half dem kleinen Tulku beim Besteigen des Thronsitzes und ließ sich mit ihm zusammen aufnehmen (Siehe auch Farbbild auf Seite 384)



Aufs neue ersteht vor mir die hohe Gestalt des geheimnisvollen tibetischen Mönches .

Am nächsten Morgen suchte ich ihn in Labrang Gompa auf. Willig ließ er sich photographieren und filmen. Obwohl er noch nie vor einer Kamera gestanden hatte, ließ er das Ganze in natürlicher Würde über sich ergehen. Während ich noch mit meiner Kamera beschäftigt war, meldete sich eine junge Inkarnation der gelben Sekte mit seinem Lehrer zu Besuch an. Es war mein kleiner Freund, von dem ich schon berichtet habe. Er verbeugte sich tief vor dem roten Lama, der ihn mit leisem Lächeln vor den Thronaufbau führte, auf dem sitzend er selbst gewöhnlich die Gläubigen empfing. Er half dem kleinen Tulku beim Besteigen des Thronsitzes und ließ sich mit ihm zusammen aufnehmen. Vielleicht ist es das einzige Bild, das eine gelbe und eine rote Inkarnation zusammen zeigt. Ich freue mich ganz besonders, daß die Farbaufnahmen, sicherlich die ersten in Tibet, die herrlich-zarte Tönung der Farben naturecht wiedergeben. So kann auch der Leser Freude und Erleben mit mir teilen.

Oft habe ich darüber nachgedacht, welch eigenartigem Umstände ich meine Begegnung mit dem Roten Lama verdanke. War es Zufall, der mich auf so seltsame Art den Pfad des Kalsang Lodro Gunka kreuzen ließ? Aufs neue ersteht vor mir die hohe Gestalt des geheimnisvollen tibetischen Mönches. In seinem Gesicht verkörpert sich Tibet, wie ich es sah.

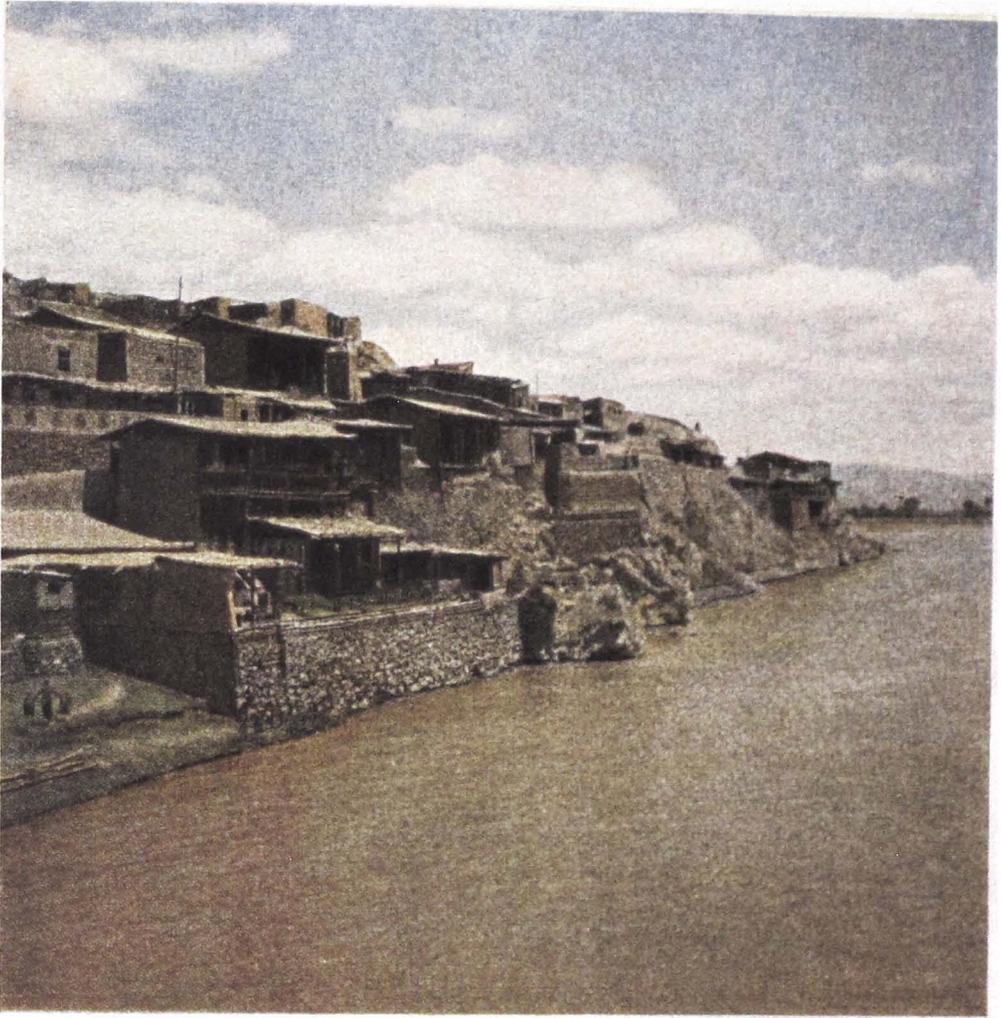


DIE NÄCHTLICHE FLUCHT

Gewitterschwüle brütete über dem sommerlichen Tale von Labrang Gompa. Alarmierende Kunde drang von den Bergpässen des Min Shan nach Amdo — die kommunistischen Heere Chinas wälzten sich über Szechuan gegen Kansu. Roter Feuerschein zeichnete nachts den südlichen Himmel. Geheimes Raunen sprach von bevorstehender Flucht des Panschen Lama nach dem Kokonor. Aus zuverlässiger Quelle erfuhr ich von dem Plan des Führers der Leibwache, vor seinem Abzug meine gesamte Filmausbeute zu beschlagnahmen. Damit wäre die Reise und alle Mühe umsonst gewesen. Der Gedanke, meine Filme zu verlieren, war mir ebenso unerträglich wie die Vorstellung, selbst in die Hände der Aufständischen zu fallen. Heimlich bereitete ich meine nächtliche Flucht vor. Da meine Pferde untertags weideten, war es verhältnismäßig leicht, sie, ohne Aufsehen zu erregen, gegen Sasuma vorzuschicken. Unter Wollballen versteckt, ging meine Ausrüstung mit einer Jakkolonne gegen Mittag von Labrang ab. Bei dem Kommandanten der Leibwache meldete ich mich vorsorglicherweise für den kommenden Morgen zu einer Aussprache an. Zum letzten Male leuchteten mir die goldenen Dächer der Klosterstadt im Glanze der sinkenden Sonne. Gegen Mitternacht verließ ich mit Gorotscheff in nördlicher Richtung das Tal. In weitem Bogen gelangten wir über vergessene Hirtensteige noch vor Morgengrauen an den aus-

gemachten Treffpunkt, wo mein Tibeter schon von weitem winkte. Rasch führte der Mafu aus einem Seitentale die Pferde herbei. Die Ausrüstung war bereits von meinen beiden Getreuen übernommen und die Lasten auf die einzelnen Tiere verteilt. Mit herzlichem Dank nahm ich von dem trefflichen Gorotscheff Abschied. Noch lange sah ich ihn am Wegrand winkend stehen. — Als wir den Paßeinstieg erreicht hatten, verklang hauchfern sein letzter Gruß: „Arro, Arro.“

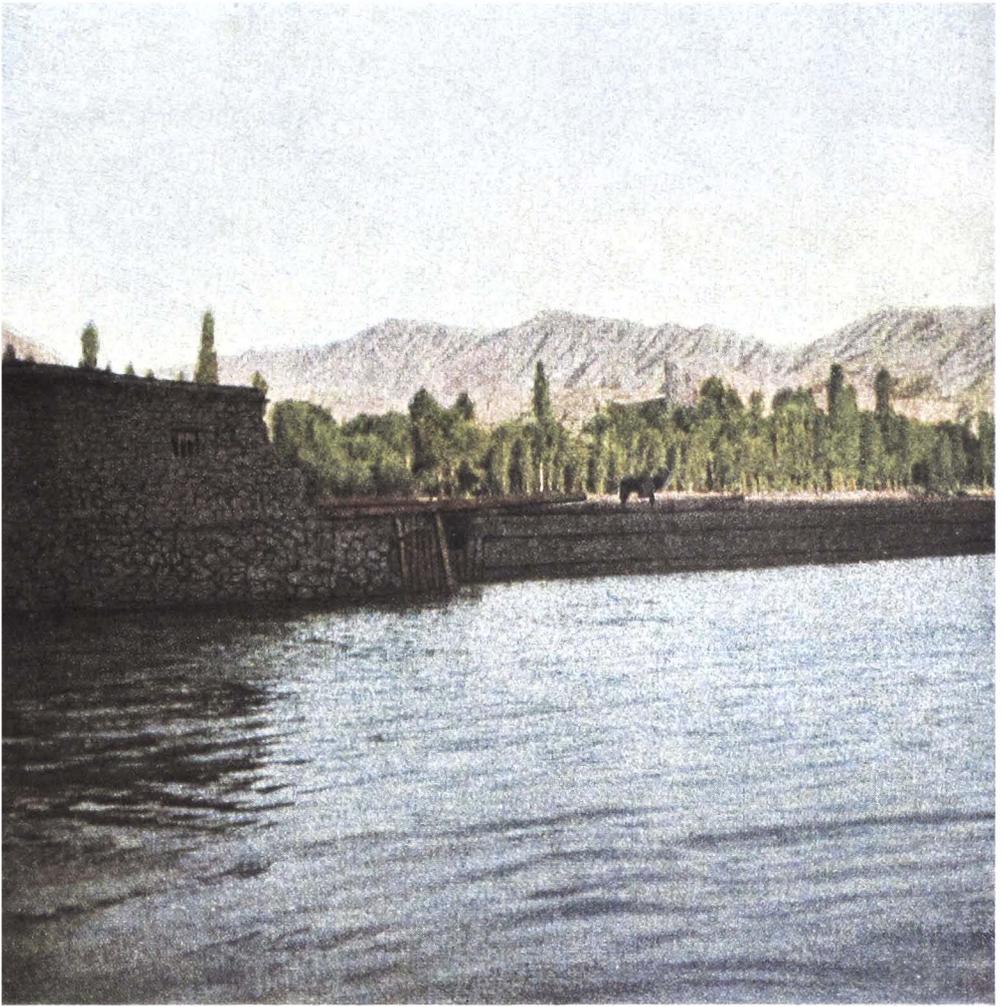




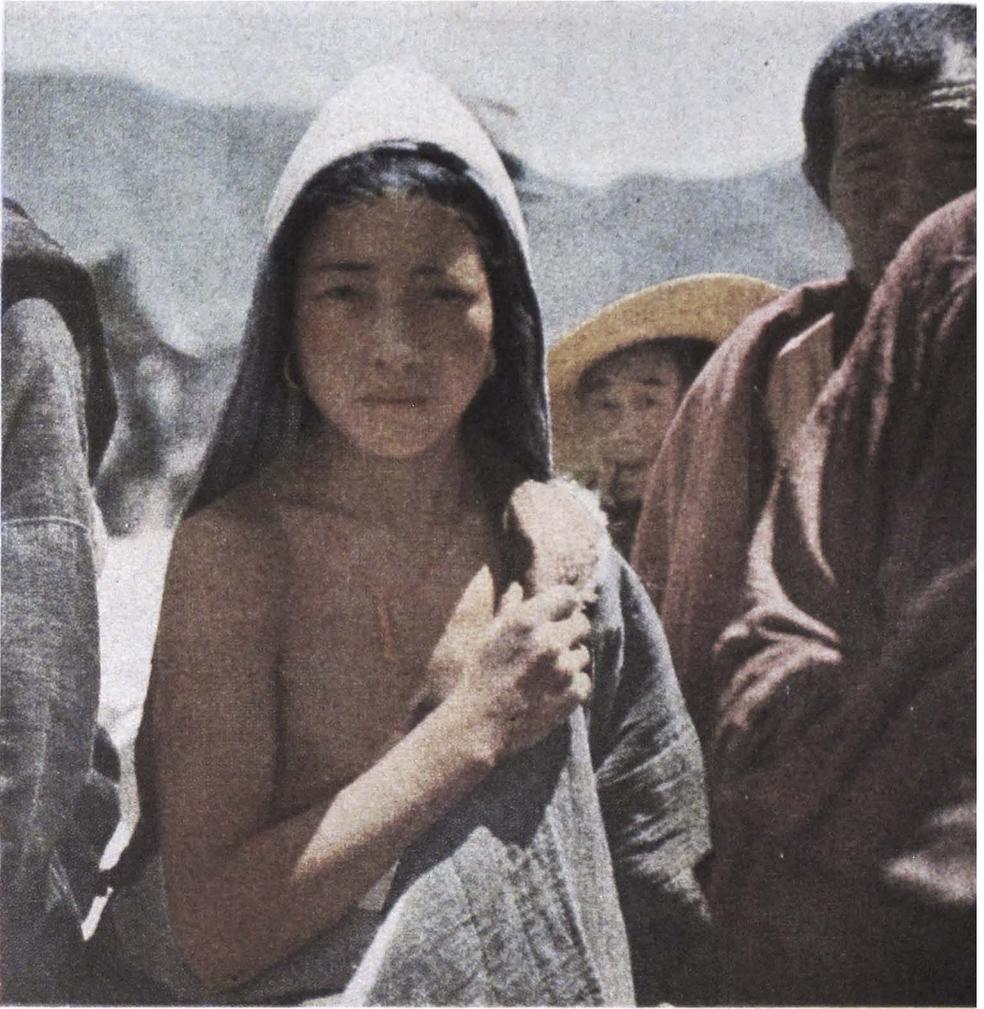
Gelbbraun wälzt der Riese Huang Ho seine gierigen lößgetränkten Fluten...

Die hier folgenden Farbbilder, die bereits in Schwarzweiß-Wiedergabe im Text erschienen, sind mit den ersten Agfa-Versuchsfilmern nach dem Kornrasterverfahren aufgenommen. Sie waren im Gegensatz zu den heutigen vollendeten Agfacolor-Filmern noch nicht tropenfest; auch besaß ich keinerlei Erfahrung in Farbphotographie.

Trotz aller Mängel hoffe ich, mit der Wiedergabe dem Leser eine Freude zu bereiten.



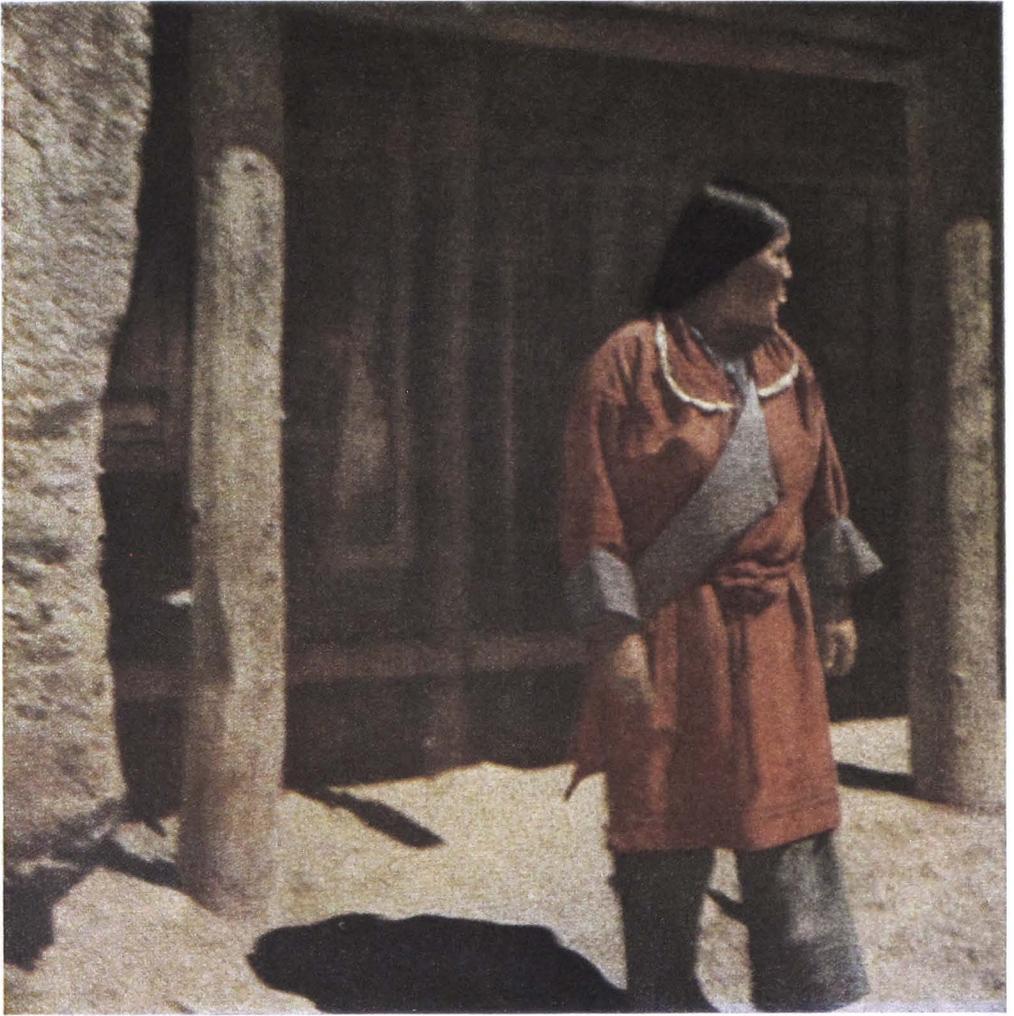
Der Tao Ho ist wohl einer der unbändigsten, sicher aber der schönste Strom Amdos



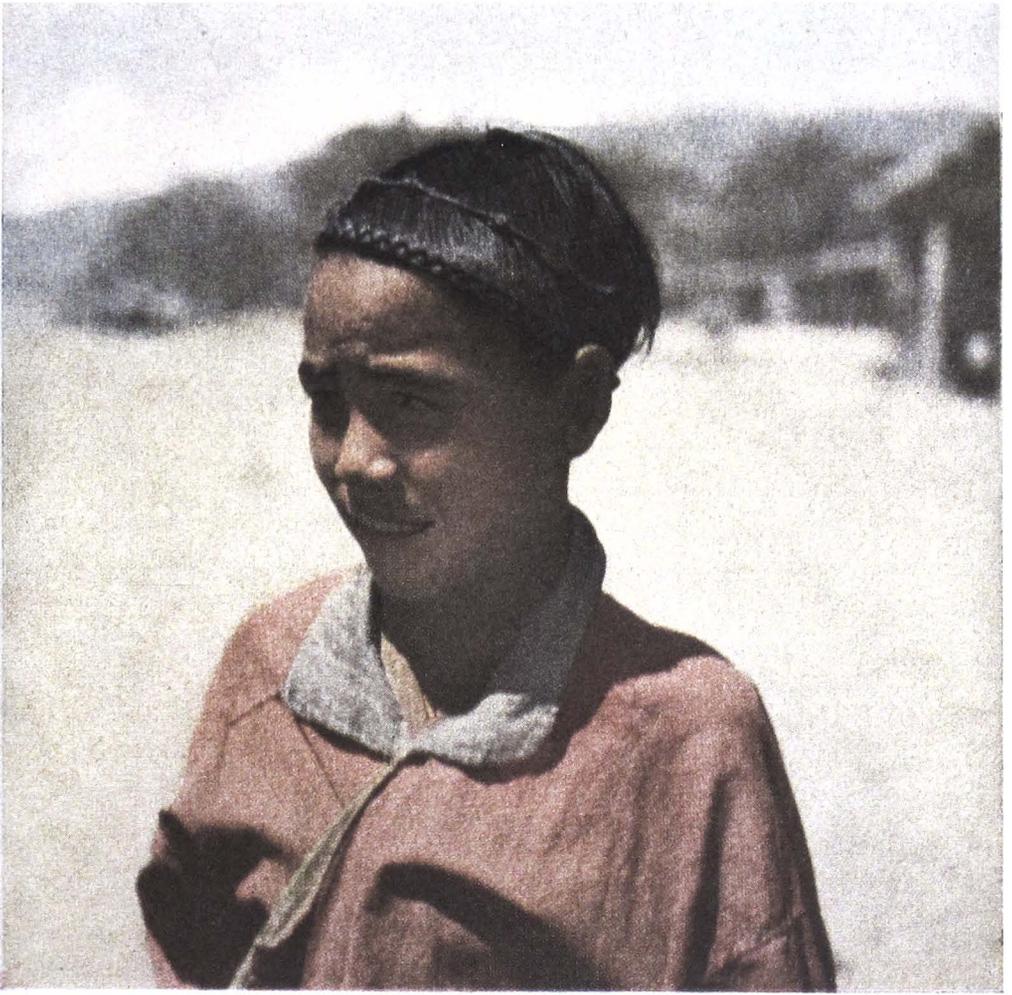
Ihre Kopfbedeckung war eine weit über den Rücken herabfallende Schaffellkapuze. Die Brust trug sie frei.



Der Kaufpreis wurde in Silberstücken auf dem Boden ausgelegt, wobei Käufer wie Verkäufer angestrengt auf die Münzen blickten.



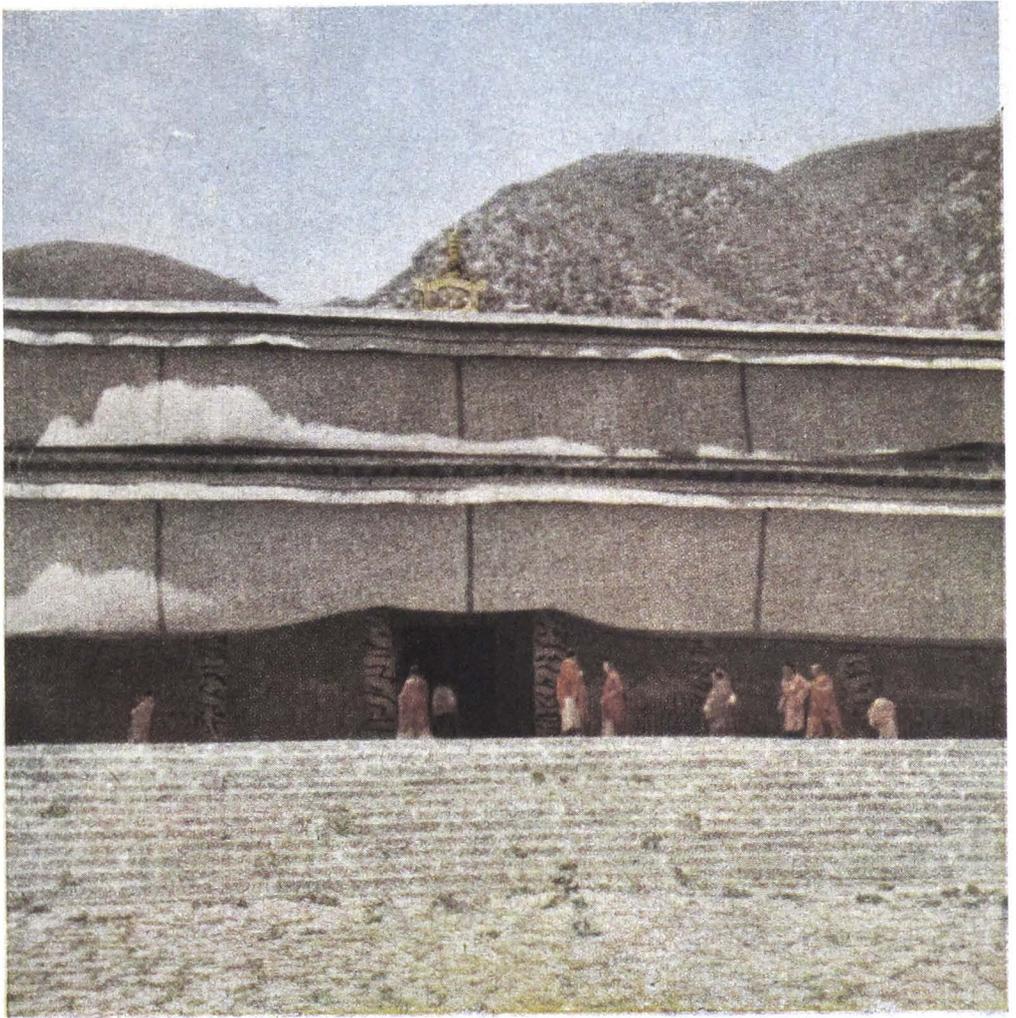
Ich hätte sie mir sehr gut als Squaw in einem Indianerzelt vorstellen können



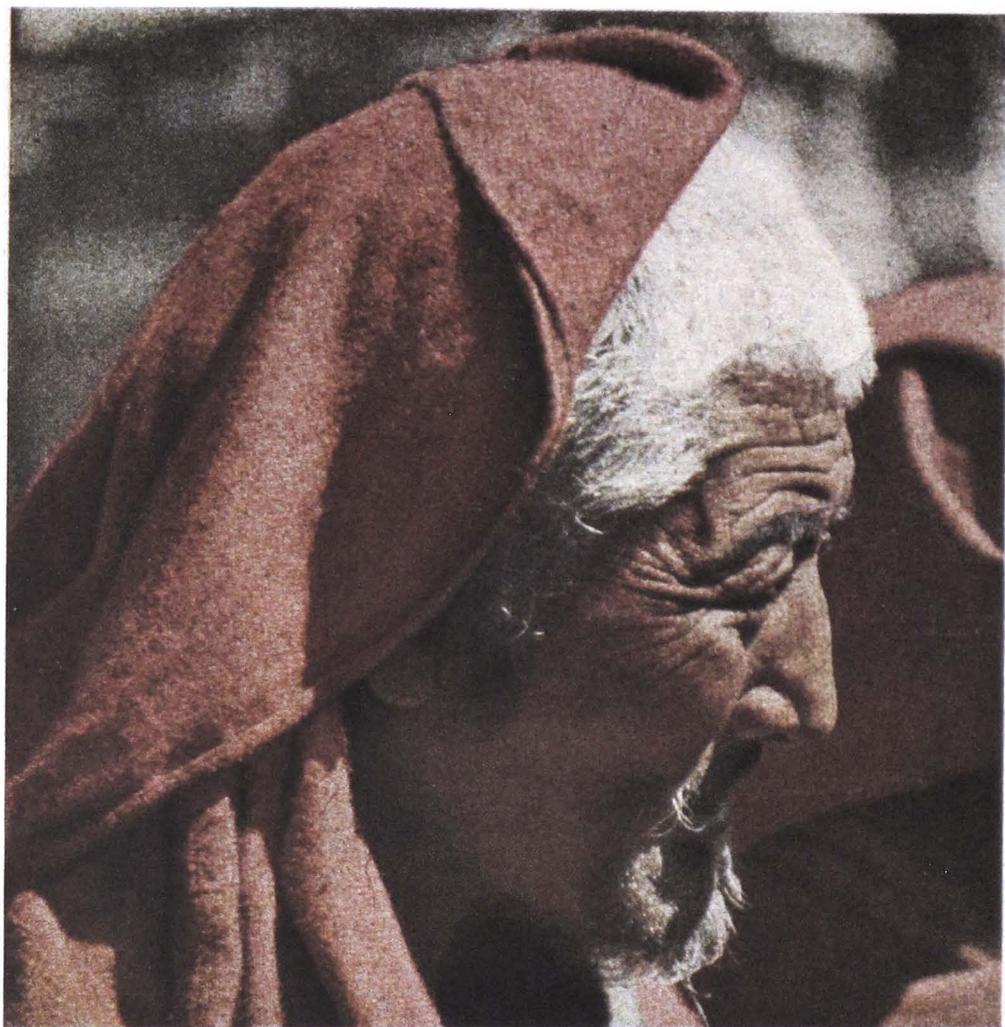
*Seit Jahrhunderten tritt mindestens ein Sohn jeder Familie
in den Mönchsorden ein.*



Nur die reichsten Lamaserien sind aus Stein gebaut.



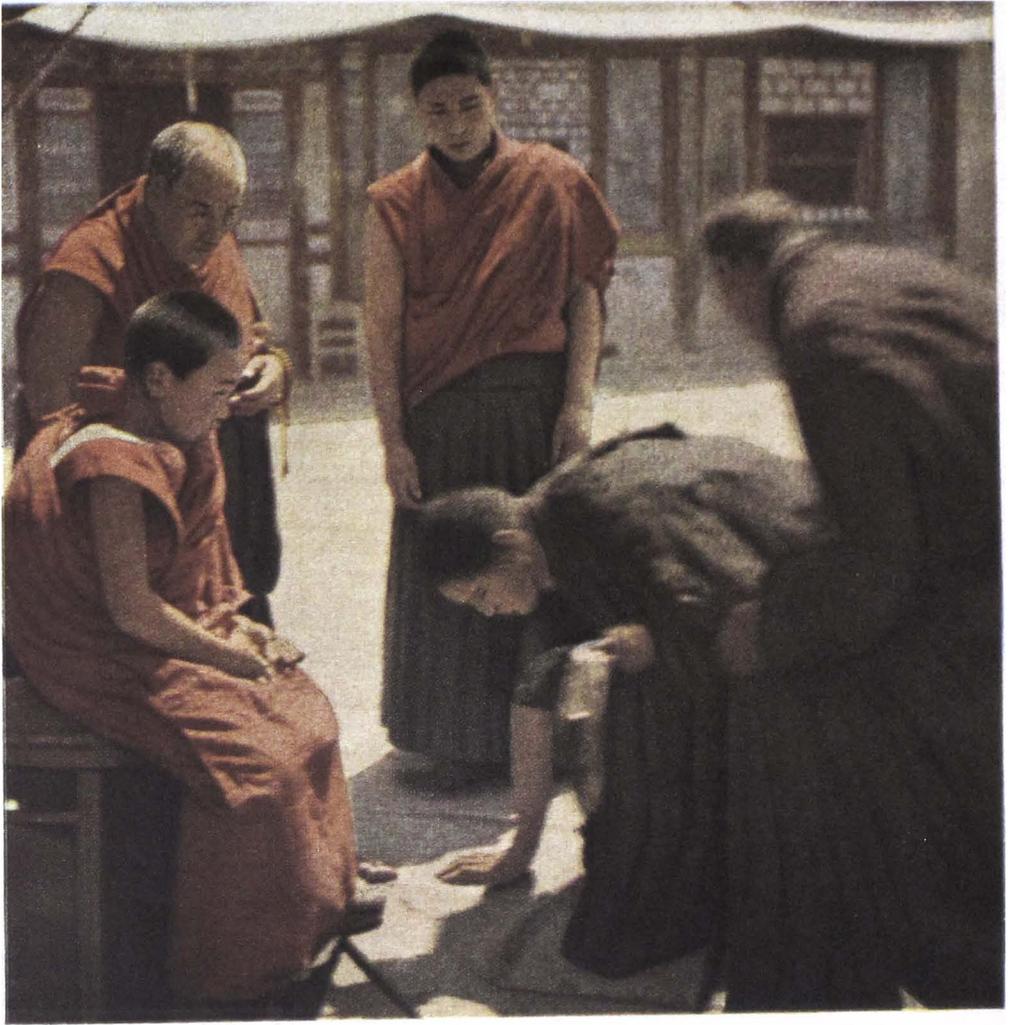
Die hellen Leinenflächen verleihen dem Gebäude ein besonders weihvolles Äußere



... darunter einen Alten in schlohweißem Haar, mit braungegerbtem Gesicht und unzähligen Runzeln.



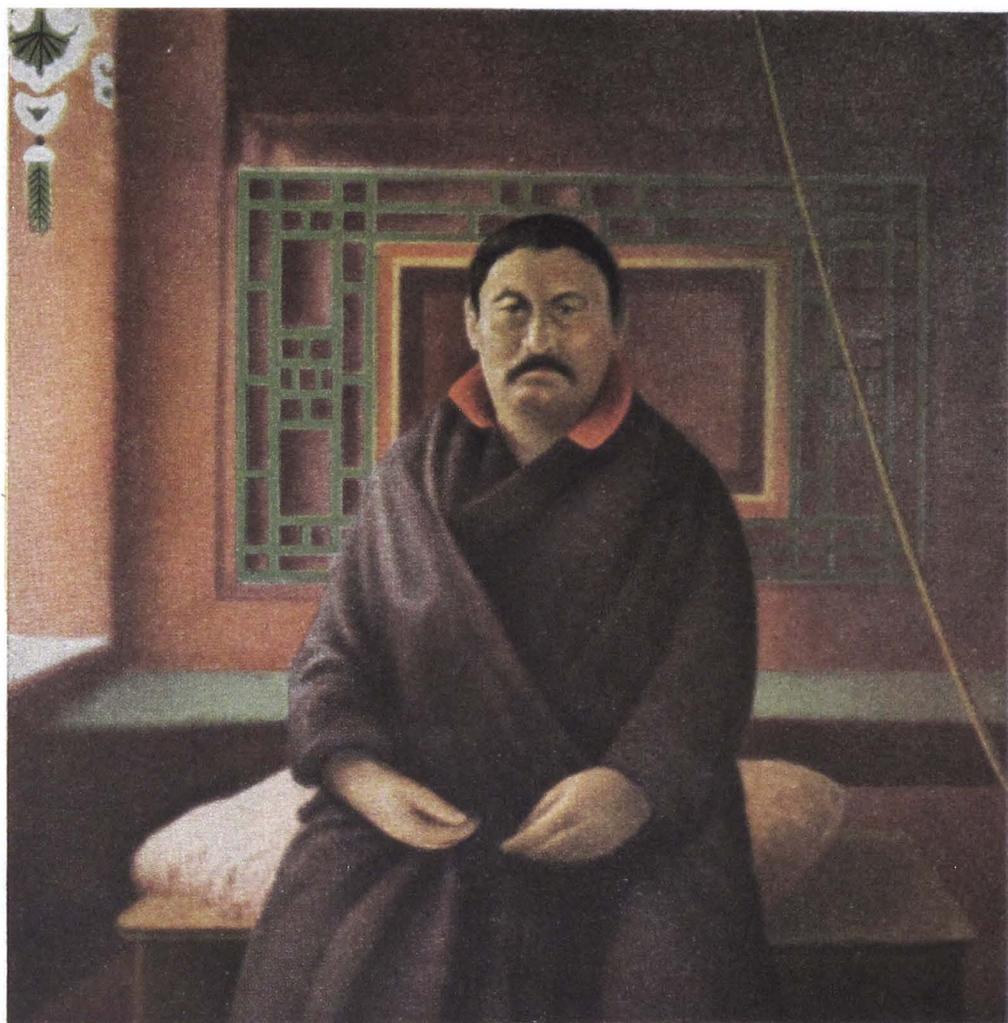
In langer Reihe saßen Pilger und Trapas aus allen Gegenden des Landes rings um den Innenhof des Klosters



Einige Mönche begrüßten mit tiefem Kotau den vielleicht fünfzehnjährigen Heiligen



Wie Feuer leuchtete die sattrote Farbe des Zeltdaches in dem Licht der prallen Sonne. Es durchstrahlte in gedämpften, warmen Tönen das ganze Zeltinnere und verlieh dem tausendfachen Rot der betenden Lamas einen unwirklichen Schimmer



Der Kirchenfürst trug ein einfaches Priestergewand



Sein Reich ist ganz Tibet



An ihn glaubt das Volk; es sieht ihn nicht nur im Glanze eines Heiligen, sondern betrachtet ihn auch als den kommenden Befreier aus innerer Zerrissenheit



Er half dem kleinen Tulku beim Besteigen des Thronsitzes und ließ sich mit ihm zusammen aufnehmen .

I N H A L T S V E R Z E I C H N I S

I . DAS GOLDENE TOR

	<i>Seite</i>
<i>Einführung und Einfühlung</i>	7
<i>Das Goldene Tor</i>	8
<i>Gelb, Rot und Grün</i>	10
<i>Umbruch</i>	11
<i>Kansu</i>	13
<i>Reisepläne</i>	14
<i>Flug-Erleben</i>	16
<i>Lanchow</i>	22
<i>Im Fellboot</i>	26
<i>Marschbereit</i>	37

II . LÖSSLANDSCHAFT

<i>Meine Ausrüstung</i>	39
<i>Gedanken über Löß</i>	42
<i>Beschrwerlicher Marsch</i>	53
<i>Tragödien im Löß</i>	54

III . VON STAUBSTÜRMEN UND WILDFLÜSSEN

<i>Vor dem Sturm</i>	61
<i>Der Staubsturm bricht los</i>	65
<i>Im Kampf mit den Elementen</i>	68
<i>Gefährlicher Abstieg</i>	70
<i>Visitenkarte gegen Bajonett</i>	71
<i>Wir kreuzen den Tao Ho</i>	73
<i>Im Turkidorf</i>	88
<i>Der Garten in Allahs Paradies</i>	98
<i>Wie komme ich aus der Stadt</i>	105

IV . KÖNIGE UND LAMAS

	Seite
<i>Frühgeschichte Tibets</i>	113
<i>Politik und Religion</i>	115
<i>China und Tibet</i>	120
<i>Politischer Machtkampf</i>	121
<i>Schwierigkeiten im Innern</i>	124

V . IN DEN WILDSCHLUCHTEN DES LABRANG HO

<i>Erste Begegnung mit Tibetern</i>	127
<i>Über tibetische Brücken</i>	138
<i>Durch Sumpfsgebiet</i>	154
<i>Auf engen Bergpfaden</i>	158
<i>Tibetische Hunde</i>	169
<i>Lagernde Karawane</i>	170
<i>Begegnungen mit Pilgern</i>	177
<i>Nächtliche Abenteuer</i>	178

VI . UNTER PILGERN IN LABRANG GOMPA

<i>Einzug in Labrang</i>	183
<i>Wir finden Unterkunft</i>	190
<i>Labrang aus der Vogelschau</i>	192
<i>Adlerbestattung</i>	194
<i>Leben und Treiben der Pilger</i>	196
<i>Das Gastgeschenk</i>	206
<i>Intriguen</i>	208
<i>Das Ende der Räuber</i>	210
<i>Tibeterfrauen</i>	214
<i>Unangenehme Besucher</i>	233
<i>Beim Minister des Panschen Lama</i>	235
<i>Der Militärbuddha</i>	238
<i>Im Hause des Fu Kuang Hwang</i>	240
<i>Der Führer der Leibwache</i>	240
<i>Gebetsmühlen</i>	242
<i>Die Einladung beim Tibctergeneral</i>	256

VII · VON BUDDHAS UND TULKUS

	<i>Seite</i>
<i>Lamaistische Lehren</i>	261
<i>Wiedergeburt</i>	261
<i>Tibetische Götter</i>	262
<i>Dalai Lama und Panschen Lama</i>	263
<i>Tulkus</i>	265
<i>Geschichte des Militär-Buddha</i>	266
<i>Aberglauben</i>	267

VIII · LABRANG GOMPA UND SEINE MÖNCHHE

<i>Geschichte des Klosters</i>	269
<i>Klostergemeinschaft</i>	275
<i>Ehelosigkeit</i>	275
<i>Verwandtschaftliche Bande bleiben erhalten</i>	279
<i>Ausbildung der Mönche</i>	279
<i>Bettelmönche</i>	281
<i>Klostergebäude</i>	281
<i>Gold in Tibet</i>	298
<i>Exerzitien</i>	299
<i>Lama-Portraits</i>	305
<i>Der kleine Heilige</i>	308

IX · PANSCHEN RIMPOTSCHHE LAMA

<i>Die Prozession</i>	319
<i>Das Gebetszelt</i>	320
<i>Aufmarsch der Pilger</i>	322
<i>Farbensymphonie</i>	324
<i>Opfergang der Pilger</i>	324
<i>Im Zelte des Panschen Lama</i>	328
<i>Fürstliche Pilger</i>	330
<i>Das Exil des Panschen Lama</i>	334
<i>Audienz beim Panschen Lama</i>	340

X · KALSANG LODRO GUNKA

	<i>Seite</i>
<i>Die rote Sekte</i>	<i>349</i>
<i>Der Besuch des Roten Lama</i>	<i>350</i>
<i>Der Tod des alten Buddha</i>	<i>352</i>
<i>Auffinden des neuen Buddha</i>	<i>354</i>
<i>Die Flucht des Knaben</i>	<i>356</i>
<i>Lhasa</i>	<i>357</i>
<i>In den Berghöhlen des Labrang Ho</i>	<i>359</i>
<i>Der geheimnisvolle Mönch am Tsaidam</i>	<i>361</i>
<i>Der Rote Lama als Volksheld</i>	<i>362</i>

DIE NÄCHTLICHE FLUCHT

